



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

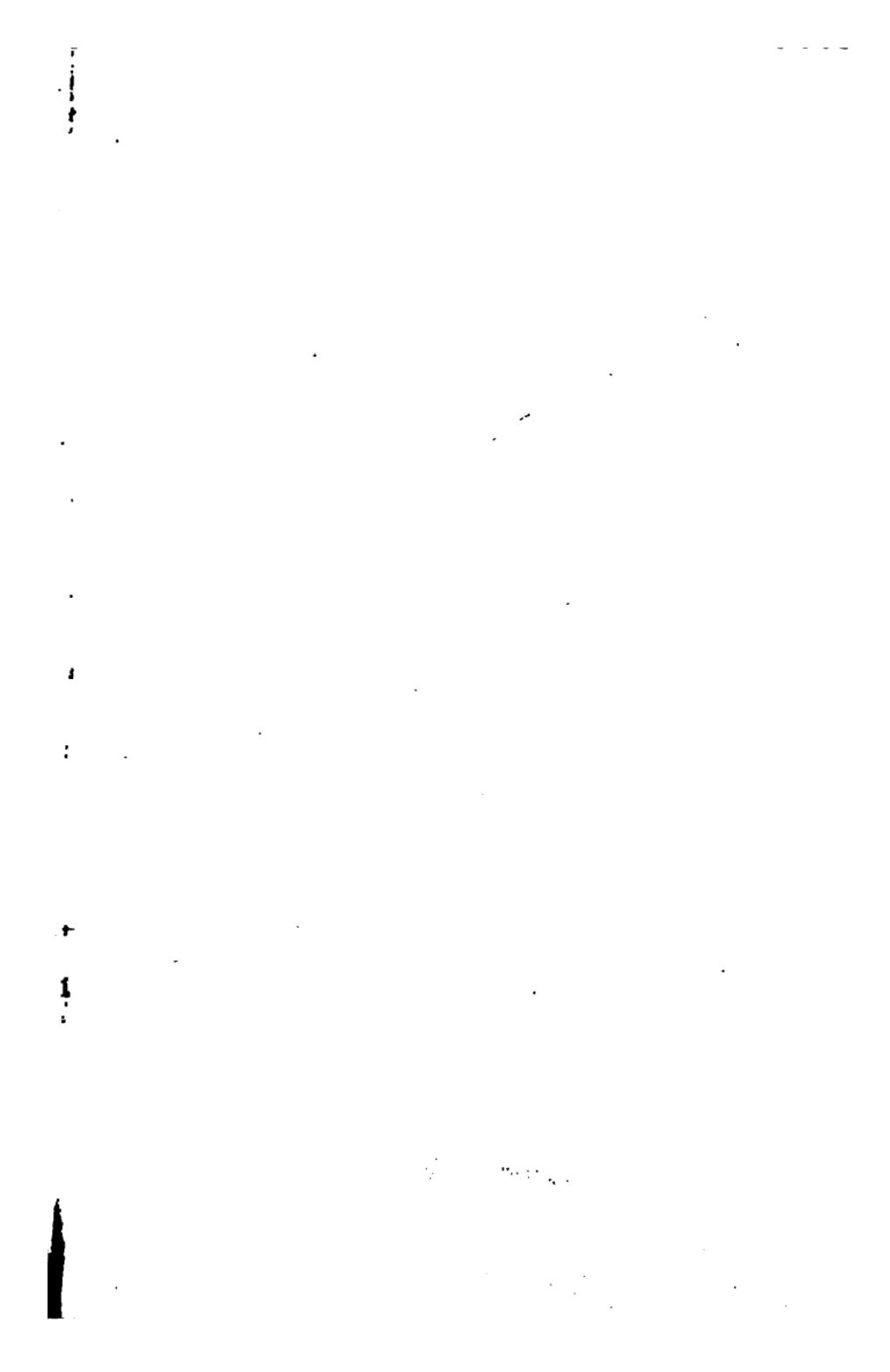
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



PRESENTED TO THE LIBRARY
BY
PROFESSOR H. G. FIEDLER

Fiedler M 1275-1





Das
D e l a m e r o n
von
Giovanni Boccaccio.

Aus dem Italienischen übersetzt
von
Karl Witte.

S zweite verbesserte Auflage.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.



An Ludwig Tieck.

Geboren an des Ganges Schilfgestaden,
Wiegt die Novelle sich auf Lotosblättern;
Dann durch der Wüste Sand, in Sturmewettern
Zieht westwärts sie auf Caravanenpfaden.

Die Blüthen, die sie flieht, Scheherasaden
Gestaltet sie sich zu Lebensrettern;
Hier siehst Du sie um Athos Zinnen klettern,
Dort weilt sie an dem Thron der Ommajaden. —

Da löst der Uebermuth des Cortaldesen
Der Stammelnden Organ; zur Geißlerin
Wird, die noch jüngst ein thöricht Kind gewesen.

In Welschland buhlt sie dann, mit frecher Blöße; —
Du aber weilst in ihr den tiefsten Sinn
Und hebst sie auf zu nie gehänter Größe!



Vorrede.

Als in den Jahren 1827—30 die erste Ausgabe dieser Uebersetzung erschien, gehörten davon nur die ersten vier Tage mir. Da bei meinen, mich gerade damals sehr in Anspruch nehmenden, Geschäften die Arbeit nur langsam vorschritt, übertrug die Verlags-handlung im Einverständniß mit mir die Bearbeitung der sechs letzten Giornaten einem des Italienischen in hohem Grade kundigen und in der deutschen Literatur wohlbekannten Schriftsteller. Seht ist das Verhältniß ein anderes geworden: die fünfte und sechste Giornata sind, ausschließlich von mir bearbeitet, neu hinzugekom-men, außerdem gehört die siebente Geschichte des sieben-ten Tages mir an. In Betreff der vier letzten Tage wurde nur eine Revision, welche die etwa übers-sehenen Irrthümer tilgen sollte, beabsichtigt. Obwohl ich indeß so zu verfahren mehrfach von Neuem ange-setzt habe, so bin ich mir immer wieder inconsequent geworden. Ich hatte mich an die Weise, wie ich Boccaccio's eigenthümliche Schreibart nachzuhahmen ver-sucht hatte, einmal so sehr gewöhnt, daß ich, fast wider Willen, mich immer aufs Neue verlocken ließ, die frü-here Uebersetzung in diesem Sinne umzumodeln, und

die Arbeit, die mir dadurch erwuchs, ist, da häufig kaum mehr als die Hälfte des alten Textes stehen blieb, in der That eine größere geworden, als eine eigne Uebertragung mir gemacht haben würde. Es kann eine solche Umgestaltung in sehr verschiedenem Maße geschehen, und ich muß einräumen, daß ich in diesem Maße während der Arbeit wiederholt geschwankt habe. Zu Anfang jedes einzelnen Tages ist das Bestreben, mit meinen Änderungen sparsam einzugreifen, schwerlich zu erkennen; ebenso wenig aber auch der mit jeder Geschichte wachsende Eifer, es an Dem, was mir nun einmal Verbesserung schien, nicht fehlen zu lassen. Möge meinem, vielleicht nur allzu guten, Willen die Ungleichheit, die dadurch erwachsen sein mag, verziehen werden. Nur die fünf Canzonen, die sich in jenen vier Giornaten befinden, sind völlig unverändert geblieben.

Dass ich auch die vier ersten Tage fortwährend und möglichst sorgsam mit dem Originale verglichen und, soweit ich konnte, verbessert habe, bedarf kaum einer Erwähnung. Nur ein probirend hin- und herfahrendes, stückweis immer wieder neu Uebersehen, wie ich wohl sehe, daß Manche es bei neuen Auflagen von sich rühmen, scheint mir für Den nicht zu passen, der von Hause aus wußte, was er wollte, und auch gleich zu Anfang es allerdings an Einsicht, schwerlich aber an Eifer und Sorgfalt hat fehlen lassen.

Halle, den 26. April 1843.

Karl Witte.

Inhalt des ersten Theils.

Giovanni Boccaccio	Seite xv
--------------------------	-------------

Dekameron.

Vorrede	1
---------------	---

Erster Tag.

Einleitung	4
------------------	---

Erster Tag. Erste Geschichte.

Herr Chapelet täuscht einen heiligen Pater durch falsche Beichte und stirbt. Trog des schlechten Lebens, das er geführt, kommt er nach seinem Tode in den Ruf der Heiligkeit und wird Sanct Chapelet genannt.	28
--	----

Erster Tag. Zweite Geschichte.

Der Jude Abraham geht auf Antrieb des Jeannot von Sevigne nach Rom und kehrt, als er die Schlechtigkeit der Geistlichen dort kennen gelernt, nach Paris zurück, um Christ zu werden.	44
---	----

Erster Tag. Dritte Geschichte.

Der Jude Melchisedech entgeht durch eine Geschichte von drei Ringen einer großen Gefahr, die Saladin ihm bereitet.	49
--	----

Erster Tag. Vierte Geschichte.

Ein Mönch befreit sich von einer schweren Strafe, die er verwickt hat, dadurch, daß er seinem Abte dasselbe Vergehen, das er sich hatte zu Schulden kommen lassen, auf geschickte Weise vorhält.	53
---	----

Erster Tag. Fünste Geschichte.

Die Markgräfin von Monferrat weist durch eine aus Hühnern bereitete Mahlzeit und durch ein paar feine Worte die thörichte Liebe des Königs von Frankreich von sich ab. 58

Erster Tag. Sechste Geschichte.

Ein Laius beschämmt durch einen guten Einfall die Heudelei der Mönche. 61

Erster Tag. Siebente Geschichte.

Bergamino beschämmt auf seine Weise Gangrande della Scala wegen einer plötzlichen Aanwandlung von Geiz, indem er ihm eine Geschichte von Primasseau und dem Abte von Clugny erzählt. 64

Erster Tag. Achte Geschichte.

Guiglielmo Vorstere strafft mit seiner Rede den Geiz des Herrn Ermino Grimaldi. 70

Erster Tag. Neunte Geschichte.

Der König von Cypren wird durch den Spott einer Dame aus der Gascogne von einem schwächen zum kräftigen Fürsten. 73

Erster Tag. Zehnte Geschichte.

Meister Alberto von Bologna beschämmt auf seine Weise eine Dame, die ihn wegen seiner Liebe zu ihr beschämen wollte. 75

Zweiter Tag.

Einleitung. 84

Zweiter Tag. Erste Geschichte.

Martellino stellt sich lahm und gibt vor, durch den Körper des heiligen Heinrich geheilt zu werden. Sein Betrug wird entdeckt; er wird geschlagen und eingekerkert, und ist in Gefahr, gehängt zu werden; endlich aber kommt er los. 85

Zweiter Tag. Zweite Geschichte.

Rinaldo von Asti kommt von Räubern ausgeplündert nach Castel Guiglielmo, wo er von einer Witwe beherbergt

und für seinen Unfall schadlos gehalten wird, und dann un-
versehrt nach Hause zurückkehrt. Seite 91

Zweiter Tag. Dritte Geschichte.

Drei Jünglinge bringen das Thrigie durch und verarmen.
Ein Neffe von ihnen kehrt hoffnungslos nach Hause zurück
und trifft unterwegs mit einem Abte zusammen. Dieser ent-
deckt sich als Tochter des Königs von England, heirathet ihn
und macht seine Ohne durch Ersatz des Verlorenen wieder
wohlhabend. 99

Zweiter Tag. Vierter Geschichte.

Landoſo Ruffolo verarmt und wird Corsar, dann gerath
er in gneueſche Gefangenschaft und leidet Schiffbruch. Er
rettet ſich auf einem Kasten voll kostlicher Edelſteine, wird in
Corfu von einem armen Weibe beherbergt und kehrt reich
in ſeine Heimat zurück. 110

Zweiter Tag. Fünfte Geschichte.

Andreuccio von Perugia kommt nach Neapel, um Pferde
zu kaufen, und gerath drei Mal in einer Nacht in Lebens-
gefahr, welcher er jedoch jedes Mal entgeht und mit einem
Rubin in ſeine Heimat zurückkehrt. 117

Zweiter Tag. Sechste Geschichte.

Madonna Beritola verliert ihre zwei Söhne, wird dann
mit zwei kleinen Neben auf einer Inſel gefunden und geht
nach Lunigiana. Hier tritt einer ihrer Söhne bei dem Lan-
desherrn in Dienste, beschläft dessen Tochter und wird ge-
fangen geſetzt. Inzwischen empört ſich Sicilien gegen den
König Karl, der Sohn wird von ſeiner Mutter erkannt und
heirathet die Tochter ſeines Herrn; der Bruder findet ſich
ebenfalls wieder, und Beide werden wieder vornehme Leute. 133

Zweiter Tag. Siebente Geschichte.

Der Sultan von Babylon ſchickt ſeine Tochter dem König
von Algarbien zur Frau, sie aber gerath durch eine Reihe
von Ereignissen in Zeit von vier Jahren und an verschiedenen
Orten neun Männern in die Hände. Endlich wird ſie ihrem
Vater zurückgebracht und reift als vorgeblühte Jungfrau zum
König von Algarbien, um diesen, der ersten Abſicht nach,
zu heirathen. 150

Zweiter Tag. Achte Geschichte.

Der Graf von Antwerpen geht auf eine fälschliche Be-
schuldigung ins Exil und lässt seine zwei Kinder an verschie-
denen Orten in England. Als er später unerkannt aus Irland
zurückkehrt, findet er Beide in glücklicher Lage; er geht als
Stallknecht mit dem Heere des Königs von Frankreich; seine
Unschuld wird entdeckt, und er erlangt seine frühere Stellung
wieder. 178

Zweiter Tag. Neunte Geschichte.

Bernabò von Genua verliert durch Ambrogiuolo's Be-
trug das Seinige und befiehlt, daß seine unschuldige Frau
getötet werde. Sie entkommt und dient in Männerkleidern
dem Sultan. Dann entdeckt sie den Betrüger und veranlaßt
Bernabò nach Alexandrien zu kommen. Der Betrüger wird
bestraft und sie kehrt, wieder in Weiberkleidern, mit dem
Manne reich nach Genua zurück. 198

Zweiter Tag. Behnke Geschichte.

Paganino von Monaco raubt dem Herrn Ricciardo von
Chinzica seine Frau. Dieser erfährt, wo sie sei, befreundet
sich mit Paganino und fordert sie von ihm wieder. Paga-
nino verspricht sie ihm, wenn sie wieder zu ihm wolle. Sie
hat aber keine Lust, zu ihm zurückzukehren, und wird nach
Herrn Ricciardo's Tode Paganino's Frau. 214

Dritter Tag.

Einleitung. 228

Dritter Tag. Erste Geschichte.

Masetto von Lamporechio stellt sich stumm und wird
Gärtner in einem Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen um
die Wette bei ihm schlafen. 232

Dritter Tag. Zweite Geschichte.

Ein Stallknecht schläft bei der Gemahlin des Königs
Agilulf. Der König bemerkt es im Stillen, findet ihn und
schneidet ihm die Haare ab. Der Geschorene thut seinen
Kameraden ein Gleiches und entgeht dadurch seinem Unftern. 240

Dritter Tag. Dritte Geschichte.

Eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt ist,
bringt unter dem Vorwande der Beichte und großer Gewissen-

Inhalt des ersten Theils.

XIII

Seite

- haftigkeit einen gestrengen Mönch dahin, daß er, ohne zu wissen, was er thut, sie selbst an das endliche Ziel ihrer Wünsche führt. 246

Dritter Tag. Vierte Geschichte.

- Don Felice lehrt den Bruder Puccio, wie er durch eine Bußübung selig werden kann. Bruder Puccio übernimmt sie und Don Felice vertreibt sich inzwischen mit dessen Frau die Zeit. 258

Dritter Tag. Fünste Geschichte.

- Zima schenkt Herrn Francesco Bergellesi ein schönes Pferd und erhält dafür die Erlaubniß, mit seiner Frau reden zu dürfen; als diese schweigt, antwortet er selbst in ihrem Namen und dann erfolgt auch Alles seinen Antworten gemäß. 265

Dritter Tag. Sechste Geschichte.

- Ricciardo Minutolo liebt die Frau des Filippello Tighi-nolfi. Er erfährt, daß sie eifersüchtig sei, und bringt es dahin, daß sie, weil er ihr vorspiegelt, Filippello werde am andern Tage mit seiner Frau in einem Bade zusammenkommen, dorthin geht, und während sie der Meinung ist, mit ihrem Manne zusammenzusein, findet es sich, daß sie dem Ricciardo sich hingegeben hat. 272

Dritter Tag. Siebente Geschichte.

- Tedaldo verläßt Florenz im Unfrieden mit seiner Geliebten. Nach einiger Zeit kommt er als Pilger gekleidet zurück, spricht mit der Dame, bringt sie zur Erkenntniß ihres Unrechts, befreit ihren Mann vom Tode, der ihm bevorstand, weil ihm bewiesen war, daß er den Tedaldo umgebracht habe, versöhnt ihn dann mit seinen Brüdern und erfreut sich vorsichtig mit seiner Geliebten. 283

Dritter Tag. Achte Geschichte.

- Ferondo wird, nachdem er ein gewisses Pulver gegessen hat, für tot begraben; der Abt aber, der sich inzwischen mit seiner Frau ergötzt, holt ihn aus dem Grabe, setzt ihn ins Gefängniß und bildet ihm ein, er sei im Fegefeuer. Dann wird er auferweckt und erzieht einen Sohn, den der Abt mit seiner Frau erzeugt hat, als den seinigen. 304

Dritter Tag. Neunte Geschichte.

Gillette von Narbonne heilt den König von Frankreich von einer Fessel und verlangt dafür Bertran von Roussillon zum Manne. Dieser heirathet sie wider Willen und geht aus Verdruss nach Florenz. Hier verliebt er sich in ein junges Mädchen, die er zu umarmen glaubt, während er Gillette beschläft. Diese gebiert ihm zwei Söhne, um derentwillen er sie lieb gewinnt und als Frau behandelt. 317

Dritter Tag. Zehnte Geschichte.

Alibech wird Einsiedlerin und der Mönch Rusticus lehrt sie, den Teufel in die Hölle heimschicken. Dann kehrt sie zurück und wird die Frau des Neerbal. 329

Giovanni Boccaccio.

Dem Boccaccio di Chellino¹⁾), einem mäßig begüterten Florentiner Kaufmann, der aus dem Landstädtchen Certaldo im Elsathal²⁾ stammte, wurde im Jahr 1313³⁾ ein Sohn, Giovanni, geboren. Die Nachrichten über die Lebensschicksale dieses Letzteren, des verbreitetsten unter allen Novellen-dichtern und des nach fünf Jahrhunderten noch nicht veralteten Vorbildes italienischer Prosa, namentlich die Nachrichten über die Schicksale seiner Jugend, sind ungenügend und voller Widersprüche. Selbst seine Geburt ist in Dunkel gehüllt. In einem allegorischen Roman (*Ameto*) erzählt Boccaccio⁴⁾ unter erblickten Namen (Caleone und Fiammetta) sein Verhältniß zu der schönen Maria. Nachdem nun erwähnt worden⁵⁾), Mariens Mutter sei aus Frankreich gekommen, sagt Caleone (Boccaccio — S. 111): „Nicht gar weit von den Gegenden geboren, aus denen Deine

1) Diminutiv von Michael.

2) Bergl. *Boccaccio, de montibus, sylvis. v. Elsa.*

3) *Petrarca, Epist. seniles VIII. 1.*

4) Die Deputati zum Dekameron (Originalausg. v. 1574 p. 136. 37) verlangen, daß Boccacci geschrieben werde; jedoch mit Unrecht, wie das Akrostichon der *Amorosa visione* ergibt.

5) Ciccarellische Ausg. S. 106.

(Mariens) Mutter stammte, suchte ich als Kind die heturischen Reiche heim.“ Da nun bekannt ist, daß Boccaccio di Chellino zweimal (mit Margherita di Gian Donato de' Martoli und mit Vice di Ubaldino Bosticchi) verheirathet war, keine der beiden Genannten aber des Dichters Mutter ist, so scheint er die Frucht verbotener Liebe, und vermutlich in Paris geboren zu sein¹).

In der Genealogie der Götter²) erzählt uns Boccaccio, daß er noch vor erreichtem siebenten Jahre, kaum des Lesens und Schreibens kundig, ohne Unterweisung, ja ohne alle Bekanntschaft mit Dichterwerken, kleine poetische Erfindungen in Reimen verfaßt habe. Einigen grammatischen Unterricht ließ ihm nach Filippo Villani's Bericht³) der Vater, obwohl poetischen Ländleien abhold, durch Johannes de Strada ertheilen; doch wissen wir aus einem Antwortbriebe des Petrarca⁴), daß Boccaccio noch im späten Jahren sich rühmte, als Knabe, zuerst von Dante's göttlicher Komödie emporgeleitet, nach Höherem gestrebt zu haben.

Bald indeß zog unsern Giovanni des Vaters Gebot so lieben Beschäftigungen ab und nöthigte ihn zu Kaufmännischer Thätigkeit⁵). Noch im Knabenalter (adolescentiam nondum intrantem) wurde er einem bedeutenden Kaufmann anvertraut, bei dem er sechs Jahre verweilte, und der ihn, (nach Manetti) auf seinen Geschäftsreisen (namentlich auch nach Frankreich) mit sich führte, endlich aber ihn, als der Fähigkeiten und des guten Willens ermangelnd, dem Vater zurück sandte. Nun mußte er auf des Vaters Befehl, mit nicht geringerem Widerwillen, canonisches Recht (pontificum sanctiones) studiren, und

1) *Mehus*, Vita Ambrosii Camald. p. CCLXV. *Baldelli Vita di Giov. Boccacci* p. 277—80.

2) XV. 10.

3) Vita ed. Moreni p. 69.

4) Epist. Ed. 1601. XII. 12.

5) Geneal. Deor. l. c.

obwohl sein Lehrer zu den berühmteren zu zählen war, blieb diese, ungefähr ebenso lange fortgesetzte, Beschäftigung für den Schüler so fruchtlos, als die frühere kaufmännische.

Wer Boccaccio's Lehrer im canonischen Recht gewesen sei, ist unbekannt. Ein Brief an Cino von Pistoja¹⁾ bezeichnet diesen; nicht allein aber ist dieser bekannte Feind der Canonisten²⁾ nie Lehrer des canonischen Rechtes gewesen, sondern auch aus andern Gründen ist die Unzähligkeit dieses, den vielen Betrügereien des Doni bezugshabenden, Briefes schon längst erwiesen³⁾. Indes nehmen alle Biographen des Boccaccio an, daß die Zeit seines Rechtsstudiums, dem er bald in Bologna (wo damals Johannes Andreæ blühte), bald in Paris, oder wo sonst immer, obgelegen haben soll, von seinem ersten Aufenthalte in Neapel zu unterscheiden sei, möge sie nun diesem vorausgegangen oder nachgefolgt sein⁴⁾. Ich halte dafür, daß sich nachweisen lasse, Boccaccio habe seine Rechtsstudien in Neapel gemacht, obwohl ich keinen berühmten Canonisten, der dort um jene Zeit gelebt hätte, namhaft zu machen weiß. In der Genealogie der Götter nennt Boccaccio die mit dem canonischen Recht verlorene Zeit unmittelbar nach der, welche das kaufmännische Treiben ihn gekostet. Nach den bereits erwähnten Andeutungen möchte Boccaccio, als sein Vater ihn nach vollendetem grammatischen und arithmetischen Unterricht jenem florentiner Kaufmann anvertraute, etwa 11 oder 12 Jahre alt sein. Sechs fernere Jahre führen uns in sein 17tes oder 18tes Lebensjahr (1330 oder 31).

1) Giccarelli'sche Ausg. der Lettere p. 34.

2) v. Savigny, Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter VI. 60.

3) Manni, Istoria del decamerone p. 23. Mazzuchelli, Scrittori d'Italia. Vol. II. P. 3. p. 1320 N. 37. Ciampi, Vita e mem. di M. Cino. Ed. 3. p. 90, 143 N. 50.

4) Ersteres ist Baldelli's, letzteres Mazzuchelli's (p. 1320, 21) Meinung.

Seine Ankunft in Neapel bezeichnet er aber, demgemäß, im Ameto (p. 111) als die età pubescente di nuovo, und weiterhin (p. 114) als seine puerizia; Villani's Nachricht (a. a. D. p. 69), daß Boccaccio bei seiner Ankunft in Neapel 28 (nach einer andern Lesart 25) Jahre gezählt habe (1341), ist also jedenfalls irrig. Nachdem er, wie im Ameto berichtet wird, sechs Jahre hier verweilt (1336 oder 37), hatte er eine zweite Vision, die ihm das Bild der Fiammetta (Maria) vorführte, und 16 Monate später, um Ostern (1338 oder 39), sah er sie zum ersten Male in der Kirche San Lorenzo¹⁾). Vor diesem Momente war also für das Studium des canonischen Rechtes offenbar keine Zeit. Nun hat aber Campi²⁾ vor einigen Jahren einen Brief des Boccaccio aufgefunden, den er an Andalone del Negro gerichtet glaubt, und in dem der Briefschreiber um ein Exemplar der Thebaide bittet, damit er sich daran von der Langenweile, welche seine „Decretalium lectores“ ihm veranlaßten, erholen könne. Dieser Brief ist datirt sub monte Falerno apud busta Maronis Virgilii. Julii Kal. IV. Unter dem Mons Falernus versteht Boccaccio den Posillipo³⁾. Das gleiche Datum tragen zwei andere Briefe, deren einer⁴⁾ die Jahreszahl 1339 (III. Non. Apr.) angibt. Filippo Villani berichtet, als Boccaccio auf des Vaters Befehl in Neapel geweilt habe, sei er eines Tages allein nach dem Orte gewandelt, wo die Asche des Maro begraben liege, und als er dies Grabmal unverwandten Blickes nachdenklich betrachtet und dabei erwogen habe, was es in sich schließe, und welcher Ruhm diese Gebeine verherrliche, seien plötzlich Schmerz und tiefe Trauer ob seines Geschickes über ihn gekommen, welches ihn zwinge, geist ödende Geschäfte (Villani sagt:

1) Bergl. auch Filocopo, Ciccarelli'sche Ausg. p. 4. Das Osterfest wird auch in der Fiammetta angedeutet.

2) Monum. di M. Giov. Bocc. Mil. 1830. p. 308.

3) Ameto p. 103.

4) l. c. p. 276.

schmutzige Krämerei) zu treiben, und, sofort von der Liebe zu den Mūsen erfüllt, habe er, heimgekehrt, von seinem bisherigen Treiben sich losgemacht und mit glühendem Eifer allein der Poesie sich ergeben. Wahrscheinlich steht dies Ereignis im Zusammenhange mit dem Datum jener Briefe (vom Grabe Virgil's), und gibt man der Lesart bei Villani, welche das 25ste Lebensjahr (1338) angibt, den Vorzug, so trifft auch die Zeit zu, und Villani irrite nur darin, daß er Boccaccio's Ankunft in Neapel mit seinem Entschlusse, sich nur den Mūsen zu weihen, verwechselt. Ein gleichfalls sub monte Falerno datirter und von Ciampi aufgefunderer Brief beschreibt¹⁾ Boccaccio's Aufenthalt in oder bei Neapel zwischen Dornen unter dem Schmuz und widrigen Gerüche der Landleute bei schlechter Kost mit den abschreckendsten Farben. Wir dürfen dabei vielleicht an das Fischerdorf der Mergellina denken, wohin sich der den canonistischen Hörsälen Entflohene zurückgezogen (quum libertatis officium sequerer inconcusse). Weiter heißt es alsdann: als er eines Morgens um den Anbruch des Tages längs der feuchten Ufer gegangen, sei ihm bei dem Grabe Virgil's plötzlich, wie ein Blitz aus unberöhltem Himmel, ein heiteres Weib erschienen, dessen Anblick ihn seinem ganzen Wesen nach umgewandelt. Man möchte geneigt sein, beide Begebenheiten zu verbinden, so daß Virgil's Grabmal nicht nur den Hang zur Poesie in dem strebenden Jüngling geweckt, sondern auch die Muse ihm zugeführt hätte, wenn nicht auf schwer zu erklärende Weise dieser Brief²⁾ zum größeren Theile mit einem neuer-

1) a. a. D. p. 284.

2) Da derselbe in den Worten amicus aetate scitulus ac prorsus argutulus vermutlich auf Dionigi Roberti dal Borgo di San sepolcro deutet, und dieser Ende 1339 oder Anfang 1340 von Paris über Avignon nach Neapel kam, so scheint der Brief dem letzteren Jahre anzugehören.

dings von mir bekannt gemachten Briefe Dante's¹⁾) wörtlich übereinstimmte und dadurch die Aechtheit einigermaßen verdächtig würde.

Schon zwei Frauen hatte Boccaccio seine Neigung zugewandt, bevor er Marien erblickte. Die Eine nennt er im Ameto: Pampinea, die Andere Abrotonia (wol Ambrotonia). Diese verließ er; diese wandte sich von ihm ab. Von dem Gegenstande der neuen Liebe, die ihn dauernder fesseln sollte, erzählt er uns selber²⁾, ihr Vater, ein Graf von Aquino, sei unter König Robert nach Neapel gezogen und habe sich dort eine schöne Französin vermählt. Bei einem Feste, das Robert bald nach seiner Thronbesteigung (2. Mai 1309) im Mai oder Juni (vermuthlich also 1310) gegeben, sei er in Leidenschaft für die junge Gräfin entbrannt. Bald darauf habe diese an den König eine Bitte zu richten gehabt, als Preis für deren Gewährung sie geföthigt worden sei, sich jenem zu ergeben. So sei Maria geboren, ungewiß, ob als Tochter Robert's, oder des Grafen von Aquino. Noch in zartem Alter sei sie in ein Nonnenkloster (vermuthlich von Santa Chiara) gegeben, das sie erst wieder verlassen habe, um sich mit einem vornehmen Neapolitaner zu vermählen.

Nach jenem ersten zufälligen Begegnen in San Lorenzo³⁾ traf Boccaccio einige Tage später Marie in einem Nonnenkloster, das er als dem Erzengel Michael geweiht bezeichnet⁴⁾, und hatte hier Gelegenheit, sie zu sprechen. Dürften wir der Erzählung im Ameto Glauben beimesseñ, so

1) Dante's lyrische Gedichte II. 235.

2) Im Ameto. Den Namen Maria bezeugt der Filocopo a. a. D. und im 5. Buch p. 21 und das Akrostichon von der Am. visione.

3) Im Ameto erwähnt Boccaccio noch ein zweites Begegnen am Ostersonntage in derselben Kirche. Aus eben jenem Büchlein ergibt sich, daß Marie um jene Zeit schon mehrere Jahre vermählt war.

4) Ein solches ist mir in Neapel nicht bekannt. — Baldelli paraphrasirt principe de' celestiali uccelli wol unrichtig mit santo spirito.

hätte der verwegene Jungling, als gegen Ende des Jahres Mariens Gemahl nach Capua verreist war, die Einsam-schlafende bei nächtlicher Weile überrascht und durch leiden-schaftliche Bereitsamkeit sie bewogen, sich ihm zu ergeben. In der Fiammetta dagegen weiß der Liebende, der sich dort den Namen Pamfilo beilegt, zuvorberst die Freundschaft der Verwandten, ja des Gemahles seiner Geliebten zu ge-winnen, und gelangt erst nach längerer, erlaubter Vertrau-llichkeit an das verbotene Ziel seiner Wünsche. Welcher dieser beiden Berichte auch der Wahrheit besser entspreche, jedenfalls blieb Boccaccio's Liebe für Maria weder uner-widert noch unbefohnt und diese Tage des Glückes und des Genusses waren nicht nur flüchtig vorübereilende¹⁾. Ueber die weiteren Ereignisse fehlt es uns an genügenden Nachrichten. In dem, mit dem singirten Namen der Ge-liebten bezeichneten Büchlein (Fiammetta) verläßt Pamfilo (Boccaccio) zu winterlicher Jahreszeit (lib. 2) Fiammetten unter tausend Liebesschwüren und mit dem Versprechen, nach drei oder vier Monaten wiederzukehren, weil der Tod dem bejahrten und unbeweibten Vater alle übrigen Kinder geraubt und nur ihn noch gelassen habe²⁾. Die verab-redeute Zeit, und noch weit längere vergeht, ohne daß der Geliebte zurückkehrte. Ein reisender Kaufmann berichtet, Pamfilo sei in der Heimat vermählt (lib. 4). Später ergibt sich zwar, daß nicht Pamfilo, sondern sein Vater die Braut heimgeführt habe³⁾, aber auch die berichtigende Kunde meldet, daß jener sich neuer Liebe ergeben habe (lib. 5). Noch einmal, um die Zeit, als ein neuer Früh-ling anbrach, leuchtete der liebenden Fiammetta erneute Hoffnung, den Geliebten wiederkehren zu sehen. Wirklich

1) „Quantunque sia stato lungo lo spazio“ sagt er in der De-dication der Theseide.

2) Bergl. die Schilderung des traurigen Lebens im väterlichen Hause im Ameto p. 150.

3) Baldelli, p. 275. 76.

kommt ein Pamfilo von Florenz nach Neapel, aber es ist ein Anderer, als der Geliebte (lib. 6) und so schließt das Buch in Wehmuth und Klagen. — In der Zueignung zur Theseide („An Fiammetten“) dagegen klagt der Dichter, daß die Geliebte ungerechter Weise ihm ihre Kunst entzogen, und frühere Hingebung in Zorn und Feindschaft verkehrt habe. Indes hofft er die Wiederkehr glücklicher Tage und sendet Fiammetten die Geschichten zweier Liebenden, deren eine seinem Verhältniß zu ihr entspreche; — welche dies sei, will er aus Furcht vor den Neugierigen nicht verrathen, und auch uns hat es weder in den Schicksalen des Palémon, noch in denen des Architas gelingen wollen, den bisher erwähnten Ereignissen Entsprechendes zu entdecken. In der Atanagischen Briessammlung¹⁾ trägt diese Zueignung das Datum: Neapel den 15. April 1341²⁾.

Ein anderer Brief des Boccaccio an den nachmaligen neapolitanischen Grosseneschall Niccola Acciaiuoli ist in den Prose di Dante e Boccaccio und der Ciccarellischen Ausgabe von Florenz 28. August 1341 datirt, sodß es scheint,

1) Nom 1554 und öster. Bergl. Gamba, Serie dei testi di lingua. Ed. 4. No. 1463 ff.

2) Da sich dies Datum mit Baldelli's (*Vita di Giov. Bocc. Fir. 1806 p. 374*) Annahme, daß der Dichter Fiammetten genau acht Tage vorher zum ersten Male gesehen habe, durchaus nicht verträgt, so hält er es für irrig. Eine Annahme stützt sich auf die im Ameto und Filocopo gleichmäßig vorkommenden Zeitbezeichnungen, nach denen am Tage jenes Zusammentreffens Osterfonnaabend gewesen, und die Sonne im sechszehnten Grade des Widder gestanden. Letztere Angabe führt, den Eintritt in den Widder auf den 21. oder 22. März gesetzt, zum 5. oder 6. April. Osterfonnaabend fiel aber 1341 auf den 7. April. 1338 war Oster am 12. April. 1339 am 28. März und 1340 am 16. April. Räumt man, mit Dante, den 25. März als den Tag des Aquinoctium, so würde für 1338 der Osterfonnaabend nur um einen Tag von der astronomischen Angabe differieren. Gleiche Schwierigkeiten macht bekanntlich Petrarca's Angabe, daß er am 6. April 1327, der der Charsfeitag gewesen, Laura zuerst gesehen.

die in der Fiammetta erwähnte Heimkehr in das Vaterland sei in dieses Jahr gefallen. Giampi¹⁾ indeß bezweifelt die Achtheit auch dieses Briefes. Vermuthlich ist, wie schon Baldelli dafür hält, die Jahreszahl um ein s zu vermehren, da des schon erwähnten Dionigi Roberti als eines Todten gedacht wird. Es stimmt damit wohl überein, wenn der Briefsteller erwähnt, daß der Empfänger seit Kurzem von Florenz nach Neapel zurückgekehrt sei; denn wir wissen anderweitig²⁾, daß Acciaiuoli im Jahre 1341 als König Robert's Gesandter nach Florenz gegangen war. Auch im Jahre 1343 haben wir Boccaccio in Florenz zu suchen, denn er berichtet uns³⁾, daß er bei der Vertreibung Walther's von Brienne, des Herzogs von Athen (26. Juli 1343) gegenwärtig war. Während dieses Aufenthaltes in der Heimat entstanden vermutlich der Ameto und die Amorosa visione, von denen der erste den König Robert (stirbt 19. Januar 1343) als noch lebend erwähnt und noch außerdem (S. 57) Andeutungen enthält, daß er zwischen 1340 und 50 geschrieben sei⁴⁾.

Mindestens im Jahre 1345 muß Boccaccio wieder in Neapel gewesen sein, da er den Tod der berüchtigten Philippa Catanese⁵⁾ als unter seinen Augen erfolgt beschreibt. Unter den lateinischen Elogen Boccaccio's handeln die 4te, 5te und 6te von der Vertreibung der Königin Johanna und Ludwig's von Tarent, ihres Gemahls, durch den Ungarkönig Ludwig (Anfang 1348), von der Trauer der Neapolitaner und von der siegreichen Heimkehr der Vertriebenen (August desselben Jahres). Baldelli⁶⁾ schließt hieraus, daß der Dichter während dieser ganzen Zeit in

1) Monumenti p. 588.

2) Matteo Villani III. 9.

3) Casus viror. illustr. lib. IX.

4) Baldelli p. 49—51.

5) Casus vir. ill. IX. 26.

6) p. 376.

Neapel geweilt habe. Ein neu aufgefunder Brief¹⁾ gedenkt aber einer inextricabilis fuga und eines vulnus extitiale, die Boccaccio für den schon erwähnten Acciajuoli er duldet. Vermuthlich nahm er also Theil an der Flucht, auf welcher Acciajuoli Ludwig von Tarent nach Toscana begleitete²⁾. Aller Wahrscheinlichkeit nach hielten ihn die Pest, die er später so bereit geschildert hat, und der Tod des Vaters auf einige Zeit in der Heimat zurück, wo wir ihn am 26. Jan. 1349 als Vormund seines Bruders Jacopo handeln sehen³⁾.

Am 15. Mai 1349 datirt Boccaccio einen Zueignungsbrief (von was für einer Schrift weiß ich nicht zu sagen) an Francesco de' Bardi wieder aus Neapel. Zu Ende desselben Jahres, oder zu Anfang des folgenden finden wir ihn jedoch nicht nur aufs Neue in Toscana einheimisch, sondern in öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt. Dass er um diese Zeit im Auftrage der florentinischen Republik zu Francesco degli Ordelaffi in Forlì gereist sei und sich diesem näher befreundet habe, wussten wir schon lange⁴⁾. Nach einem von Ciampi⁵⁾ aufgefundenen Briefe scheint er aber um die Zeit der zweiten Invasion des ungarischen Ludwig (1349. 50) in einem näheren Verhältniss zu diesem Dynasten, den er wiederholt als seinen „dominus“ bezeichnet, gestanden und dadurch in die, den neapolitanischen Angiovinen feindlichen Parteiungen gezogen zu sein⁶⁾. — Noch öfter sehen wir Boccaccio an die Höhe der kleinen Städteprägnen der Romagna zurückkehren⁷⁾; bemerkens-

1) Ciampi, Monum. p. 73.

2) Giov. Villani, XII, 111, 15.

3) Manni, Storia del dec. p. 21. Vermuthlich ist die Jahreszählung nach florentinischem Gebrauche, dann ist das Jahr 1350 zu verstehen. Baldelli p. 276.

4) Manni, p. 56, 57. Mehus, Vita Ambrosii Camald. p. CCLXVII. Baldelli p. 105—8.

5) Monum. p. 267.

6) Monum. p. 226 sq.

7) Ciampi, p. 495. №. b., p. 505.

wert aber ist es, daß sich vom Schlusse eben dieses Jahres (30. December 1350) die Nachricht erhalten hat, wie die Capitani von Dr San Michele durch Boccaccio's Vermittelung der Tochter ihres größten Mitbürgers, der Beatrice di Dante Alighieri, die Nonne in dem Kloster San Stefano dell' Uliva in Ravenna war, ein Allmosen von 10 Goldgulden zukommen ließen¹⁾.

Nach Neapel ist Boccaccio auch später, und zwar mehrfach, niemals jedoch zu bleibendem Verweilen zurückgekehrt. Die Zeit war verstrichen, wo jener Hof die Fülle der Lust zu bieten und leimende Talente zu wecken vermochte. Die noch übrigen Regierungsjahre der ersten Johanna waren von Kriegen und von Raubzügen der Condottieri, von Händeln und Ränken der Großen ausgefüllt. In Boccaccio's gepriesenem Landsmann, Acciajuoli, hatte der Hochmuth des Emporkömmlings das frühere Wohlwollen und das Interesse für Wissenschaft verdrängt. Anders war es in jenen Zeiten gewesen, wo König Robert am Ende seiner nicht unruhymlichen Regierung, selber in Dichtkunst und Gelehrsamkeit erfahren, einen Kreis von kundigen Männern um sich versammelte, wo er es sich zur Ehre schätzte, Petrarcha, der auf dem Capitol die Dichterkrone zu erlangen strebte, drei Tage lang öffentlich zu prüfen. Von solchem Schauspiel, das unter seinen Augen sich zutrug, angeregt, in südlich verzehrender Glut für die selber glühende Königstochter entflammt, forderte der Kaufmannssohn aus Certaldo von den Musen, daß sie ihm Zutritt zu dem Pallast der Angiovinen gewährten. Er wurde ihm gewährt¹⁾; aber die Liebe Mariens, die mit dem letzten Ziele begann, konnte dem Begünstigten nicht jene übersinnlichen und sorgsam geglätteten Liebesseufzer

1) Manni p. 34.

2) Einen Brief Boccaccio's an den später hingerichteten Prinzen (Karl) von Durazzo vom April 1339 hat Giampi (S. 274) neuerdings bekannt gemacht.

eingeben, über welche Petrarca's Zärtlichkeit für seine Laura durch zwei Jahrzehnde nicht hinauskam. Der Hof der wollüstigen Johanna, die gewohnt war, jeder Laune nachzugeben, liebte derbere Kost als die scheue Verehrung deutschen Minnegesangs, und wenn wir im fünften Buche des Filocopo den Florio einem Liebeshofe beiwohnen sehen, der unter Fiammettens Vorsitz dreizehn spitzfindige Fragen verhandelt, so sind diese Spiele des Scharfsinns sich nicht selber Zweck, sondern ein Aufathmen der gesättigten Lust. Von jenen zweifelhaften Fällen des Liebeshofes der Fiammetta finden wir mehrere später im Dekameron wieder, und es ist kaum zu bezweifeln, daß die in diesem Werke vereinten ergötzlichen Geschichten, so wenig sie taugen mögen, von weiblichem Ohr vernommen zu werden, zuerst aufgezeichnet wurden, um der Königin Johanna und ihren Damen Unterhaltung zu gewähren. Rief doch dritthalb Jahrhunderte später das Wohlgefallen der jungfräulichen Königin des Westens die nicht eben zarteren Späße der lustigen Weiber von Windsor hervor. Eine Frucht von Boccaccio's erstem Aufenthalt in Neapel scheint der Filocopo zu sein, während vermutlich nach seiner Rückkehr, die ihn mit Fiammetten in alter Liebe verband, das nach ihr benannte Büchlein und der Filostrato, letztere durch eine längere Abwesenheit der Geliebten veranlaßt, entstanden¹⁾.

Aber auch zur Erweiterung seiner gelehrten Kenntnisse war für Boccaccio der Aufenthalt in Neapel in hohem Grade förderlich. Sein Zusammentreffen mit Petrarca führte noch zu keiner persönlichen Bekanntschaft. Wohl aber erfreute er sich des näheren Verkehrs mit dem gelehrten Bibliothekar König Robert's, Paolo von Perugia,

1) Ueber die ferneren Schicksale Mariens haben wir keine Nachricht; aus einigen Sonetten (Baldelli's Sammlung der Dime No. 51. 60. 73. 97) sehen wir indeß, daß sie vor Boccaccio starb.

aus dessen handschriftlichen Sammlungen er noch in späteren Jahren zu schöpfen hatte, und mit dem vorzüglichsten Astronomen seiner Zeit, Andalone del Negro aus Genua. Dass ein neuerlich entdecker, vermutlich an diesen gerichteter Brief ihre nähere Verbindung auf die Zeit zurückführt, wo Boccaccio noch canonisches Recht studirte, ist schon erwähnt worden¹⁾), auch wurde unter den Freunden unsers Dichters ein Dritter, Dionigi de' Roberti, bereits genannt²⁾. In diesem Kreise der ausgezeichnetsten Männer ihrer Zeit muss Boccaccio auch vom Griechischen, dessen Kunde damals im Occident gar selten war, wenigstens die Anfangsgründe erlernt haben, wenn ihn gleich erst gegen Ende seines Lebens der gelehrt Leontius Pilatus mit dem Vater der griechischen Dichtkunst genauer bekannt mache. Spuren einer Reise nach Calabrien finden sich³⁾; ältere Biographen lassen Boccaccio bis nach Sizilien reisen, um das Griechische zu erlernen. Sicher fehlte es in Neapel selbst nicht an Gelegenheit dazu, und der Eifer für diese Studien, den Boccaccio mit Petrarcha theilte, ist nicht das geringste seiner Verdienste. Dass in jener bucherarmen Zeit, wo irgend nach Kenntnissen strebte, suchen müsste, sich selber in den Besitz von Handschriften zu setzen, bedarf keiner Erwähnung. Boccaccio's beschränkte Mittel erlaubten ihm dies nur in geringem Maße, doch wissen wir durch seinen Schüler Benvenuto von Imola⁴⁾,

1) Vermuthlich röhrt der Brief aus dem Jahre 1339 her, denn er bezieht sich, was Giampi nicht gesehen hat, auf die Fehde der della Marra und des Niccold dei Gatti in Barletta. Bergl. Dom. de Gravina bei Muratori Script. XII. 551.

2) Zanobi da Strada, den später auf Acciaiuoli's Fürwort von Karl IV. gekrönten Dichter, preist Boccaccio in dem ersten Briefe an ihn (1350) überwältiglich; sehr verschieden lautet sein späteres Urtheil in einem Briefe von 1373. Baldelli, Rime di M. Boccacci p. XLII. XLIII.

3) Baldelli, p. 255. 56.

4) Im Commentar zu Dante's Paradies XXII. 74. Muratori, Antiqua. I. 1296.

dass er bis nach Monte Cassino reiste, um Manuskripte zu ermitteln, und nach dem Briefe an den Priore de' santi Apostoli (1363) besaß er eine Anzahl von Handschriften, welche die Aufmerksamkeit der Kundigen auf sich zog. Dass er dem Varro de lingua latina, den auch Petrarcha in seiner Jugend gesehen hatte, eifrig nachforschte, erfahren wir aus dem schon erwähnten Briefe an Banobi da Strada (1350) und noch in späten Jahren (1369?) sehen wir ihn in Ravenna mit dem Auffsuchen von Manuskripten eifrig beschäftigt¹⁾. Wo indeß Boccaccio nicht zu kaufen vermochte, da machte er sich durch seinen Fleiß zu eigen, was ihm von den bekannten Büchern das Wichtigste schien. Solche Auszüge aus den Sammlungen des Paolo von Perugia dienten ihm, wie er selbst erzählt, als reichhaltiges Material zu der Genealogie der Götter²⁾. Ein ähnliches Excerptenheft (Zibaldone) scheint das zu sein, das Ciampi vor einiger Zeit in der Magliabecchiani'schen Bibliothek aufgefunden hat³⁾.

Als Mittelpunkt der gelehrten Bestrebungen in Neapel wird von verschiedenen Seiten der florentiner Kaufmann Niccola Acciajuoli geschildert, der durch die Freundschaft der Katharina von Tarent, die sich den lateinischen Kaisertitel beilegte, von Stufe zu Stufe stieg, und, nachdem das ungarische Unwetter verzogen war, zum Großseneschall des Reiches ernannt ward. Auch Boccaccio stand zu ihm in näherer Beziehung, wie der Brief von 1341 (richtiger 42), die gemeinsame Flucht, und noch in späten

1) Ciampi Monum. p. 493—506. Auch den übersetzten Homer (vergl. S. XXXII. Anm. 2) und den Augustinus schenkte er dem Petrarcha. Bergl. dessen Epist. variae 22. Baseler Ausg. p. 100. Genfer Ausg. der Briefe IX. 3. Der darauf folgende erwähnt das Geschenk eigenhändiger Excerpte aus Schriften Barro's und Ciceros.

2) Monum. p. 1—147. Bergl. Mazzuchelli p. 1324. Nro. 59.
60. Baldelli p. 127. 28. Ciampi, Mon. p. 211—16. 252 sq.

Fahren die Zueignung des Buches von den berühmten Frauen an Niccola's Gemahlin Andrea d'Altavilla beweist. Schon frühe scheint indeß dies Verhältniß getrübt zu sein. Ein mit Absicht rätselhaft geschriebener¹⁾ und von dem Herausgeber²⁾ gar nicht verstandener Brief, der sicher aus sehr früher Zeit datirt und ein wunderliches Gemisch barbarischen Lateins und vermutlich jüngst erlernter griechischer Brocken bietet, schilt den Empfänger wegen eines Verrathes, den er an dem Schreiber geübt, und besonders weil er dem Acciajuoli³⁾ ein ihm anvertrautes Geheimniß mitgetheilt habe. Ein gleichfalls von Ciampi⁴⁾ herausgegebener Brief an Zanobi da Strada, der seit 1352 unter Acciajuoli's Macenat in Neapel weilte (vom April 1353), enthält bittere Klagen über die geringeschätzige Kargheit des ehrgeizigen Höflings, der neben Jagdhunden und Spaßmachern auch eine Anzahl Gelehrte fütterte, damit sie seine Thaten beschrieben und seine Großmuth in alle Welt verkündeten, und läßt abschreckende Blicke in ein den menschlichen Gefühlen verschlossenes Herz thun.

Wenn wir Boccaccio von der Mitte des Jahrhunderts an mit kurzen Unterbrechungen in Florenz heimisch finden, so ist es keinesweges die Vorliebe für den Wohnort seines Vaters, welche ihn hier festhält. Schon in der Fiammetta sagt die Geliebte, um so geringeren Grund habe er, sie zu verlassen, als er, wie sie wohl wisse, gegen seine Vaterstadt entschiedene Abneigung hege. In dem eben erwähnten

1) „Catagraphi obscure“.

2) Ciampi, Monum. p. 277—81.

3) „Aeripedi.“ Aes ist Stahl, Acciajo. Bergl. indeß De Sade liebers. III. 544. Die Indiscretion bezog sich auf einen bellerger Quiritium. Unter jenen von Ciampi gedruckten Briefen ist einer (S. 283) mit der Anrede: Mavortis miles ex (sic.) trenue, vermutlich an einen Colonneisen in Avignon. Der Schreiber bewirbt sich darin um die Gunst des Empfängers. Vielleicht geschah dies hinter Acciajuoli's Rücken, dem der in jenem anderen Briefe Angeredete das Geheimniß verrieth.

4) Monum. p. 72—81.

Briefe an Zanobi da Strada lobt er ein Strafgedicht dieses Letzteren gegen die Florentiner und schilt diese selber wegen ihrer Habfsucht und ihres verweichlenden Luxus so sehr, daß er sich in Zukunft nicht mehr von Florenz, sondern von Certaldo zu benennen verspricht.

Im Herbste 1350 berührte Petrarca, auf seiner Reise zum Jubiläum nach Rom, seine Heimat, Florenz. Boccaccio sandte ihm lateinische Verse entgegen und empfing ihn mit dem Ausdruck der Bewunderung, die er seit dem neapolitanischen Schauspiele, neun Jahre zuvor, für ihn hegte. Hier begann eine Freundschaft, die nur der Tod löste, und die, besonders auf Boccaccio's Seite, ein fast rührendes Gepräge hingebender Innigkeit trägt. Nur den Schüler Petrarca's, nicht seinen Genossen, nennt er sich, und wo immer die Anforderung zu einem gelehrteten Werke an ihn ergeht, da wünscht er die Aufgabe, welcher er sich nicht gewachsen fühlt, von dem kundigeren Freunde gelöst¹⁾. Die kaufmännische Thätigkeit, die begonnenen Studien hatte er verlassen, den Born des Vaters sich zugezogen, nur um allein der Poesie zu leben. Dante war ihm das hohe, unerreichbare Vorbild gewesen; aber unter Dante die nächste Stelle, die war das Ziel seines Strebens gewesen²⁾. Da fielen ihm Petrarca's Sonette und Canzonen in die Hände, und, schnell überzeugt, daß er nichts diesen Kunstwerken Gleichendes zu schaffen vermöge, warf er die Frucht mehrjährigen Fleisches ins Feuer und wollte noch in späten Jahren es nicht zulassen, daß Petrarca ihn einen Dichter nenne³⁾. Petrarca nimmt diese überschwänglichen Huldigungen mit ebenso viel Selbstbewußtsein als Freundlichkeit auf, ist aber im Uebrigen ein wohlgesinnter und zur That bereiter Freund. Wieder-

1) Bergl. die Einleitung zu der Genealogie der Götter und zu dem Buche über die Berge u. s. w.

2) Sonett 68 in Baldelli's Sammlung der Rime.

3) Petrarca, Epist. sen. V. 3. p. 793—96. der Baseler Ausg. Genfer Ausg. der Epist. Fam. IX. 5.

holt forbert er den mit steten Geldverlegenheiten Kämpfenden auf, ganz zu ihm zu ziehn, und eine die Sorgen um Rückzahlung tadelnde Neuherung Petrarca's zeigt uns, daß er dem Boccaccio auch nicht unbeträchtliche Darlehen gemacht hatte¹⁾). Im April 1351 ging Boccaccio nach Padua, um Petrarca, dem die bei der Verbannung seines Vaters confiscirten Güter zurückgegeben waren²⁾), nun im Namen des Staates um seine Rückkehr nach Florenz zu bitten. In einem ungedruckten Briefe³⁾) schilbert Boccaccio uns mit lebendigen Farben die schönen Tage, die er bei dem hochverehrten Freunde in wissenschaftlicher Thätigkeit und in begeisterten Gesprächen über Italiens alte Glorie und die Bestrebungen, das Vaterland aus seiner jetzigen Erniedrigung wieder zu erheben, verlebte. Die Hoffnung indes, das Ziel seiner Gesandtschaft erreicht zu haben, erwies sich bald als ungegründet⁴⁾). Zwölf Jahre später⁵⁾) finden wir Boccaccio noch einmal in Veneditig bei seinem berühmten Gastfreunde, bei dem er drei glückliche Monate lang, der um jene Zeit Italien verheerenden Pest entrückt, in Studien und Erholung weilte⁶⁾). Hier fanden sich der venetianische Canzler Benintendi de' Ragnani und der gelehrte Donato d'Albanzani⁷⁾) aus Pratovecchio (Appenini-

1) Epist. senil. I. 4. p. 745.

2) Baldelli, p. 109.

3) Baldelli, p. 110.

4) Das Autograph schreibt Petrarca's steht Epist. var. 4. Baseler Ausg. p. 976.

5) Einen dritten Aufenthalt Boccaccio's bei Petrarca in Mailand (1358) erwähnt De Sade, Uebers. III. 572—74. Baldelli p. 129. 30 versetzt ihn in das folgende Jahr. Von diesem Besuch handelt Boccaccio's fünfzehnte Eclogue, Manni, p. 61. 62. Die Einladung Petrarca's steht Epist. IX. 5. Genfer Ausg.

6) Petrarca, Epist. sen. III. 1 (bald nach Boccaccio's Abreise vom 7. September datirt) und 2 (vom 20. desselben Monats).

7) Ihm widmete Boccaccio später seine Eclogen durch die sechzehnte derselben. Manni, p. 62.

gena) zu gemeinsamen Gesprächen und Gondelfahrten ein. Noch ein Fünfter nahm indeß an diesen Zusammenkünften Theil, dessen Umgang den Freunden minder willkommen, aber desto lehrreicher war. Ein Calabrese, der sich Leontius Pilatus nannte und seine durch Balla am aus Seminara erworbene Kunde der griechischen Literatur in der Levante vervollkommenet hatte, weilte um 1360 in Venedit. Boccaccio, dem es für die eignen Lebensbedürfnisse so oft am Nöthigsten gebrauch, eilte, von glühender Begeisterung für das classische Alterthum getrieben, dorthin und bewog den aufgeblasenen und durchaus unliebenswürdigen Mann, mit ihm nach Florenz zu kommen, wo er ihn Jahre lang in seiner dürftigen Wohnung beherbergte. Endlich gelang es seinen oft wiederholten Bitten, dem habfsüchtigen Griechen ein Jahrgeld von der Republik zu erwirken und ihn zu bewegen, daß er öffentliche Vorlesungen über Homer hielt. Wenige wohnten ihnen bei. Boccaccio aber ließ nicht ab, bis er von Leontius eine vollständige Uebersezung der homerischen Gedichte, ja selbst einiger platonischer Schriften erlangt hatte¹⁾. Um diese Zeit schrieb Boccaccio im Namen Homer's einen seltsamen Brief an Petrarca, voll Klagen über die Vergessenheit, der seine Gesänge zur Beute geworden seien, und über die Un dankbarkeit seiner Nachahmer. Uns ist nur die Antwort des Petrarca (Mailand 9. October 1360) erhalten, und auch diese ist ungedruckt²⁾. Nicht lange war es indeß Boccaccio gegückt, den unbekündigen und stets unbefriedigten Mann an Florenz zu knüpfen. Plötzlich verschwand er, und erst in Venedit bei dem Freunde sollte Boccaccio ihn wiedersehen. Auch Petrarca's Gastfreundschaft vermochte indeß Leontius nicht auf die Dauer zu fesseln. Bald nach

1) Baldelli, p. 135—44. 256—69. Vergl. Petrarca, Epist. sen. VI. 2.

2) De Sade, Mémoires pour la vie de Fr. Petrarque. Deutsche Ueberset. Lemgo, 1778. III. 705. Baldelli, p. 258—60.

Boccaccio's Abreise wandte er sich nach Constantinopel, durch den Vergleich mit dessen Herrlichkeiten er stets bemüht gewesen war, Italien herabzusehen. Kaum dort angelangt, versank er in tiefes Elend und beschwor Petrarca, ihm die Rückkehr zu ihm zu gestatten. Zwar weigerte sich dieser, doch auch ungerufen schiffte sich der Griech im Geleite weiterer Manuskripte (des Sophokles und Euripides) wieder ein; im Adriatischen Meere indeß entlud ein schweres Gewitter sich über dem Schiffe, und ein Blitzstrahl tödete von Allen, die sich darauf befanden, den Einen Leontius. Nachricht von diesem Allen gibt Petrarca dem Freunde Boccaccio in mehren Briefen¹).

Mehrfach klagt Petrarca, daß Glück und Freude mit dem Freunde von ihm geschieden seien²); bis zum Tode aber besprachen sich beide in ausführlichem Briefwechsel über die Dinge, die ihnen jedes Mal zumeist am Herzen lagen. Bald vertraut Petrarca dem Freunde das lange und sorgsam gehaltene Alter³), bald gesteht er seine Freude, das vielgefürchtete 63ste Jahr überstanden zu haben⁴), bald weiß er den guten Rath, in seinen alten Tagen sich Ruhe zu gönnen, nicht ohne Empfindlichkeit zurück⁵), bald beschwert er sich in langen Declamationen über die ihm entzogene Anerkennung und dankt dann ziemlich vornehm, und als ob die ganze Sache ihm gleichgültig sei, für die von Boccaccio verfaßte Apologie⁶), bald endlich beantwortet und widerlegt er des Freundes hebre Klagen über das lange Loos, das ihm zu Theil geworden⁷).

1) Senil. III. 5. V. 4. in f. VI. 1.

2) Senil. III. 1. XIV. 8.

3) Senil. VIII. 1. (vom 20. Juli 1366.)

4) Senil. VIII. 8. (vom selben Tage 1367.).

5) Senil. XVI. 1. 2. Bergl. *De Sade*, Ueberset. III. 885.

86. 98. Der Brief ist vermutlich aus Petrarca's letztem Lebensjahr.

6) Senil. II. 1. XIV. 8. *Baldelli*, p. 210.

7) Senil.

Von Boccaccio's Briefen an Petrarca sind uns leider die meisten verloren gegangen¹⁾; nach Dem aber, was wir davon wissen, waren es im Gegensäze zu den eitelen Selbstbesprechungen dieses Letzteren fast immer höhere Interessen, oder fremde Angelegenheiten, von denen sie handelten. Eine merkwürdige Mittheilung solcher Art werden wir noch zu erwähnen haben (S. XLII). Höchsten Preises werth ist aber der edle Muth, mit dem er es wagte, zwar in wohlverstandener Würdigung der Eigenthümlichkeit Dessen, an den er schrieb, unter vielfachen und höchsten Lobpreisungen, ja unter Entschuldigungen, aber doch mit dem Bewußtsein der Heiligkeit der Sache, für die er stritt, dem Petrarca Dante's göttliche Komödie [angeblich in eigenhändiger Abschrift²⁾] mit dem Bemerk zu übersenden, daß die vornehme Geringsschätzung, mit welcher der Sänger des Canzoniere bisher dies höchste italienische Gedicht ignoriert habe, ihm allgemein als unvürdige Misgunst bedeckt werde³⁾. Petrarca's Antwort ist frostig und geschaubt und verräth alles Andere eher, als Bereitwilligkeit, die maaßlosen Verdienste des Vaters der italienischen Poesie, des vollendetsten Organes der mittelalterlichen Geistesentwicklung, anzuerkennen.

Zu den heimischen Verhältnissen Boccaccio's zurückkehrend haben wir mehrer Gesandtschaften zu gedenken, mit denen ihn die Republik betraute. 1352 wurde er, um gegen den Mailänder Giovanni Visconti Hülfe zu suchen,

1) Einen Brief von 1366 (?) theilt De Gade, Uebers. III. 811 — 14, mit. Boccaccio hatte Petrarca in Venetia besuchen wollen, aber nur dessen Schwiegersohn gefunden. Vergl. Baldelli, p. 192. 93.

2) Daß die Vaticanische H.S. Kro. 3199 eine solche sei, kann nur ein völlig Unkundiger behaupten.

3) Boccaccio's Brief ist uns verloren. Die begleitenden Verse sind oft gedruckt, z. B. bei Manni, p. 25. 26. Die Antwort Petrarca's steht nicht in der Baseler Ausg. der Werke, wohl aber in der (Genfer) Octavausg. der Briefe (1601) XII. 12. p. 445—51.

an den Markgrafen von Brandenburg gesandt¹⁾). Die italienischen Schriftsteller nennen den bairischen Ludwig; doch kann der Zeit nach nur dessen Bruder, der Römer, gemeint sein, dem seit dem Luckauer Vertrage (24. December 1351) die Mark bereits abgetreten war. Spiker²⁾ hat nachzuweisen gesucht, daß Berlin das Ziel dieser Sendung gewesen sein müsse; jedenfalls war der Eindruck, den unsre Heimat auf den Dichter des Dekameron gemacht hat, kein besonders günstiger, denn einige Jahre später findet er es unerhört, daß Petrarca habe daran denken können, sich von den italienischen Wirren nach Deutschland zurückzuziehen³⁾). — Daß er entweder auf dieser Reise oder bei dem Römerzuge Karl's IV. diesen Kaiser gesprochen hat, ergibt sich aus dem Briefe an Francesco Nelli. — Nach einem ungedruckten Briefe, dessen Inhalt Baldelli⁴⁾ mittheilt, reiste Boccaccio im Sommer 1353 über Forlì zu Bernardino Polenta, der damals über Ravenna herrschte, von wo er Petrarca sein unmuthiges Erstaunen ausdrückte, daß dieser sich in den Dienst des verhafteten Mailänder Erzbischofs (Visconti) begeben. Vermuthlich ist uns auch Petrarca's entschuldigende Antwort erhalten⁵⁾.

Mehrere Gesandtschaften an die noch in Avignon weilenden Päpste wurden in den folgenden Jahren Boccaccio aufgetragen. Im Jahr 1354 sollte er erforschen, welches Sinnes Innocenz VI. in Betreff der Römerfahrt Karl's IV. sei⁶⁾). Was auch der Ausgang dieser Sendung gewesen

Ausführlich erläutert ist sie von Dionisi, *Preparazione istorica alla n. ed. di Dante II. 3—28*. Er vermutet (p. 15), daß der Brief um 1360 geschrieben sei. De Sade setzt ihn 1363, Uebersetg. III. 574—83. Bergl Baldelli, p. 130—35.

1) Manni, p. 37. 38. Mazzuchelli, p. 1326. Nro. 73.
74. Baldelli, p. 112. 13.

2) Nach mündlicher Mittheilung.

3) Petrarca, Epist. sen. I. 4.

4) P. 114—18.

5) Senil. VI. 2.

6) Manni, p. 38. Baldelli, p. 118—20.

sein möge, so hatte sie für Florenz geringen Erfolg, da die Stadt sich nach hochfahrenden Worten durchaus dem Willen des Kaisers fügte¹⁾.

Am 20. August 1365 begab Boccaccio sich abermals im Auftrage der Republik nach Avignon, diesmal um die Gunst Urban's V., der Florenz einen großen Theil der Schuld an dem Fortbestehen des Unwesens der Condottieribanden beimaß²⁾, wiederzugewinnen. Seine nahe Verbindung mit Petrarcha bereitete Boccaccio bei Manchen, namentlich bei dem Patriarchen Philipp von Cabassolles, freundlichen Empfang³⁾. Seine Gesandtschaftsberichte sahen noch die Verfasser des Crusca in dem Archiv der Riformazioni; gegenwärtig sind sie verloren. Gegen Ende des Jahres kehrte er über Genua⁴⁾ zurück, von wo er dem damals in Pavia weilenden Petrarcha schrieb⁵⁾. Auch eine Nachricht über die Tagegelder, die Boccaccio während dieser Gesandtschaft bezog, ist auf uns gekommen; sie betragen zwei Goldgulden täglich.

Ein drittes Mal reiste Boccaccio im November 1367 zum Papst, und zwar wieder zu Urban V.; diesmal aber nicht nach Avignon, sondern nach Rom, wohin dieser Kirchenfürst sich das Jahr zuvor, freilich nur auf kurze Zeit, begeben hatte⁶⁾.

Noch sind mehrere Besuche zu erwähnen, die Boccaccios

1) Darüber spottet Boccaccio selbst in der siebenten und neunten seiner Eclogen. Bergl. die Erläuterungen bei Manni, p. 59.

2) Bergl. Baldelli, p. 124.

3) Petrarcha, Epist. sen. V. 1.

4) Bergl. Boccaccio's Erläuterung zu seiner 18ten Eclope, in dem Briefe an den Maestro Martino da Signa bei Manni, p. 61.

5) Petrarcha, Ep. sen. l. c.

6) Manni, p. 40. Mazzuchelli, p. 1326 Nro. 77—81. Baldelli, p. 190—92. Diese Schriftsteller lassen Boccaccio auf seiner Rückkehr von dieser Reise nach Genua kommen. Wie irrig dies aber ist, ergibt sich daraus, daß Urban seit dem 16. October in Rom weilte.

in Neapel machte. Nach dem von Ciampi herausgegebenen Briefe an Zanobi da Strada (1353) muß er seit 1349 noch einmal dort gewesen sein, vermutlich 1352. Er erwähnt, mit Zanobi lange keine Briefe gewechselt zu haben, und erinnert ihn an Neußerungen Acciajuoli's; Zanobi war aber erst seit 1352 in Neapel¹⁾). Er erklärt, so lange das Glück des Grosseneschall anhalten werde, nicht mehr nach Neapel kommen zu wollen²⁾). Dennoch besitzen wir einen äußerst langen, Benedig, 28. Juni (1363) datirten, Brief Boccaccio's an Francesco Nelli, den Prior von Santi Apostoli (den Simonides des Petrarcha), der nach Zanobi's Beförderung zum päpstlichen Geheimschreiber 1361 in Acciajuoli's Dienste getreten war, erfüllt von bitteren Klagen über die Wortbrüchigkeit, die der Schreiber, nachdem Acciajuoli ihn nach Neapel berufen, dort von ihm erfahren habe, und über die ungastliche Bewirthung und das gering-schädige Betragen, durch welches jener nach wenig Monaten veranlaßt sei, die ihm von den Jugendjahren her liebe Stadt zu verlassen³⁾). Um eine solche Inconsequenz nicht annehmen zu müssen, hat Ciampi den ganzen Brief für untergeschoben erklärt⁴⁾ und in der Fehde, die sich hierüber entspann, selbst seine Gegner überzeugt⁵⁾). Dennoch ist die Echtheit des Briefes als völlig unzweifelhaft zu betrachten, und nur zuzustehen, daß nicht das Original, sondern eine italienische Uebersezung auf uns gekommen ist⁶⁾). Der Her-gang ist im Wesentlichen zu denken: Im Mai 1362 (in

1) *De Gade*, Deutsche Uebersez. III. 253. *Mehus*, Ambr. *Camald.* p. CXCI. Ciampi, *Monum.* p. 32. vermuthet, Acciajuoli habe den Zanobi an Boccaccio's Platz berufen.

2) „*Immotum sedet animo, nunquam felicitate Magni tui florente, me regnum Ausonicum revisarum.*“

3) Ciampi, *Monum.* p. 153—209.

4) a. a. D. p. 358—576. 581—89.

5) *Gamba*, Serie d. testi di l. Ed. IV. p. 69. Nro. 215.

6) So vermutete schon *Salvini*, vergl. Ciampi a. a. D. p. 566 ff. 485. 86.

quelli di, che il nostro re Lodovico morì — 26. Mai) nahm der Priore de' Santi Apostoli in Messina¹⁾ Gelegenheit, dem Grossenschall von der drückenden Lage Boccaccio's (bei dem gerade damals Leontius herhertete) zu sprechen. Acciajuoli schrieb einen eigenhändigen Brief voll guter Verheißungen, um Boccaccio zu sich zu laden. Nelli begleitete denselben mit seinen eigenen Bitten. Boccaccio, den frühere Erfahrungen misstrauisch gemacht hatten, stellte seine Bedingungen und kam erst, als diese bewilligt waren, im November²⁾. Weder den ersten Willkommen, noch die fernere Aufnahme fand er seinen Erwartungen, ja den bestimmten Zusagen, entsprechend³⁾), und Boccaccio zog nach einiger Zeit zu seinem Freunde und Landsmann Mainarbo de' Cavalcani⁴⁾). Noch einmal wurde er an den Meerbusen von Bajà zu Acciajuoli mit dem Bemerkten, daß er seine Manuskripte mitbringen möge, beschieden; aber auch hier erlangte er nur durch die vermittelnde Theilnahme eines besuchenden Neapolitaners ein menschliches Lager und wurde endlich mit seinen Schäßen allein am wüsten Strand zurückgelassen. In Neapel suchte sich Boc-

1) Dort verweilte er damals: *De Sade Uebers.* III. 671.

2) Der Brief sagt: *laere fresca, e stante pestilenzia. Da* gerade 1362 und 63 die Pest mit erneuerter Hestigkeit währete, was Giampi ganz übersehen hat, ergibt sich aus *Mateo Villani XI.* 57, und besonders aus Petrarcha's sehr lehrreichem Briefe *Senil.* III. 1.

3) Im Gegensatz zu der erniedrigenden Bewirthung Acciajuoli's gedenkt Boccaccio des Wohllebens, das er in seiner Jugend mit Jünglingen von Stande zu Neapel geführt. *Ciampi*, p. 559 — 62, findet darin einen Widerspruch mit den früheren Schilderungen seiner Armut, vergl. Ann. 1 S. XIX). Gewiß konnte er aber, besonders nachdem er mit dem Vater ganz gebrochen, vorübergehend Mangel leiden, und dann wieder an dem Glanze von Jo-hannens Hofe Theil nehmen.

4) Ihm widmete er später das Buch von den unglücklichen Berühmten. S. den Widmungsbrief bei *Baldelli*, p. 388 — 91, vergl. p. 160 ff.

caccio, da Mainardo abgereist war, andre Herberge bei einem dürftigen Kaufmann, verabschiedete sich bei dem Seschall und reiste, ohne Florenz zu berühren, nach Venedig zu Petrarcha (Silvano, wie er ihn auch sonst nennt; *Baldelli*, p. 116. 17). Am 22. April 1363 sandte ihm Nelli einen begütigenden, aber zugleich vorwurfsvollen Brief nach, in dem er ihn einen Mann von Glas nannte und ihn zurückzukehren bat. Die Antwort darauf ist der Gegenstand des Streites. — Nun finden alle darin vorkommenden geschichtlichen Daten anderweitig volle Bestätigung. So sehen wir namentlich aus dem schon erwähnten, von Ciampi übersehnen Briefe Petrarcha's, daß Boccaccio von einem längeren Aufenthalt in Neapel kommend, Juni bis August 1363 in Venedig bei ihm zubrachte; wir wissen ferner, daß Boccaccio mit Recht¹⁾ sagen konnte, daß er sich wohl erinnere, wie vor etwa 30 Jahren Acciajuoli als kleiner Kaufmann, von einem einzigen Diener begleitet, nach Neapel gekommen sei. Auch ist die ganze Schilderung, so ungünstig sie auch von sonstigen Lobpreisungen absicht, schwerlich ungerecht: in eben diesem Jahre hatte der von Acciajuoli vielgepriesene, und wegen seines unverschönen Ansehens gewiß auch gesürchtete, Petrarcha Anlaß, sich gegen ihn zu beschweren, daß er ihm keine seiner vielen Versprechungen erfüllt habe²⁾. War indeß Boccaccio, wie

1) S. 182.

2) Epist. senil. III. 3. „dolebis, quod, nescio quibus aliis curia, fortasse majoribus, nescio an et pulchrioribus, distractus, nihil unquam pro me feceris, quum potueris semper, et saepe promiseris.“ Später heißt es noch, er habe sein Versprechen interposita jurisjurandi religione bekräftigt, und Petrarcha besiegt darüber chirographum non unum, tuis scriptum digitis; nicht nur sei Alles unerfüllt geblieben, sondern auf Petrarcha's Bitte habe Acciajuoli ne unicum quidem verbum, justum, honorificum, teque dignum, et tuis in labiis et in auribus audientium honestissime sonitum (vermutlich beim Papste) für ihn, illi tuo electo et dilecto, einlegen wollen. Ego te bis requisivi; utinam vel negas-

auch sein Briefwechsel mit Petrarcha ergibt, empfindlich und leicht gereizt, so dürfen wir auch die eigenthümliche, nicht eben würdige Stellung nicht außer Augen lassen, welche die Literaten jener Zeit, besonders die ärmeren, den Macht-habern gegenüber einnahmen. Aus den trivialen Späßen der Jongleurs war die moderne Poesie herangewachsen, und Diejenigen, an deren Höfen sie Schutz fand, konnten diesen Ursprung noch nicht vergessen. *Cangrande della Scala* fand Dante's tieffinnige Worte langweilig im Vergleich mit dem Geschwätz eines herumziehenden Spafsmachers, und die plumpste Schmeichelei war die Bezahlung, ohne die das klümmere Gnadenbrot nicht gewährt ward. An dieser ließ selbst ein Petrarcha es mitunter nicht fehlen, nur war er geschickt genug, dem Dinge einen vornehmeren Mantel umzuhängen. In der That liegen diese Zustände uns nicht gar so fern. Noch ist wenig mehr als ein Jahrhundert verstrichen, seit die Hofnarren Gundling, Graben zum Stein und Morgenstern Leibnizens Stuhl einnehmen durften.

Francesco Nelli, welchem selber Boccaccio in jenem Briefe schwere Vorwürfe gemacht hatte, überlebte dessen Empfang nicht lange. Schon am 7. September hatte Petrarcha an Boccaccio zu melden, daß die Pest ihn hinweggerafft habe. Drei Jahre später (25. Oct. 1366) starb auch Acciajuoli.

Noch einmal lehrte Boccaccio, durch einen Unmuth, dessen Ursachen wir nicht kennen, aus der Heimat vertrieben¹⁾, im Herbst 1372 nach Neapel zurück. Mai-nardo de' Cavalcanti, Ugo da San Severino und andre Freunde empfingen ihn liebevoll; selbst die nun auch betagte und vielgeprüfte Königin Johanna suchte ihn dauernd an Neapel zu fesseln²⁾; doch blieb seine äußere Lage dabei

ses cito, vel impresses, sero licet, aut saltem lentius promisisses.
Ecce nunc tertiae, et ultimae preces meae.

1) Baldelli, p. 197.

2) Ungedruckte Briefe bei Baldelli, p. 196.

fortwährend drückend. An den sizilischen Logotheten Jacob Piszinghe mußte er schreiben ¹⁾), so schwer es ihm Alter und Corpulenz gemacht haben, sei er doch außer Stande gewesen, sich zu dem öfteren Besuche des Minoriten Ubertino, der auf der Höhe des Vomero wohnte, ein Pferd zu mieten. Im Frühjahr kehrte er nach Toscana zurück.

Diese ganze Zeit (seit 1363) hatte er indes, mit Ausnahme der erwähnten Reisen, und der Zeit, wo er (1367) das Amt eines Offiziale del Magistrato della condotta degli Stipendiarij bekleidete ²⁾), vermutlich nicht in Florenz, sondern in Certaldo, der Heimath seines Vaters, zugebracht, mit literarischen Arbeiten, namentlich der Genealogia Deorum, dem Buche *De montibus, sylvis, fontibus et lacis*, ferner *De claris mulieribus* und *De casibus virorum et foeminarum illustrium*, sowie mit den 16 Elegien eifrig beschäftigt. Diesem Zurückziehen von dem störenden Geistreibe der Stadt war aber ein anderes merkwürdiges Ereigniß vorhergegangen. Am 29. Mai 1361 starb in der Kartause zu Siena ein frommer Einsiedler, Namens Pietro Petroni, der später selig gesprochen wurde. Vor seinem Tode hieß er seinen Gefährten Gioachino Ciani, sich mit geheimen Aufträgen zu mehren namhaften Männern der Zeit begeben, um sie von ihrem weltlichen Treiben abzuziehen. Auch Petrarcha war von der Zahl. Einer der Ersten aber, die Ciani heimsuchte, war Boccaccio. Nach dem gleichzeitigen Berichte des später ebenfalls seliggesprochenen Giovanni Colombini ³⁾ verkündete er diesem, wie Christus dem Petroni auf dem Sterbebette erschienen sei und ihm Boccaccio's verborgene Geheimnisse und dessen zukünftige Schicksale offenbart habe. Nur wenig Jahre habe er noch zu leben; drum möge er in sich gehen und bei Zeiten seinen, der Sinnenlust fröhnenden,

1) Baldelli, Rime di Bocc. p. XXXVI.

2) Mazzuchelli, p. 1326 Nro. 80.

3) Manni, p. 85—87.

Wandel und die Schriften, die den Samen der Sünde verspreut, durch aufrichtige Neue büßen¹⁾). Wesentlich aber sei dazu, daß er den poetischen Studien entsage und einem ganz andern Leben sich ergebe²⁾; wo nicht, möge er erwarten, daß ein schleuniger Tod zugleich seinen profanen Studien und der Möglichkeit seiner Rettung ein Ende mache. — Boccaccio ward durch diese drohenden Worte um so gewaltiger erschüttert, als Giani ihm zu deren Beglaubigung von einem früheren Ereignisse genauen Bericht gab, von welchem, wie jener glaubte, Niemand auf der Welt Kunde haben konnte. Auch diesmal schüttete er sein stürmisch bewegtes Herz gegen Petrarca aus, der ihm in einem ebenso salbungsvollen als gelehrtten Briefe³⁾ viel schöne Sachen von der richtigen Art, dem Tode entgegenzugehen, und von dem Nutzen der Studien und der Poesie schrieb. Es scheint indeß nicht, als ob damit der Eindruck jenes Besuches ausgetilgt sei. Wenn auch aus dem Verkaufe seiner Bibliothek, die Boccaccio dem Freunde angeboten hatte, nichts wurde, so gewinnt doch seine Thätigkeit als Schriftsteller, wie schon angedeutet worden, von nun an einen neuen Charakter, und es fehlt nicht an bestimmten Erklärungen, wie sehr er seine früheren Schriften verdamme.⁴⁾. — Später finden wir ihn auf kurze Zeit (zu Ende des Jahres 1370) in dem Kartäuser-Kloster S. Stefano, un-

1) Luxum coecosque simul errores, in quibus misere ad eam diem jacuerat, ad amatoria studia incumbendo detegit, indicatque pariter, quas peccandi occasiones mortalibus obtulerit, suis videlicet vulgatis lucubrationibus..... Quae adhuc scripta edidisti, instrumenta perinde diaboli sunt, ad instruendas et alliciendas in Venerem animas.

2) Poetica studia abjicias, et exitiale poeticae illam de testatus, quae tibi hactenus fuit impedimento, quominus verae virtutis cultorem te cunctis exhiberes, honestiorem..... disciplinam ineas.

3) Senil. I. 4.

4) Baldelli, p. 160 — 62.

fern Pizzo in Calabrien, wo er indess von dem Abte, seinem Freunde Niccold di Montefalcone, höchst ungästlich aufgenommen ward, wie er in einem ungedruckten Briefe diesem vorwirft¹⁾). Schon glaubte man, er habe das Ordensgewand der Kartäuser genommen²⁾; war dies aber auch voreilig, so scheint er doch, wie besonders aus der erwirkten Dispensation wegen seiner unehelichen Geburt erhellt, geistliche Weihen erhalten zu haben³⁾.

So große Pietät auch Boccaccio für den gelehrten Sänger der Laura hegte, so hatte dessen oben erwähnter Brief in keiner Art vermocht, seine Verehrung für Dante zu schwälen, die er schon um die Mitte des Jahrhunderts durch seine Lebensbeschreibung des Dichters bekundet. Wieder und immer wieder warf er den Florentinern die Schmach ihrer Un dankbarkeit gegen den größtesten ihrer Mitbürger vor, und endlich, am 9. August 1373, wurde beschlossen, zu Gunsten Derer, „die zu den Tugenden aufzustreben wünschten“, einen Lehrstuhl für die Erklärung von Dante's göttlicher Komödie zu errichten, „aus welcher auch die Nichtgelehrten unterwiesen werden könnten, sowol die Laster zu meiden und gute Sitten zu erwerben, als auch die Bierde der Veredtsamkeit zu erlernen.“ Sonntags dem 3. October (es muß heißen, den 23. October) begann Boccaccio, dem gegen ein Jahrgeld von 100 Goldgulden dieser ehrenvolle Auftrag ertheilt war, in der Kirche San Stefano seine öffentlichen Erklärungen⁴⁾. Nicht allein aber mußte er Schmähungen und Spott erfahren, daß er es unternommen, das erhabne Gedicht dem gro-

1) Baldelli, p. 195. 96. 383.

2) Bottari's Vorrede zu den Novellen des Franco Sacchetti, Silvestrische Ausg. p. 19.

3) Baldelli, p. 164. 65, vergl. mit Mazzuchelli, p. 1327 Nro. 88.

4) Chronik des Monaldi in den Anmerk. der Deputati zum Dekameron p. 39.

ßen Haufen zu erklären¹⁾), sondern schon nach etwa drei Monaten nöthigte ihn schwere Krankheit, seine Vorlesungen zu unterbrechen²⁾). Mannigfache Uebel verbanden sich mit demselben ekelhaften Ausschlage, an dem früher auch sein Freund Petrarcha gelitten³⁾), und ein ungedruckter Brief schildert in den grellsten Farben den unleidlichen Zustand, in dem er sich Monate lang befand⁴⁾). Gewissensbisse quälten ihn, und voller Schrecken sah er dem Tode entgegen; noch einmal indeß gab ihn entweder seine kräftige Natur, oder die Kunst des Arztes⁵⁾ dem Leben zurück.

Außer der körperlichen Schwäche aber, welche die Krankheit zurückließ, und die ihn nie mehr verlassen sollte, drückte ein tiefer geistiger Schmerz während des kurzen Restes seines Lebens ihn nieder. In der Nacht vom 18. zum 19. Juli 1374 war Petrarcha in Arquà am Schlagé gestorben, und mit Recht schreibt Boccaccio in dem schon erwähnten Briefe an den Schwiegersohn des Verstorbenen: „er hat mich in dieser Welt, wie in einem Schiffe, das ohne Steuermann in einem unruhigen Meere umhergetrieben wird, zurückgelassen“⁶⁾). In seinem Testamente vom 4. April hatte Petrarcha seinem Freunde 50 Goldgulden vermacht: „um sich ein Winterkleid zu seinen nächtlichen Studien zu kaufen“⁷⁾). Boccaccio nahm das Legat dank-

1) Seine Antwortsonette, in denen er selber sein Unternehmen fast bereut, finden sich in der Baldelli'schen Sammlung der Rime Nro. VII—XI. p. 4—6 vgl. p. 178.

2) Bergl. den Brief an Franz von Grossano vom 3. November 1374 bei Mehus, Vita Ambr. Cam. p. CCVI.

3) Epist. sen. III. 4.

4) Baldelli, p. 199—201.

5) Daß er einen solchen in einer früheren Krankheit (1364) zugezogen, wurde ihm von dem bekannten Feinde der Letzte, Petrarcha (Epist. sen. V. 4), sehr verdächt.

6) De Sade, Uebers. III. 895.

7) De Sade, Uebers. III. 830. 31.

bar an, obwol er wünschte, in den Umständen zu sein, daß er es ablehnen könnte.

Einen Entwurf zu seinem eigenen Testamente hatte Boccaccio schon am 21. August 1365 (italienisch) gemacht¹⁾. Nach Petrarcha's Tode (28. August 1374) ließ er es zu Florenz in der Kirche S. Felicità feierlich (lateinisch) durch einen Notar aufnehmen²⁾. Zu Erben ernannte er seine Neffen, während der Niesbrauch dieses Vermögens deren Vater, seinem Bruder, bleiben sollte. An Legaten hinterließ er unter Anderem dem Mönchs Kloster S. Maria di San Sepolcro dal Poggetto (dalle Campora³⁾) bei Florenz „alle heiligen Reliquien, die er mit vielem Zeitaufwande und großer Mühe aus verschiedenen Theilen der Welt zusammengebracht“⁴⁾, der Kirche S. Jacopo in Cerreto einige Kirchengeräthe, der Madonna Sandra, Frau des Francesco di Capo Buonamichi⁵⁾, ein Marienbild, und seiner Haushälterin Bruna, der Tochter des Giango da Montemagno, Bettlen und Wäsche. Außerdem vermachte er seinem Beichtvater und Freunde Martino da Signa im Kloster S. Spirito⁵⁾ seine ganze Bibliothek, jedoch so, daß nach dessen Tode die Bücher dem Kloster zufielen. — In der That wurde die gewiß sehr werthvolle Sammlung fast ein Jahrhundert lang in jenem Kloster verwahrt, und das Zimmer, in dem sie sich befand, von Niccold Niccoli verziert; als aber in der Nacht vom 22. zum 23. März 1471 dem Galeazzo Visconti zu Ehren ein geistliches Schauspiel mit Feuerwerk aufgeführt wurde, ward mit dem ganzen Kloster auch Boccaccio's Bibliothek ein Raub der Flammen⁶⁾.

1) Ueber die Ausgaben vergl. Gamba, Serie de' testi Nro. 234.

2) Manni, p. 113—17. Vergl. auch Ciampi, Monum. p. 581—84.

3) Manni, p. 121—23.

4) Manni, p. 125.

5) Manni, p. 123. 24.

6) Baldelli, p. 211. 12.

Ob nach jener Krankheit Boccaccio seinen Wohnsitz noch einmal nach Florenz verlegt und die Vorträge über Dante fortgesetzt habe, scheint mir deshalb sehr zweifelhaft, weil in einer, dem Ende jener Vorträge (Inf. XVII. 17) ziemlich nahen, Stelle (Inf. XV. 118) ein Vers des Petrarca in einer Weise aufgeführt wird, die vorauszusehen scheint, daß derselbe damals noch lebte. Jedenfalls leistete das Studium des größten Dichters der modernen Welt, sowie es den Knaben der Poesie zugeführt hat, so den Greis in jene Welten hinüber, von denen Dante gefungen.

Am 21. December 1375 starb Boccaccio in Certaldo, der Heimat seiner Vorfahren, und sein Leichnam wurde dort in der Mitte des Fußbodens der schon erwähnten Kirche des heiligen Jacobus und Philippus¹⁾ unter einer Marmorplatte mit der Grabschrift beigesetzt, die er selbst verfaßt hatte:

Hac sub mole jacent cineres ac ossa Johannis.

Mens sedet ante Deum, meritis ornata laborum

Mortalis vitae. Genitor Boccaccius illi,

Patria Certaldum, studium sicut alma poësis.

Eine Tafel an der Seitenwand der Kirche wiederholte diese Inschrift, verbunden mit 12 Versen des Coluccio Salutati, welche die lateinischen Werke Boccaccio's aufzählen und preisen, von den italienischen aber nur sagen:

... Te vulgo mille labores

Percelebrem faciunt.

Im Jahre 1503 schmückte der Podestà Lattanzio Tedaldi das Denkmal noch weiter aus und fügte ein marines Brustbild des Gefeierten, der das Dekameron in der Hand hält, hinzu. Da das toscanische Gesetz vom 19. März 1783 die Begräbnisse in den Kirchen verbot, so glaubte man auch das des Boccaccio mit vandalischem Gehorsam zerstören zu müssen. Die Marmorplatte wurde zertrüm-

1) „La Canonica“, Gius. de Poveda, Del sepolcro di M. Giov. Boccaccio. Colle, 1827 p. 3.

mert, und die Geheine des berühmten Novellendichters wurden wieder ans Licht gezogen. Auch eine bleierne (oder blecherne) Kapsel mit 15 (oder 13) Pergamenturkunden fand sich in dem Grabe, doch wußte keiner der Anwesenden die Schrift zu lesen. Der Pfarrer (Rettore di San Jacopo) nahm Schädel und Pergamente an sich und wies sie noch lange der müßigen Neugier der Fremden vor; seit indeß 10 Jahre später der Geistliche in das obere Arnothal versetzt worden, weiß man nichts mehr von diesen Reliquien. Wenn Lord Byron sagt¹⁾:

..... even his tomb

Uptorn, must bear the hyaena bigot's wrong,
No more amidst the meaner dead find room,
Nor claim a passing sigh, because it told for
whom!

so irrt er vermutlich in der Voraussetzung, daß der Haß des Clerus gegen den Verfasser des Dekameron an jener Entweihung Theil gehabt habe; indeß haben jene Verse dazu und die sehr lebenswerten Erläuterungen, die der Dichter gibt, in Italien eine lebhafte Polemik hervorgerufen²⁾. — Auch das Denkmal an der Wand der Kirche blieb nicht unverschont; seine Theile wurden auseinandergerissen und in einen Winkel verbannt.

Das fast verbbete Certaldo beherrscht von der Höhe eines Tuffsteinhügels das Elsathal, dessen Anblick noch heute so freundlich und wohlthuend ist, als Boccaccio ihn vor nun bald fünf Jahrhunderten meisterhaft schilderte³⁾. Mehr als eines seiner mittelalterlichen Häuser ist zu Schuß

1) Childe Harold IV. 58.

2) Der Canonicus Catani griff Byron in zwei Sendschreiben Sopra la tomba di M. Giov. Boccaccio 1825. 26 an. Dagegen schrieb Gius. de Poveda. 1827 (vergl. d. Num. S. LXVI). Noch nahmen De Angelis und Rosellini an dem Streite Theil. Vergl. auch Valery, Voyages histor. et littéraires en Italie liv. X. chap. 9.

3) Pistola a M. Pino de Rossi p. 26.

und Trutz mit einem Wartthurme versehen. Eines derselben ist es, das Boccaccio von seinen Vorfahren überkommen, und in dem er Jahre lang den Studien nachging. Cosmus II. ließ es durch eine Inschrift bezeichnen; im vorigen Jahrhundert ward es von einer Weberin bewohnt. Zufällig stieß eines Tages die alte Frau an eine überstürzte Blendnische: der verborgene Raum lag nun offen. und sie fand ein umfangreiches Paquet Papiere. Denkt man daran, daß nach Boccaccio's eigner Erzählung die dreizehn Schlüsseleänge der göttlichen Komödie nach des Dichters Tode in ganz ähnlicher Weise gefunden wurden, so liegt die Vermuthung nahe, daß jene Papiere Bedeutendes enthalten haben mögen. Indes hatte jene Alte in seltsamer Furcht, daß Gottloses darin stehen könne, das ganze Paquet dem Feuer übergeben! —

Heute hat die kunstfinnige Marchesa Carlotta Lenzoni (geborene Medici) das Haus angekauft und ganz im Stile des 14. Jahrhunderts wiederherstellen und mit Hausgeräthe versehen lassen. Ein Frescobil von Benvenuti's geschickter Hand, welches Boccaccio schreibend darstellt, schmückt dessen Arbeitszimmer, und die alterthümlichen Schränke enthalten eine reiche, nur Boccaccio betreffende, Bibliothek¹⁾.

Noch lebt im Munde des Volkes der Dichter, der sich nach diesem Städtchen zu nennen pflegte. Gleich Virgil hat ihn die Sage halb zum Zauberer gestaltet. Ceraldo nahe gegenüber liegt ein regelmäßig abgerundeter anmuthiger Hügel, der dem Volke Poggio del Boccaccio heißt²⁾. Allnächtlich, so wird erzählt, bauete Boccaccio sich von Ceraldo nach jenem Hügel, auf dessen Gipfel er einen reichen und dicht verwachsenen Garten besaß, eine lustige Brücke,

1) Rosellini in der Florentiner Antologia Nro. 59. p. 86 ff.
Valery a. a. D.

2) Targioni Tozzetti, Reisen durch verschiedene Gegenden des G.-h. Toscana. Auszug von Jagemann. Leipzig, 1787. II. 291. 92.

und zauberte dort in sein umschranktes Gebiet die Geister vergangener Zeiten um sich her.

Verheirathet war Boccaccio nie. Außer der Ehe hatte er indeß Kinder. Den Tod einer in zartem Alter gestorbenen Tochter, Violante (dort Olympia genannt) beklagt er in der bedeutend später geschriebenen vierzehnten Elegie. Noch wenig Jahre vor seinem Tode schildert er seine schmerzhafte Bewegung bei dem Anblick von Petrarca's gleichaltriger Enkelin¹⁾). Eine Stelle jenes Gedichtes bezeichnet Neapel als den Wohnort des Kindes, und so liegt die Vermuthung nahe, daß es eine Frucht des verbotenen Umganges mit Marien gewesen sei. Eine andere Stelle scheint auf noch früher verstorbene Geschwister hinzudeuten²⁾.

Indem wir uns nunmehr zu einer Uebersicht von Boccaccio's Schriften wenden, fassen wir zuerst seine Eigenthümlichkeit als Schriftsteller und Gelehrter im Allgemeinen ins Auge. Zwei verschiedene Richtungen des Geistes kämpfen im Mittelalter, besonders in dem späteren, um die Herrschaft. Auf der einen Seite Begeisterung für das eigene Gut der neuern romantisch-germanischen Welt, für den katholischen Glauben und die sich ihm anschließenden Heiligen- und Helden sagen, für Ritterthum und Minne; auf der andern Seite Bewunderung für die formelle Meisterschaft des Alterthums, für den berechneten Sieg der Idee über den Stoff, für die starre Willenskraft der antiken Welt. War den germanischen Völkern die erste dieser Richtungen angestammt, so lag den romanischen der Rückblick auf die hohen Vorbilder der classischen Zeit von jeher nahe, und seit dem zwölften Jahrhundert wandte ein immer

1) *De Sade*, Uebersetzung III. 813.

2) *Manni*, p. 61. *Baldelli*, p. 93. 94.

Dekameron. I.

größter werdender Theil der geistigen Thätigkeit sich der Wiederauffrischung des Besitzthumes zu, das Rom und Griechenland errungen. In früherer Zeit wurden die antiken Namen und äusseren Begebenheiten auf das Naivste nur als Rahmen benutzt, um moderne Gesinnung und Auschauungsweise auszusprechen, wie wenn in einem alten Commentar der göttlichen Komödie (Inf. XXVI. 62) Thetis den Achilles in ein Nonnenkloster bringt, dem Lykomedes vorsteht, oder wenn ein alter Christ den Catilina am Morgen des Ausbruches seiner Verschwörung in der Domkirche von Fiesole Messe hören und communizieren lässt. Es bedurfte Jahrhunderte langer Anstrengungen, um die modernen Völker zu lehren, in classischer Objectivität sich ihrer eignen Natur zu entäußern, und die mühsamsten Versuche blieben unvollkommen genug. Um wie weit hatte nicht die Zeit des Polizian jene kindische Auffassung der antiken Welt im dreizehnten Jahrhundert zurückgelassen, und dennoch konnten die Tragöden im siècle de Louis le grand nur geringschätzend auf einen Octes oder eine Saisonische zurückblicken, während wieder wir im Gedankent an die mit dem Galanteriedegen über das Theater von Versailles schreitenden frisirten griechischen Helden ein Lächeln schwer zu unterdrücken vermögen. Die antike Bildung nur als eines der Elemente zu erkennen, aus deren wechselseitiger Durchdringung unser geistiges Eigenthum hervorgegangen ist, das vermochte nur Dante. Seine wenigen Vorgänger gehörten noch, auf niederm Standpunkte, der romantischen Richtung an; seine Nachfolger verzehren sich in dem Bestreben, der Sprache und der Gesinnung nach, Römer oder Griechen zu sein. Natürlich trägt dies Letzteres den Charakter der Unausführbarkeit an der Stirne und gewinnt dadurch im günstigen Fall eine ergöhlliche Färbung von Ironie; im ungünstigeren streift es hart an das Lächerliche, wie wenn wir Petrarca alles Ernstes eine beträchtliche Anzahl von Briefen an die berühmtesten Männer des Alterthums schreiben sehen, oder wenn Cardinal Bembo als

päpstlicher Geheimschreiber die Jungfrau Maria stets Diana, Christum Apollo und die Nonnen Vestalinnen nennt.

Stellen wir nun Petrarca und Boccaccio in dieser Beziehung zusammen, so ist das Ziel, wonach beide mit Bewußtsein streben, das gleiche. Dem Erstern aber gelingt jene Endisierung mittelalterlicher Sinnesart in viel höherem Maße, und so löst er die gestellte Aufgabe weit vollkommener. Die größtentheils in seiner Jugend entstandenen Gedichte des Canzoniere abgerechnet, die ihn wider seinen Willen unsterblich gemacht haben, hat er den bunten Blüthenstaub der Romantik fast vollständig sich abgestreift; in den Sagen, welche das Volk bewahrt, erkennt er nur den Überglauben des Pöbels, und die Romane von Arthus und von Karl taugen ihm höchstens für die Spinnstube; er ist der entschiedene Rationalist seines Jahrhunderts. Boccaccio¹⁾ wäre sicher gern ebenso aufgeklärt; aber das frische Leben des Volkes mit seiner ganzen Ausdrucksweise rinnt zu mächtig in seinen Adern, und so sehr es ihm Ernst ist, uns Theseus und die Amazonen, oder die Helden vor Troja im richtigen Costume zu schildern, und so angestrengt er auch zu dem Ende die ganze complicitis mythologische Machinerie arbeiten läßt, so erkennen wir unter der Maske immer wieder bald einen toscanischen Ritter, bald ein Hoffräulein der Johanna. Liegt nun schon hierin ein Anklag von Parodie, so führt das fernere Streben, jene Heroen möglichst edle Gesinnungen nach dem Vorbilde des Livius in volltonenden Worten, künstlich gebaueten Perioden und regelrecht gegliederten Gedanken aussprechen zu lassen, namentlich in den früheren Schriften, nicht selten zu falschem Pathos und ermüdendem Redeschwall. — Später spaltete sich Boccaccio's Thätigkeit in zwei Hälften: in den letzten Lebensjahren waren ihm die classischen Studien zur ausschließlich gelehrtten Auf-

1) Bergl. zu seiner Charakteristik überhaupt: Friedr. Schlegel, Sämtliche Werke. X. 4—36.

gabe, und er leistete in den lateinischen Werken, die aus ihnen hervorgingen, für seine Zeit Außerordentliches. Vorher aber hatte er es in einer geringen Anzahl von Schriften gewagt, in der durch jene unreiferen Versuche durchgebildeten Sprache, der lebendigen Gegenwart entnommene Stoffe zu behandeln, ja selbst den Ansprüchen auf antike Rebepracht fast ganz zu entsagen, und diese wenigen Schriften, auf welche er sicher geringere Mühe verwandt hat, sind es, um derentwillen er noch heute der erste Meister der italienischen Prosa genannt wird.

Die älteste von Boccaccio's Schriften (unter denen hier zuerst die italienischen aufgeführt werden sollen) scheint der *Filocopo*¹⁾ zu sein, ein Roman in Prosa, in dem die alte schöne Geschichte von Flos und Blankflos²⁾ für endlose Allegorien von Tugend und Liebe zum Verzerrn dienen muß. Durch das unablässige Vermengen von Heidnischem und Christlichem, von Antikem und Modernem und durch den völligen Mangel an Individualisierung ist der Erzählung jeder historische Hintergrund geraubt, und die überschwenglich tugendhaften Reden mit ihren auseinandergerenkten Perioden langweilen den Leser aufs Aeußerste. Naiv sind einzelne Sätze, z. B. wenn (Bd. I. S. 63 der Ciccarelli'schen Ausg.) die weisen Lehrer der beiden an einem Tage geborenen und durch das Geschick für einander bestimmten Kinder, diese, sobald sie die Buchstaben gelernt haben, „das heilige Buch des Ovid lesen lassen, in dem der große Dichter Unterricht ertheilt, wie die heiligen Feuer der Venus in den kalten Herzen mit Sorgsamkeit zu entzünden seien.“ *Filocopo* heißt das Buch, weil Flos,

1) Baldelli, p. 27—30. Vergl. Graesse, Die großen Sagenkreise des Mittelalters, S. 275. 76. Ueber die Ausgaben Gamba, Serie Nro. 198. 99. Zur Charakteristik Schlegel, S. 13—17

2) Ueber die Geschichte selbst vergl. Ferdinand Wolf, Ueber die altfranzösischen Heldengedichte, S. 69—72.

nachdem seine Mutter dem von der Universität (S. 74) zurückgekehrten verrathen hat, Blankslos sei nicht, wie man ihn glauben machen wollte, gestorben, auszieht, sie zu suchen, und zu dem Ende sich jenen Namen, als Bezeichnung aller der Männer, die er willig auf sich nehmen will¹), beilegt. „Colos in greco tanto in nostra lingua resulta, quanto fatica“ (I. 290); offenbar muß es *xότος* heißen, doch findet man im fünften und sechsten Buche überall *Filocolo*²). — Eine alte Ueberlieferung behauptet, Boccaccio habe diese seine Arbeit über alle späteren gestellt³); wäre sie begründet, so gäbe sie einen neuen Beweis für die oft gemachte Bemerkung, wie unsicher das Urtheil des Vaters über seine eigenen Kinder ist. — Gabriel Rossetti, ein Schriftsteller, der in bändereichen Werken mit vieler Belesenheit und großem Scharfsinn fast der gesammten Literatur des romanischen Mittelalters den Sinn von Geheimschriften gegenpäpstlicher religiöser und politischer Secten unterlegt hat, findet auch im *Filocopo* nichts als eine Schilderung der Initiationen in die sieben Grade einer den Tempelherren verwandten ghibellinisch-paterinischen Verbindung⁴). Seine Deutungen sind um so weniger zu widerlegen, als er in einer oft bei ihm wiederkehrenden Weise, statt sie im Einzelnen aufzustellen und zu begründen, sich darauf beschränkt, in den langen Auszügen, die er aus den fraglichen Schriften macht, die Worte, die nach seiner Ansicht den Schlüssel des Rätsels enthalten, mit ausgezeichneter Schrift drucken zu lassen und dann voraussestzt, daß jeder Leser sie in eben jenem Sinne ver-

1) In der altfranzösischen Romanze aus dem 12. Jahrhundert bei Wolf a. a. D, S. 71 nennt er sich: *chante-pleure*.

2) Wie Schlegel (den Rosenkranz, Handbuch d. allg. Geschichte der Poesie II. 235, abschreibt) auf den Namen *Filopono* verfallen ist, weiß ich nicht zu errathen.

3) Mazzuchelli, p. 1345. Na. 234.

4) Sullo Spirito antipapale, che produsse la riforma p. 183—204.

stehen werde. Erwähnen will ich nur, daß Rossetti noch außer der Schlafrede (in welcher Boccaccio die großen Schriftsteller, mit denen er sich nicht zu messen wage, aufzählt, und unter ihnen Dante, dem sein Buch come picciolo servitore molto dee reverente seguire) in dem Filocopo die wunderbarsten Anspielungen auf Dante, als auf das Haupt jener Secte, entdeckt haben will. Zunächst ist ihm, wenn (I. 13.) Quintus Laelius Africinus, um seine Ehe mit Julia Topazia mit Kindern gesegnet zu sehen eine Pilgerfahrt zu dem Heiligen unternimmt, um dessen willen Gallizien besucht wird (Jacob von Compostella), dieser Heilige kein Anderer, als Dante. Wenn ferner Philemias, der später über seine Liebe zu Blankflos zu Grunde geht, aus Marmorina fliehend, durch Ravenna kommt¹⁾), so geschieht dies wieder einzig, weil Dante dort begraben liegt. Wenn endlich Blankflos (die, beiläufig gesagt, nach Rossetti die weiße Partei von Florenz — Biancifiore-nza — ist) an einen Admiral von Alexandrien verkauft wird, und dieser sie in einen Thurm von hundert Kammern (II. 109) sperrt, so ist der Admiral abermals Dante und die hundert Kammern sind die hundert Gesänge der göttlichen Komödie.

Ohngefähr gleichzeitig mit dem Filocopo scheint die Theseide²⁾ entstanden zu sein. Die seltsam componirte Fabel ist im Wesentlichen folgende: Theseus besiegt die Amazonen und heirathet ihre Königin Hippolyte. Bei seiner Heimkehr vernimmt er die Niederlage, welche die Athenienser vor Theben erlitten. Er eilt, sie zu rächen, und nimmt Palamon und Archytas gefangen, welche von ihrem Kerker aus sich in Emilia, die Schwester der Hippolyte (nicht des Theseus, wie Schlegel sagt) verlieben. Auf Pirithous' Fürwort befreit Theseus den Archytas, doch

1) I. 237.

2) Baldelli, p. 30—35. Schlegel, a. a. D. S. 11—13. Gräfse, a. a. D. S. 433. Gamba. Nro. 216—20.

kehrt dieser aus Liebe zu Emilie zurück, worauf er sich dem Diener des Valdamon, Pamphilus, entdeckt. Valdamon, von Eifersucht gequält, entflieht dem Gefängniß und trifft mit Archytas, um mit ihm zu kämpfen, zusammen. The- seus und Emilie trennen sie und bestimmen, daß ein feier- liches Turnier über den Besitz der Letzteren entscheiden solle. Nicht nur der Atheniensische Adel, sondern auch viel fah- rende Ritter nehmen an diesem festlichen Kampfe Theil, der nach allen Regeln der Courtoisie im Theater gehalten wird, und in den auch die Götter sich einmengen. Ar- chytas bleibt Sieger; weil ihm aber bei der Heimkehr eine von Venus abgeschickte Furie in den Weg kommt, über- stürzt sich sein Pferd und verletzt ihn. Das hindert nicht, daß die Verlobung mit Emilie in Freuden und großer Zärtlichkeit gefeiert wird. Nach einigen Tagen aber ver- kündet der Arzt, daß Archytas nicht am Leben bleiben kann. Emilie pflegt ihn bis zum Tode und nimmt un- ter Tränen und Küszen rührenden Abschied; dann aber vermählt sie sich nach des Verstorbenen Geheiß mit nicht minderem Aufwand von Glück und Liebe dem Valdmon. — Es ist dies Gedicht das erste, das in achtzeiligen Stan- zen, einer Form, die später zur fast ausschließlichen für ähnliche Werke ward, geschrieben ist; völlig irrig ist es, wenn Mazzuchelli¹⁾ behauptet, Boccaccio bezeichne sich in der 84. Strophe des 12. Gesanges selbst als den Er- finder der ottava rima, da jene Stelle nichts Anderes sagt, als daß das Gedicht sei das erste, das in Italien von Kriegsthaten singe²⁾. — Die Behandlung leidet entschieden an den oben gerügten Fehlern der Jugendarbeiten Boccac-

1) p. 1882 Nr. 124.

2) Ueber den Ursprung der Octaven vergl. Baldelli, p. 33
34 Nro. 1 und Ginguené, Stor. d. lett. ital. Uebers. v. Perotti,
III. 248. Genaueres über diese interessante Frage haben wir in
Blanc's hoffentlich bald erscheinender italienischen Grammatik zu
erwarten.

cio's, doch sind die Verse leicht und angenehm, wenn auch mitunter etwas flüchtig und auch in der Sprache angemessener Würde mitunter ermangelnd. Einzelne Schildерungen, namentlich von Naturseenen, sind anmuthig und geschickt, und ein ausgezeichneter Schriftsteller der neueren Zeit¹⁾ hat dem ganzen Gedichte das größte, vielleicht ein zu hoch gesteigertes Lob gegeben. — Im sechszehnten Jahrhundert wurde die Theseide in gereimte neu-griechische Verse übersetzt²⁾.

Der „Ameto“³⁾, dessen Scene Boccaccio, der inzwischen von Neapel nach Florenz heimgekehrt war, in das Mugnonethal am Fuß des Hügels von Fiesole verlegte, schildert einen Jäger (nicht Hirten, wie Schlegel sagt), ein rohes Kind der Natur, der durch Liebe und Bewunderung für Schönheit und Tugend zum Höchsten hingeführt wird. An Allegorien ist auch dies Idyll nur allzureich⁴⁾, doch sind die frostigen Fictionen in lebenswahren Gestalten und Geschichten verkörpert. Die Prosa ist gehaltener und klangvoller, als im Filocopo, und die eingestreuten 19 Capitoli in Terzinen bekunden eine größere Herrschaft über die Sprache als die Verse der Theseide.

Die „Amorosa visione“⁵⁾, ein Gedicht in Terzinen, in dem die Anfangsbuchstaben der Verse zwei Sonette an Maria und eine Art Ballate an den Leser bilden, führt in wohlklingenden, sorgfältig behandelten Versen den Autor zum Tempel des menschlichen Glückes, wo er in einzelnen Visionen den Triumph der Weisheit, des Ruhmes, des

1) Panizzi, *An essay on the romantic narrative poetry of the Italians.* Lond. 1830. p. 159—90.

2) Θησέος καὶ γάμου ἡγεμόνης Εὐήλιας. Venet. Sabio, 1529. 4.

3) Schlegel, S. 17—20. Gamba, Nro. 200—02. Baldelli, p. 49—52.

4) Rossetti, l. c. p. 207—09 findet in ihnen wieder die Mythen der Aufnahme unter die Abgenseer.

5) Baldelli, p. 61—64. Schlegel, S. 20. 21. Gamba, Nro. 224. 25.

Reichthums, des Glückes und endlich der Liebe sieht, was ihm zu einer Schilberung der schönsten Florentinerinnen und Neapolitanerinnen seiner Zeit Gelegenheit gibt. Bemerkenswerth ist in diesem Gedichte das mit den Farben glühender Begeisterung geschilderte Zusammentreffen mit Dante¹⁾.

Die „Fiammetta“²⁾ schildert in tönender, zuweilen gekünstelter und überladener Prosa das Verlangen und den Schmerz des liebenden Weibes über die Trennung von dem Geliebten. Schlegel bezeichnet diese kleine Schrift als das bedeutendste unter Boccaccio's Werken, dem gegenüber alle anderen nur für Andtherungen und Vorbereitungen gelten könnten (S. 32). Ohne indeß den künstlichen Bau dieser wohlautenden Rede zu erkennen, kann ich nicht umhin, zugleich in ihr eine, an das Zeitalter der Antonine erinnernde, oft präzise Rethorik zu finden.

Ein zweites Gedicht in achtzeiligen Stanzen, „Filistrato“³⁾, ist bestimmt, an dem Exempel der unbeständigen Chryseis (Griseida, daraus bei Shakespeare Cressida) und der Verzweiflung des Troilus Fiammetten die unheilvollen Wirkungen der Treulosigkeit zu zeigen. Die Octaven sind leicht und gefällig, nicht ohne Anflug Ario-stischen Scherzes; die Erzählung ist behaglich und breit, mitunter in einem Tone, der den Glauben an absichtliche Ironie fast gewaltsam aufdrängt. Der Name Philostratus soll nach der Widmung an Fiammetten, wunderlich genug, einen Mann bedeuten, der von der Liebe bis zu völliger Machtlosigkeit überwunden ist.

In gleichem Versmaas, aber in vielleicht noch elegan-

1) Auch hier findet Rossetti p. 205—7 Anspielungen auf die Geheimbünde.

2) Baldelli, p. 35—38. Schlegel, S. 25—27. Gamba, Nro. 195—97.

3) Baldelli, p. 58—61. Schlegel, S. 8—11. Graesse, S. 130. Gamba, Nro. 221—23.

teren Octaven gedichtet, ist das „Nimfale Fiesolano“¹⁾. Africus, der Sohn eines Landmannes im Thal unter Fiesole, sieht unter den der Diana geweihten Nymphen, die ewige Keuschheit gelobt haben, die Mensola und folgt, von ihr unbemerkt, ihr oft in Liebe nach. Endlich mischt er sich auf den Rath der Venus in Frauenkleidung unter die Schaar der jagenden Nymphen. Später ladet die Hölle des Tages zum Bade, und als die übrigen Nymphen, wie sie gewahrt werden, daß Africus ein Mann sei, entfliehn, gelingt es ihm, Mensola zu halten, und endlich sogar, sie zur Liebe zu bewegen. Sie verspricht, am nächsten Tage zurückzukehren, wird aber von Scham und Reue zurückgehalten, weshalb Africus verzweifelnd sich den Tod gibt. Mensola gebiert ein Knäblein, das Pruneus genannt wird; Diana aber entdeckt ihre Schande und verwandelt die Fliehende in das Bächlein, das noch heute ihren Namen führt. Pruneus indess erwächst zur Freude seiner Großeltern, und als Atalan und Elektra (lange vor dem trojanischen Kriege) mit ihrem Astrologen Apollonius ins Land kamen, um Fiesole zu gründen, wird Pruneus ihr Seneschall und bauet die Domkirche von Majano. — Die ersten zwei Zeilen einer Strophe (274) stimmen so ganz mit einem Sonette Petrarca's (Benedetto sia'l giorno e'l mese e l'anno) überein, daß nothwendig der eine von diesen zwei Freunden den andern abgeschrieben haben muß; — doch wol Boccaccio den Dichter von Bacluse. — Schlegel (S. 35) hält dafür, daß Boccaccio in diesem Gedichte seine Eigenthümlichkeit am vollständigsten ausgesprochen habe.

Nur flüchtige Erwähnung verdient die schmückige Schmäh-schrift: „il Corbaccio“ auch „Labirinto d'Amore“²⁾ ge-

1) Baldelli, p. 64. 65. Schlegel, S. 21. 22. Gamba,
Nro. 226—28.

2) Baldelli, p. 121—23. Schlegel, S. 22. 23. Gamba,
Nro. 203—6.

nannt, in welcher Boccaccio (um 1355), freilich im erle-sensten Italienisch, an einer Witwe, die seine brieflichen Liebeswerbungen, ohne seinen Namen zu wissen, willig aufgenommen, dann aber den ihr in Jahren schon zu weit vorgeschrittenen Verehrer mit Spott zurückgewiesen, dadurch Rache nimmt, daß er den Geist ihres verstorbenen Man-nes erscheinen und sich von diesem, nach vielem Schlim-men, das von den Frauen überhaupt gesagt wird, alle die nicht eben sauberen Mysterien seiner Ehe berichten läßt. — Unerklärlich ist mir, wie Schlegel dazu gekommen sei, Cor-baccio durch Geisel zu erklären. Baldelli sagt, die Witwe selbst solle mit diesem Worte bezeichnet werden; doch finde ich sie wol Drago, nicht aber Corbaccio genannt. Ich vermuthe, der Autor habe das Buch, als eine bösertige, mit dem Schnabel hackende Krähe, so nennen wollen.

Rühmend zu nennen ist dagegen der *Trostbrief an Messer Pino de Rossi*¹⁾, der, als in die ghibellinische Verschwörung des Jahres 1360 verwickelt, exiliert worden war. Die männliche und edle Sprache, die in wohl durch-dachter Ordnung zusammengestellte Reihe von Trostgrün-den, machen einen durchaus würdigen Eindruck, und das Ganze schließt friedlich und wohlthuend mit der angiehen-den Schilderung des Landlebens in Certaldo.

Die übrigen Briefe Boccaccio's, lateinische und italienische, soweit sie gedruckt vorhanden, oder ihrem Inhalte nach be-kannt geworden sind, namentlich auch der an Nelli, den Prior von Santi Apostoli²⁾, sind oben in der Biographie zum größten Theile erwähnt. Als Curiosität kann etwa noch angeführt werden, daß wir auch einen Brief in nea-politanischer Mundart von Boccaccio besitzen. Leider liegt ein beträchtlicher Theil jener Briefe noch ungedruckt in mehreren Bibliotheken, besonders in der von Siena; ein

1) Baldelli, p. 146—50. Gamba, Nro. 211—13.

2) Baldelli, p. 168—70. Gamba, Nro. 214. 15.

Mangel, den wir bei Schilderung des Lebens schmerzlich empfunden haben.

Zwei glänzende Denkmale, die Boccaccio seiner Verehrung für Dante errichtet hat, mögen hier zusammengeannt werden, obwohl sie zu sehr entlegenen Zeiten entstanden sind: das Leben Dante's¹⁾ und der Commentar zu den ersten sechszehn Gesängen der göttlichen Komödie²⁾. Ueber die Entstehungszeit des letzteren, der nichts, als Boccaccio's Heft zu seinen Vorträgen in San Stefano ist, wurde schon oben das Nöthige beigebracht (Winter 1373 auf 74); ungewiß ist dagegen das Jahr, in dem die Vita di Dante geschrieben ward. Ein Zeugniß, das allerdings viel zu neu ist, um Autorität zu verdienen³⁾, bezeichnet die Schrift als eine Jugendarbeit des Verfassers; doch ist die Sprache unverhältnismäßig reifer, als im Filocopo und, selbst im Ameto, auch ergibt sich aus zwei Stellen⁴⁾ mit ziemlicher Sicherheit, daß Boccaccio, als er dies Büchlein schrieb, schon in Ravenna gewesen war. Baldelli⁵⁾ vermutet, allerdings auf nicht allzu sicheren Grundlagen, daß diese Biographie um 1351 verfaßt sei. — Was den Inhalt anlangt, so wird uns hier eine hochwichtige, noch immer nicht ausgenügte Quelle für das Leben des großen Dichters geboten, und dabei möchten die manchen Excuse und überschwänglichen Declamationen ruhig mit hingehen. Zu beklagen ist nur der gänzliche Mangel an Kritik, mit dem der Verfasser, Visionen und Allegorien zu geschweigen, offenbar häufig die zu berichtenden Thatsachen so modifizirt, wie er es für

1) Baldelli, p. 101—5. Schlegel, S. 23. 24. Gamba, Nro. 207—10 und ausführlicher in der Vorrede seiner Due illustri prose di M. Giov. Boccaccio. Ven. 1825. p. XXVI. sqq.

2) Baldelli, p. 202—6. Gamba, Nro. 229. 30.

3) Jac. Gaddi bei Mazzuchelli p. 1323 Na. 55. in f.

4) p. 43 und 90 der Gamba'schen Ausg.

5) p. 378. 79.

den poetischen Effect zuträglich findet¹⁾). Edel gehalten und von glühendem Eifer ist dagegen die Apostrophe an die Florentiner, daß sie Dante im Exil sterben ließen.

Der Commentar ist ein Werk mühsamen Fleisches, bei dem auch die älteren Erklärer zugezogen sind. Die sprachlichen Bemerkungen sind immer, die geschichtlichen häufig gut; außerdem wird von den Allegorien, am Ende eines jeden Gesanges, sehr ausführlich, aber oft mit gar willkürlichen Deutungen gehandelt, obwohl Boccaccio sich gelegentlich gegen ein zu weit getriebenes Allegorisiren erklärt hatte. Die Sprache nimmt nur an einzelnen Stellen den Schwung früherer Zeiten wieder an; doch streift der Eifer einzelner Invectiven, z. B. über die Florentinische Männertracht, nahe ans Lächerliche.

Unter dem Namen „Postille“ ist ein die ganze göttliche Komödie umfassender kurzer ungedruckter Commentar bis auf die neueste Zeit vielfach dem Boccaccio zugeschrieben²⁾. Das diese Angabe falsch sei, mußte jedem Kundigen längst einleuchten; Rigoli³⁾ hat aber zum Ueberfluß neuerlich nachgewiesen, daß dieser Postillator theils in Boccaccio's Todesjahr, theils noch nach demselben geschrieben hat.

Einen abgeschlossenen Canzoniere, wie der des Petrarca ist, besitzen wir von Boccaccio nicht; doch finden sich einzelne Gedichte von ihm zahlreich in Handschriften. Baldelli hat daraus seine Sammlung der Rime⁴⁾ zusammengestellt; außer einem Sonette jedoch noch ein Ge-

1) Aus solchen Gründen wird er zu Zeiten sogar gegen seinen eigenen Helden ungerecht, z. B. wenn er S. 81 sagt: Fra cotanta virtù trovd amissimo luogo la lussuria. — Man sieht, der Gerfalde wünschte seine eigene Leichtfertigkeit durch das Beispiel des göttlichen Dichters zu entschuldigen.

2) Bergl. Baldelli, a. a. D. p. 206—8. Nro. 1.

3) Lezione letta nell' adunanza il dì 10. Marzo 1829 sopra un testo a penna falsamente attribuito al Boccaccio. — Bergl. Florentiner Antologia 1829. Vol. XXXV p. 35—44.

4) Livorno 1802.

dicht in achtzeiligen Stanzen („La Russianella“) wegen seines unsittlichen Inhaltes ausgeschieden. Die große Mehrzahl dieser Gedichte empfiehlt sich durch ausgezeichnete Leichtigkeit, manche enthalten frische, anmuthige Schildерungen von Naturscenen oder Lebensereignissen; ferner haben sie das negative Verdienst, frei zu sein von den gesuchten Antithesen und epigrammatischen Spizen des Petrarca und seiner Nachahmer. Dagegen ist die Sprache nicht selten vernachlässigt und oft ermangelt auch der Gedanke gehöriger Abrundung.

Der neueste Herausgeber aller italienischen Werke Boccaccio's, der verdienstliche Ignazio Moutier¹⁾, hat im 14. Bande ein bisher ungedrucktes Gedicht: „La caccia di Diana“ bekannt gemacht, welches auch schon von Andern Boccaccio beigelegt war²⁾.

Noch ist ein kleines Büchlein, „Urbano“³⁾, zu erwähnen, das die Abenteuer eines natürlichen Sohnes des Kaisers Friedrich Barbarossa erzählt und häufig unter Boccaccio's Namen gedruckt ist. Schon die Urheber des Dizionario della Crusca zweifelten indes an der Echtheit, und obwohl Ginguené⁴⁾ noch in neueren Zeiten sie verfochten hat, kann es jetzt für ausgemacht gelten, daß Giovanni Buonsignori di Città di Castello der wahre Verfasser ist⁵⁾.

Unter Boccaccio's lateinischen Schriften ist bei weitem die bedeutendste die „Genealogia Deorum“⁶⁾,

1) Florenz Magheri 1827—34. 17 Bde. 8.

2) Mazzuchelli. p. 1367 Nro. XXXIV.

3) Gamba, Nro. 1053.

4) Storia della letterat. ital. Uebersez. von Perotti III. 264.

5) Ueber Geta e Birria vergl. Baldelli, Rime p 171—75.

6) Mazzuchelli, p. 1336—38. Manni, p. 68—70. Baldelli, p. 176—79.

welche er für den Titularkönig Hugo von Eypern und Jerusalem, der um jene Zeit Senator und Capitano von Rom war, auf Bitten des Donninus von Parma, der in dessen Diensten stand, und als Boccaccio später in Ravenna weilte, auf fernere Mahnung des Beccino Bellincioni, verfaßte. Der Reichthum an Kenntnissen, den der Verfasser in diesem umfangreichen Werke niedergelegt hat, ist für jene Zeit und bei der geringen Bekanntheit mit griechischer Literatur wahrhaft erstaunenswert, und bleibt es nicht minder, wenn man sich auch daran erinnert, daß die schon von Paolo da Perugia (der auch den oft angeführten Pseudo-Theobontius zu verantworten hat) gesammelten Materialien benutzt werden konnten. Geschrieben scheint das Buch zu Anfang des siebenten Jahrzehends in jenem Jahrhundert, da in der Schlusschrift Bellincioni, von dem nach Manni¹⁾ bis in jenes Decennium Nachrichten vorhanden sind, als lebend genannt wird. Indes hielt der Verfasser Jahre lang mit seiner Arbeit an sich, und nach einem ungedruckten Briefe, von dem Baldelli²⁾ berichtet, wurde sie erst im Winter 1372 auf 73 bekannt. Das Buch hat eine außerordentliche Verbreitung genossen und wurde noch im 16. und 17. Jahrhundert sowol im Original als in Betussi's italienischer Uebersetzung häufig gedruckt.

Eine Art Anhang zu der Genealogie der Götter bildet das Büchlein „De montibus, sylvis, fontibus, fluminibus, stagnis, seu paludibus et de diversis nominibus maris,“ in dem nach alphabetischer Ordnung über die in dem größeren Werke vorkommenden geographischen Bezeichnungen Auskunft ertheilt wird.

Die Schrift „De claris mulieribus“³⁾ handelt nicht nur von den berühmten, sondern auch von den berüchtigten

1) p. 69.

2) p. 285. 86.

3) Baldelli, p. 179—82.

Frauen; und macht es sich zum Geschäft, die üblichen Lehren, welche Boccaccio in seinen früheren Werken den Frauen ertheilt hatte, durch bessere zu ersetzen.

Verwandt damit ist das Buch „De casibus virorum et foeminarum illustrium“¹⁾), welches von den Unglücksfällen handelt, welche berühmte Personen erlitten, und dadurch Petrarca's bekannte Schrift *De viris illustribus* gewissermaßen ergänzt. Beide Schriften sandte er im Jahre 1374 an Mainardo Cavalcanti; in beiden kommt die Geschichte der Päpstin Johanna vor, und gewiß mit Unrecht ist sie neuerdings für ein späteres Einschüsel gehalten²⁾.

Der Werth der sechzehn Eclogen³⁾ Boccaccio's, über deren Inhalt größtentheils schon oben berichtet ward, ist seltsam überschätzt worden. Wir würden wenig von ihnen verstehen können, hätte der Dichter sie nicht in dem Briefe an Martino da Signa selbst erläutert.

Das „Compendium romanae historiae“, das Boccaccio beigelegt ist, könnte leicht der von Ciampi aufgefunde Auszug aus der Geschichte des Paulinus Venetus sein⁴⁾.

Von dem Dekameron, als dem Hauptgegenstande unserer Aufgabe, zu handeln, haben wir, mit Beiseiteziehung der historischen Reihenfolge, bis zum Schlusse dieser Untersuchungen verspart.

Unsicher ist zunächst die Zeit der Entstehung. Das Werk beginnt mit der beredten und schwerlich je zu viel gepriesenen Schilderung der Pest, die nach Matteo Villani⁵⁾ vom März bis zum September 1348 ohngefähr drei Fünfttheile der Bevölkerung von Florenz hinweggraffte. Zedenfalls also muß es später geschrieben sein. Ferner thellt aus der Einleitung des vierten Tages, daß die drei

1) Baldelli, p. 182—84.

2) Ciampi, Monum. p. 529.

3) Baldelli, p. 184. 85.

4) Ciampi, l. c. p. 4 sqq.

5) Cronica I. 2.

ersten Giornaten damals schon selbständig verbreitet und Gegenstand ungünstiger Beurtheilung geworden waren¹). Man möchte vermuthen, daß die übrigen sieben Tage ebenfalls in zwei Hälften (etwa Tag vier bis sieben, und Tag acht bis zehn) verbreitet worden seien; doch findet sich davon keine Spur. Am Schlusse des ganzen Buches (S. 302) nennt Boccaccio seine Arbeit eine langwierige; es ist also nicht zu bezweifeln, daß das Dekameron erst mehrere Jahre nach 1348 vollendet sein kann. Die neueren Schriftsteller nehmen das Jahr 1353 an und citiren Salvatici²) dafür als Gewährsmann; dieser sagt aber nur, wenn es anders wahr sei, daß das Dekameron im Jahr 1353 vollendet worden, sei der Brief an Pino dei Rossi um 7 bis 8 Jahre jünger. So bleibt denn jene Angabe nur eine annähernde.

Als Anlaß der Arbeit erwähnt Boccaccio in dem Briefe an Mainardo Cavalcanti³), er habe majori coactus imperio geschrieben. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist an einen Befehl der Königin Johanna zu denken, an deren Hofe die Mehrzahl dieser Geschichten vermutlich schon früher erzählt worden war.

Die sieben Mädchen und die drei Jünglinge, die der Pest entfliehend in anmutig ländlicher Einsamkeit sich diese hundert Geschichten erzählen, als historische Personen zu ermitteln, ist mehrfach versucht worden; entschieden aber wol mit Unrecht. Allerdings kommt ein Theil dieser fingierten Namen schon in Boccaccio's früheren Schriften vor (Fiammetta, Pamfilo, Filostrato, Dioneo); aber schon in diesen wechselte der Verfasser mit der ihnen beigelegten Be-

1) Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß Boccaccio diese drei Giornaten dem Francesco dei Bardi mit dem S. XXIV. erwähnten Briefe schon 1349 zusandte.

2) Avvertimenti della lingua II. 12.

3) Tiraboschi, Storia d. letterat. ital. Ed. Molini Fir. 1807. V. 560.

deutung, wie er denn sich selber bald Pamfilo, bald Dioneo u. s. w. nennt, während umgekehrt in der Thesodie Pamfilo der Name eines Dieners ist. Ueberhaupt dürfte nur der Charakter des Dioneo als ein festausgeprägter zu erkennen sein. Sowie aber Boccaccio die im Dekameron redenden Personen bereits in früheren Schriften uns theilweise vorgeführt hat, so ist auch die ganze Anlage, unter den Genossen eines heiteren Kreises wechselnder, ein gemeinsames Ziel verfolgender Erzählungen von dem Verfasser schon im Filocopo und Ameto, obwohl mit unvollkommener Erfolge, versucht worden. Einzelne Geschichten sind sogar, wie bereits hervorgehoben ward, dem Filocopo mit dem Dekameron gemeinsam.

Wenn in den meisterhaften Naturschilderungen, die wie ein reich geschmückter Rahmen zwischen den Erzählungen zu Anfang und zu Ende der einzelnen Tage sich hinziehen, der heitere Charakter des Florenz zunächst umgebenden Hügellandes nicht zu erkennen ist, so haben die Bewohner jenes glücklichen Thales es auch an sorgsamen Untersuchungen nicht fehlen lassen, um die geschilderten Scenen in der Wirklichkeit speciell nachzuweisen. Außerhalb der Porta a Pinti, kaum zwei Miglia von der Stadt entfernt, liegt der Poggio Gherardi, der vermutliche Schauplatz der zwei ersten Giornaten (vier Tage, Mittwoch bis Sonnabend). Wer dagegen von dem San Gallothor ausgehend den Weg nach Fiesole einschlägt, trifft kurze Zeit, nachdem er aus dem Mugnonethal aufzusteigen begonnen, in der Gegend, wo links im Thal die Badia sichtbar wird, auf einem Vorhügel behaglich ausgetreten, über bedeutenden Substruktionen eine palastähnliche Villa. Dies ist die Villa Tre vissi, nach ihren Besitzern Villa Altieri genannt¹⁾, wohin die heitere Gesellschaft, wie die Einleitung

1) Bergl. die nicht sehr getreue Abbildung bei Baldelli zu p. 75.

der dritten Giornate schilbert, am Sonntag Morgen jog, und wo sie volle 10 Tage (bis zum Mittwoch Morgen) verweilte. Wo endlich dem Fiesolaner Berge gegenüber der Affrico in den Mugnone mündet (unter dem Claustro della Doccia), da erkennet man das am Schlusse der sechsten Giornata so anmuthig beschriebene Frauenthal¹⁾.

In Handschriften und Ausgaben trägt das Werk einen doppelten Titel an der Spize: *Dekameron*, von der Zahl der Tage, an deren jedem zehn Geschichten erzählt werden, und „principe Galeotto.“ Auch bei Dante (*Inferno* V. 137) kommt das Wort Galeotto in dem Sinne von Kuppler vor; offenbar weil in der Geschichte des Lancelot vom See Galealt es ist, auf dessen Bitte die Königin Ginevra dem Lancelot ihre Liebe zuwendet und ihn küsst. Vermuthlich also wählte Boccaccio diesen Beinamen seines Werkes, um anzudeuten, er sehe voraus, daß ebenso wie Paolo Malatesta, als er mit Francesca von Rimini die Schilderung der Liebe von Lancelot und Ginevra las, den Ruth gewann, seine Francesca, obwohl zitternd, zu küssen, auch in Zukunft das Dekameron noch häufig schüchterne Liebeswünsche werde zur leckten That werden lassen. — Anscheinend im Widerspruche mit einem solchen Titel, sogar einem doppelten, steht es, wenn Boccaccio im Eintrage der vierten Giornata sagt, er habe das Buch senza titolo (ohne weitere Bezeichnung) geschrieben, und es hat daher nicht an Solchen gefehlt, welche Dekameron und principe Galeotto für willkürliche Zusätze der Abschreiber gehalten haben²⁾). Die Deputati meinen, das senza titolo solle nur soviel heißen, als: der Verfasser habe dem Buche seinen Namen nicht vorangestellt, und dem pflichteten Fiacchi³⁾ bei. Da indeß Boccaccio am Ende der Genealogie der Götter, nachdem er von der Zueignung des Buches an

1) Bergl. die Abbildung bei Baldelli zu p. 284.

2) Fiacchi, Osservazioni sul Decamerone. Fir. 1821. p. 73.

3) a. a. D. p. 68.

den König Hugo von Cypren gesprochen hat, sagt: „Stant et alia opuscula, ex quibus nullum est ullo hujusmodi titulo insignitum, praeter bucolicum carmen, quod ut sibi intitularem petit Donatus Apenninigena“ so hat Salviati¹⁾ nebst Anderen daraus geschlossen: senza titolo solle nur soviel heißen, als Niemandem dedicirt. Zur Unterstützung dieser Ansicht ist noch zu erwähnen, daß auch in der vita di Dante Boccaccio intitolare für dediciren gebraucht. — In dem Commentar zur göttlichen Romödie (Inf. IV. 90) sagt Boccaccio, eine Schrift des Ovid werde von Einigen liber Amorum und von Andern Sine titulo genannt (wie denn in der That alte Ausgaben der Amores, z. B. Rom 1471, De sine titulo überschrieben sind), auch ließen beide Namen sich rechtfertigen: *sine titulo*, perciocchè d'alcuna materia continuata, dalla quale si possa intitolare, non favella; ma alquanti versi d'una, ed alquanti d'un'altra, e così possiam dir di pezzi, dicendo procede. Aus dieser Stelle hat Dionisi²⁾ geschlossen, senza titolo solle soviel heißen, als mannigfaltigen Inhaltes. — In dem früher (p. XIX) erwähnten Briefe an einen Miles Mavortis sagt Boccaccio (wenn jener Brief anders dacht ist), er sei von Unwissenheit umnachter, roh, träge und ungestaltet sine titulo vivens; was kaum anders verstanden werden kann, als, ohne einen bestimmten höheren Zweck zu verfolgen. Hierdurch scheint Dionisi's Ansicht, der auch Colombo beigetreten ist, bestätigt zu werden, daß der Verfasser mit jener Bezeichnung nur habe sagen wollen, die hundert Geschichten des Dekameron seien, wie zufällig, ohne eine gemeinsame Aufgabe zu verfolgen, aneinandergereiht. — Verschweigen will ich indeß nicht, daß ich, besonders auf Anlaß einer zweiten Stelle des Dante-Commentar's (Inf. IV. in f. p. 259) der

1) Avvertimenti I. 13.

2) Blandimenti funebri p. 99. 100.

(Ciccarellischen Ausgabe) vorübergehend daran gedacht habe, Boccaccio möge Amores und sine titulo für synonym gehalten und sein Werk statt: Buch der Liebesgeschichten, als Euphemismus mit senza titolo bezeichnet haben.

Von dem Eingange des Dekameron, von der berühmten Beschreibung der Florentiner Pest, ist oft behauptet worden, daß er im Wesentlichen aus früheren Schriftstellern entlehnt sei. Namentlich ist in dieser Hinsicht Thukydides genannt worden. Dass in jeder Schilderung einer Pestseuche ähnliche Scenen wiederkehren müssen, versteht sich von selbst, und eine solche Verwandtschaft kann gewiß nicht für einen Beweis der Nachahmung gelten. In der That ist aber die Anlage des ganzen Gemäldes bei Thukydides und bei Boccaccio so durchaus verschieden (wie denn namentlich die psychologische Seite bei dem Italiener unverhältnismäßig mehr hervortritt, als bei dem Griechen), ja selbst die Krankheitsphänomene, die beide Schriftsteller schildern, sind so unähnlich, daß man versucht wird, zu zweifeln, ob, die jene Nachahmung behaupten, wirklich die Geschichte des peloponnesischen Krieges gelesen haben. Mir ist es im Ganzen nur bei drei Stellen gelungen, eine gewisse Ähnlichkeit zu entdecken: Thucyd. II. 50 mit den Worten der Einleitung (S. 6): „Dabei schien es, als ob zur Heilung“ u. s. w.; ferner die zweite Hälfte des 51. Capitels mit den Worten der Einleitung (S. 7): „Diese Seuche gewann“ u. s. w. und (S. 10): „Obgleich nun“ u. s. w.; endlich Capitel 53 mit S. 8 der Einleitung: „Andere aber waren der entgegengesetzten Meinung“ u. s. w. Nicht nur sind aber alle diese Parallelen sehr entfernte und offenbar zufällige, sondern es kann als unzweifelhaft gelten, daß Boccaccio den Thukydides überall nicht gekannt hat. — Bekanntlich ahmte Lucrez am Ende seines sechsten Buches den attischen Geschichtsschreiber nach, nicht ohne jedoch einzelne Füge und Ausschmückungen hinzuzufügen. In den letzten siebenzig Versen des Römers finden sich nun allerdings kleine Einzelheiten, die es mir nicht unglaublich

machen, daß Boccaccio ihn gekannt und im Gedanken gehabt habe.

Aehnlicher Streit ist über die Originalität der einzelnen Novellen geführt worden. Seltsam genug sehen wir aus der Einleitung zur vierten Giornata und aus Boccaccio's Schlusschrift, daß man beim ersten Erscheinen des Buches dem Verfasser zum Vorwurf mache, jene Geschichten seien nicht wahrhafte, sondern von ihm erfundene oder doch umgestaltete; während man neuerdings ihn deshalb getadelt hat, daß er den Inhalt seiner Erzählungen nicht selbst erfunden, sondern früheren Quellen entlehnt habe. So interessant es nun sein kann, eine vielverbreitete Geschichte durch alle die Umbildungen zu verfolgen, die sie von Land zu Land und von einem zum andern Jahrhundert im Munde der sie Wiederholenden erfährt, so hätte auf eine solche Uebertragung doch niemals ein Tadel geegründet werden sollen. Unter den unzählbaren Sammlern von Erzählungen, die seit dem ersten Beginn der Literatur und in allen Welttheilen ihre Leser ergötzt haben, macht schwerlich Einer darauf Anspruch, den ganzen Vor- rath seiner Geschichten selbst erfunden zu haben. Gerade die Erzählung geht ihrem Wesen nach von Mund zu Mund und wächst und vervollständigt sich bei forschreitender Ueberlieferung. Wer alsdann die Begebenheiten zuerst zu einem wohlzusammenhängenden und abgeschlossenen Ganzen gerundet hat, wer der ursprünglich düstigen Anekdote lebensfrische Gestalten als Ledger untergelegt und sie mit wohlthuender, angenehmer Rede bekleidet hat, der gilt mit vollem Rechte als Eigenäthumer.

Es ist aber nicht einmal wahr, daß Boccaccio einen beträchtlichen Theil seines Materials aus früheren Erzählungen entlehnt habe. Soll von einer Novelle nicht schon um bestwillen fremder Ursprung behauptet werden, weil dieser oder jener in sie verwobene einzelne Zug auch anderwärts vorkommt (z. B. die Kriegslist mit der engen Kerbe der Pfeile, in der zweiten Geschichte des fünften Tages, bei

Boso da Gubbio oder Giovanni Villani VIII. 35), so ist die Zahl derjenigen, die in das *Decameron* aus andern Quellen übertragen sind, außerst gering. Der Ursprung einiger Geschichten lässt sich bis in den Orient, ja bis nach Indien verfolgen; natürlich waren sie indes an Boccaccio nicht nur aus der zweiten Hand, sondern durch eine ganze Kette von Vermittelungen gekommen. Häufig ist sogar dieselbe, ursprünglich orientalische, Geschichte auf mehr als einem Wege nach dem Westen gebrungen, sodass es in solchem Falle schwer sein kann, zu entscheiden, in welcher Gestalt sie zu Boccaccio's Runde gelangte.

Meistens von einer *Novelle* (VII. 8) finden sich die Grundzüge schon in dem sanscritischen *Panchatantra*, oder dem Auszuge daraus: *Hito padesa*. Bekanntlich wurde diese Fabelsammlung unter dem Namen des Bidpai schon frühe ins Persische, und aus diesem bald darauf unter dem Titel: *Kalilah va Dimnah* ins Arabische übersetzt. Sowol die griechische Uebersetzung des Simeon Sethus aus dem lechteren (1100), als die lateinische Version, welche Johannes von Capua 1262 nach einer hebräischen Uebersetzung des indischen Originals (vom Rabbi Joël) machte, waren im Occident verbreitet. Auch war die spanische Bearbeitung des arabischen Textes (1251) ins Italienische übertragen und Stücke daraus, wie namentlich das hier in Rede stehende, in französischen *Fabliaux* bearbeitet¹⁾.

Eine andere *Novelle* derselben Giornata (die sechste) stammt aus dem Dolopathos des sogenannten *Syntipas*, der wieder durch syrische Vermittelung aus Indien gebracht ist. *Syntipas* ist aber bekanntlich die Quelle des weit verbreiteten Buches von den sieben weisen Meistern, das nach

1) Görres, Deutsche Volksbücher. S. 163—73. Bal. Schmidt, Anmerk. zum *Straparola* S. 308. Rosenkranz, Allgem. Geschichte der Poesie, I. 72—74. *Edélestand du Mérit, Histoire de la poésie Scandinaue* p. 354.

der ersten lateinischen Bearbeitung von Dam Jehans de Hauteselve als Volksbuch fast in alle neueren Sprachen überging¹⁾), obwohl gerade diese Geschichte in den occidentalischen Bearbeitungen der weisen Meister fehlt²⁾). Dagegen steht sie in der *Disciplina clericalis* des Petrus Alphonsi³⁾), der, wie wir wissen, fast ausschließlich aus moroccanischen Quellen schöpfte, und dessen Buch in der altfranzösischen Uebersetzung (*Chastoiement d'un père à son fils*)⁴⁾ im Westen weit verbreitet war. Aus eben diesem Werke scheint eine zweite Novelle (VII. 4) entlehnt⁵⁾), wenn Boccaccio sie nicht unmittelbar aus den sieben weisen Meistern genommen hat⁶⁾). Endlich findet sich noch eine dritte Geschichte von orientalischem Ursprunge (X. 8) bei Petrus Alphonsi⁷⁾ wieder; doch könnte Boccaccio sie ebensowol auch aus den *Gesta Romanorum* entlehnt haben⁸⁾.

Aus den *Gesta Romanorum* können noch zwei andere Novellen geschöpft sein, nämlich I. 3 und X. 1. Die erste indeß (von drei Ringen) findet sich schon bei zwei älteren Italienern: dem Avventuroso Ciciliano des Bonsone da Gubbio⁹⁾ und dem sogenannten Novellino¹⁰⁾ oder Cento novelle antiche aus dem ersten Viertheil des vierzehnten Jahrhunderts¹¹⁾ (die zweite dagegen, oder we-

1) Görres a. a. D. S. 154—63.

2) Bal. Schmidt zu Petrus Alphonsi, S. 127. 28.

3) Ausg. von Schmidt, S. 49. 50.

4) Bal. Schmidt, a. a. D. S. 17—24.

5) Ausg. von Schmidt, S. 54. 55.

6) Bal. Schmidt, S. 135. 136.

7) p. 36—38. Vergl. p. 98—101 und. B. Schmidt, Beiträge, S. 110—12.

8) Die Ähnlichkeit zwischen VIII. 10 und Cap. 16 der *Disciplina* ist nur eine ganz entfernte.

9) Ausg. von Mott, S. 347.

10) Novelle 73 der Mailänder Ausg. von 1825.

11) Bergl. Lami, Appendice all' illustrazione istorica del Manni. Milan. 1820. p. 12. 13.

nigstens ihr einigermaßen Verwandtes außer in den gesta noch in des Johannes Damascenus vielverbreiteter Geschichte von Barlaam und Josaphat, und in dem Speculum historiale des Vincentius Bellavensis¹⁾.

Ebenfalls im Barlaam und Josaphat findet sich die kleine, in die Einleitung der vierten Giornata verwoebene Geschichte²⁾, welche aber auch in den Cento novelle antiche wiederkehrt (Nov. 14); Vincentius Bellavensis dagegen bietet noch (aus der Chronik des Helinandus) die, als 8. Novelle, in dem fünften Tage aufgenommene Erzählung³⁾.

Von allen diesen Geschichten unzweifelhaften, oder mehr oder weniger wahrscheinlichen orientalischen Ursprungs hat die Vermittelung, durch welche sie an Boccaccio gelangt sein mögen, nachgewiesen werden können. Anders verhält es sich mit X. 5 (die schon im Filocopo vorkommt), für welche Du Méril⁴⁾ indische, und VI. 4 und X. 3, für welche Schmidt⁵⁾ arabische⁶⁾, sowie VII. 9, für die er persische Abkunft nachgewiesen⁷⁾.

Zwei Geschichten (V. 10 und X. 2) stammen, wahrscheinlich unmittelbar, aus Apulejus.

Dem bereits erwähnten Avventuroso Ciciliano (1311) ist ferner die zweite Geschichte des ersten Tages entlehnt⁸⁾, während sich nicht füglich mit Lamia⁹⁾ für X. 9 das Gleiche behaupten lässt.

In dem gleichfalls schon genannten Novelle antiche (Nov. 51) findet sich die Quelle von I. 9 und am

1) Gal. Schmidt, Beiträge. S. 27—29.

2) Derselbe, S. 27—29.

3) Derselbe, S. 44—60.

4) a. a. D. p. 358 vergl. Schmidt, Beiträge. S. 108.

5) Beiträge S. 63. 103.

6) Irrig zählt Du Méril auch VI. 1 hierher.

7) a. a. D. S. 81. 82. Nach Du Méril p. 354. 55 kommt die Geschichte indes auch in einem Fabliau vor.

8) Ausg. von Rott, S. 349.

9) a. a. D. S. 14.

Schlüß der letzten Geschichte jenes Blüchleins steht der zweiten Geschichte des dritten Tages Verwandtes.

Den französischen Quellen haben französische Schriftsteller, wie Ginguené¹⁾ mit ehrenwerther Aufrichtigkeit anerkennt, viel zu großes Gewicht beigelegt. Außer IV. 9, welcher Novelle die provençalische Biographie des Guillelm von Cabestraing, die auch in Lais bearbeitet wurde, zum Grunde liegt²⁾, und außer V. 4, die aus Marie de France³⁾ stammt, lassen sich nach Du Méril nur III. 8, VII. 7, VIII. 1, VIII. 4, IX. 6 und IX. 10 (einigermassen auch IV. 5) auf Fabliaux zurückführen. In welcher Gestalt dagegen die Geschichte der Griseldis (X. 10) in Frankreich verbreitet gewesen, bleibt auch nach den Mittheilungen von Du Méril noch zweifelhaft. — Bretonischen Ursprungs wäre nach B. Schmidt⁴⁾ die fünfte Geschichte des zehnten Tages.

Gewiß die Mehrzahl von Boccaccio's Novellen gründet sich, wie grosenteils schon die locale Färbung anzeigt, auf unmittelbare Ueberlieferungen, und wenigstens von IV. 6 ist die geschichtliche Wahrheit durch Manni⁵⁾ nachgewiesen.

Die Forschungen über die Quellen des Dekameron sind von Manni, Lami, Valentin Schmidt und Edélest and du Méril in den mehrfach erwähnten Schriften mit vieler Fleiße angestellt; doch sind die Materialien ohne Zweifel noch lange nicht in gehörigem Umfange zugänglich und durchforscht, um die Untersuchung für beendigt halten zu können. Alle diese Schriftsteller haben zwei andere Aufgaben mit der von uns ausschließlich berücksichtigten verbunden: nämlich die Erläuterung der im Dekamer-

1) Storia della lett. ital. III. 274—78.

2) Dicz, Leben und Werke der Troubadours, S. 77—90.

3) Oeuvres I. 314.

4) Beiträge, S. 106. 107.

5) Istoria p. 293.

ron enthaltenen historischen Anspielungen und die Angabe der Schriftsteller, welche jene Geschichten später benutzt und umgearbeitet haben. Die erste dieser Aufgaben ist indes nur als eine von den mehreren zu betrachten, welche ein (leider noch nicht geschriebener) Commentar unserer Novellen-sammlung zu verfolgen hätte, und die zweite ist nur durch ein gewisses Interesse der Curiosität mit dem Dekameron verknüpft.

Sinnreiche Einfälle und anziehende Geschichten sich erzählen zu lassen, war von jeher eine Lieblingsunterhaltung der Mäßigen. Die Schachs im Osten, die Signori im Westen hielten sich dazu eigene Erzähler, die im romanischen Mittelalter Jongleurs, giullari, uomini di corte heißen. Das niedere Volk kauert noch heute, dort um das nächtliche Feuer der Wüste, hier auf den Lavafiesen des Molo von Neapel, um den Geschichten seiner Rhapsoden zu lauschen. Ursprünglich genügte eine trocken erzählte Anekdote, am liebsten auf bekannte, im Munde des Volkes lebende Personen bezogen. Bald knüpft sich an das bemerkenswerthe Ereigniß eine moralische Betrachtung, eine Lebensregel; die Geschichten werden zu belehrenden Beispielen. So schon im Orient und in den sieben weisen Meistern, noch mehr aber in den, allegorisch ausgedeuteten, Gesta Romanorum und in der Disciplina clericalis des Petrus Alphonsi. Noch später wird die bloße Begebenheit zur Novelle, d. h. zum Kunstwerk, in dem wir nicht nur ein Bruchstück des Lebens in scharf gezeichneten Bügeln wiedergegeben, sondern zugleich eine Ansicht, eine kecke Behauptung, vielleicht eine Grille des Verfassers durch Handlungen oder durch Worte versuchten sehen. Dieser letzte Schritt ist es nun, den in dem weiten Gebiete der Literatur zuerst Boccaccio gethan hat, und von ihm aus hat die moderne Novelle, bis auf die äußerste Höhe, die sie in Tieck erreicht hat, ihren weiteren Weg genommen. Um zu ermessen, ein wie gewaltiger dieser Schritt war, genügt es, eine der Erzählungen, deren Quellen vor Boccaccio wir

nachgewiesen, in dieser älteren Gestalt mit denjenigen zu vergleichen, die sie im Dekameron gewonnen. Dort haben wir eine mehr oder minder gut erzählte Anekdote, hier ein abgerundetes Kunstwerk, in dem alle Theile wohl berechnet zu dem Gedanken hinleiten, für den das Ganze ein Ausdruck sein sollte. Die weise Dekonomie der erzählten That-sachen und ihre treffliche Gruppierung erweckt unsre um so größere Bewunderung, je vertrauter wir mit dem Autor werden, und je mehr wir ihn mit der breiten Redseligkeit und den zerstreuenenden Detailschilderungen der Modernen vergleichen. Meisterhaft ist die dramatische Wahrheit der Reden fast aller im Dekameron auftretenden Personen, wie sie in diesem Grade schwerlich einem der späteren italienischen Novellisten gelungen ist. Die kostliche Dummheit eines Calandrino, oder Ferondo, das frömmelnde Gewäsch des Bruder Puccio, die eitèle Einfalt der Madonna Lisetta, die klösterliche Vorurtheit der Nonnen des Masetto, die Prahlereien der Madonna Fiordaliso und die edelmüthigen Phrasen der Fancioltore, die verschiedenen Abstufungen heuchlerischer Salbung in Chapelet, Rusticus, Bruder Alberto und Bruder Cipolla, die pedantische Jämmerlichkeit des Ricciardo da Chinzica und Messer Simone sind alle mit wahrhaft wunderbarer Menschenkenntniß und mit einer Herrschaft über die Sprache gezeichnet, wie sie seit Boccaccio keinem Zweiten in Italien zu Gebote gestanden. An anderen Stellen, wie im Lebaldo, im Gentil de' Carisendi, oder in Titus und Gisippus, erhebt sich dagegen die Sprache zu wahrhaft rednerischem Schwunge; obwohl auch nicht gerade selten das Bestreben nach Wohlredenheit, wie in des Verfassers früheren Schriften, in falsche Rhetorik ausartet, und einige Male sogar die kunstreich verschlungenen Perioden, in ihre eigenen Verwickelungen gefangen, den Weg nicht mehr zum Ziele zu finden wissen. Häufiger noch zeigt es sich, daß die flüchtig weiter eilende Feder ein Wort, auf dem die früheren Theile des Sakes zu ruhen bestimmt waren, einzufügen vergessen, oder daß sie ein an-

deres, welches zuvor schon seinen Platz gefunden, zum Ueberflusse wiederholt¹⁾.

Wenn im Obigen versucht ist, das Dekameron nach seinen eigentlichen Verdiensten zu bezeichnen, so darf nicht verschwiegen werden, daß es keinesweges ausschließlich, ja nicht einmal vorzugsweise diese sind, um derentwillen man sich gewöhnt hat, die hundert Novellen des Boccaccio als eines der bedeutendsten Werke der italienischen Literatur zu bezeichnen. Drei Eigenschaften sind es hauptsächlich, welchen das Dekameron seine fast beispiellose Verbreitung zu verdanken hat: seine Wichtigkeit für Constituitung des italienischen Sprachkanon, die heftigen Invectiven gegen die Geistlichen, besonders gegen die Mönche, und die nicht unbedeutende Zahl schlüpfriger Geschichten, die es enthält.

In der ersten Beziehung haben schon Andere, namentlich Foscolo²⁾, es arge Verkehrtheit genannt, wenn im sechszehnten Jahrhundert der Municipalpatriotismus der Florentiner und die Pedanterei einiger Grammatikenschreiber die gesammte italienische Prosa unter das Foch des ausschließenden Wortvorrathes und der allein mustergebenden Redeweisen des Dekameron zu zwängen versuchten, sodaß der ernste Geschichtschreiber, oder der öffentliche Redner von Galandriño und Ferondo die Sprache borgen sollten. Jene Fesseln können in Italien jetzt als in weiterem Umfange gesprengt gelten, sodaß ausführlicher davon zu reden unnöthig, für den Ausländer sogar vielleicht ungeziemend wäre.

Die Geißelhiebe dagegen, mit denen die leckgewordene Novelle unter Boccaccio's Händen den Clerus jener Zeit überschüttet, sind auf der einen Seite dem Dekameron zur Quelle ausschweifenden Lobes geworden und haben ihm auf der andern die gefährlichsten Verfolgungen zugezogen.

1) Bergl. überhaupt Gr. v. Schlegel, Werke, IX. 21. 22. 32 ff.

2) In dem Discorso sul testo del Decamerone vor der Pietering'schen Ausgabe, besonders p. XIX. sqq. p. LXXVII sqq.

Inmitten des protestantischen Deutschlands wird es schwierig einer Rechtfertigung dieser Angriffe auf die im späten Mittelalter vielfach tief gesunkene Geistlichkeit bedürfen. Wie sehr sie entartet war, weiß, wer immer auch nur mit einzelnen der wahrheitliebenden, edleren Schriftsteller jener Zeit genauer bekannt ist. Ein italienischer Geistlicher des vorigen Jahrhunderts hat selber die Mühe übernommen, nachzuweisen, wie genau Boccaccio's Beschuldigungen mit anderweitigen Zeugnissen zusammen treffen.¹⁾ Also dachte die Kirche aber nicht um die Zeit der Reactionen, welche durch die Reformation hervorgerufen waren. Die Väter des Concils zu Trento hielten dafür, daß schwere Beschuldigungen gegen die Geistlichkeit, begründet oder nicht, indem sie dieser die Achtung des Volkes raubten, zugleich dem Glauben selber Gefahr brächten, und sie nahmen das Dekameron in die Zahl der verbotenen Bücher auf, jedoch mit dem beschränkenden Beifaz: bis es werde gereinigt sein (Boccatii Decades, sive novellae centum, quamdui expurgatae non prodierint). Durch dies Verbot gerieten Diejenigen in eigene Verlegenheit, die in dem oben ange deuteten Sinne die Gesetze der italienischen Sprache festzustellen bemüht waren: nur aus einem Buche sollte der zu verwendende Wortschatz geschöpft, nur die Schreibart dieses einen nachgeahmt werden; dies eine aber durfte Niemand lesen, wenn er nicht den Strafen der Inquisition verfallen wollte. Die florentiner Sprachforscher, welche eben damals ihr berühmtes Wörterbuch vorzubereiten anfingen, erwirkten das Fürwort des Großherzogs Cosmus zuerst bei Pius V. und dann bei dem etwas weniger strengen Gregor XIII. Die Sache wurde mit einer diplomatischen Wichtigkeit betrieben, die sich bei einem Buche leichtfertiger Geschichten fast komisch ausnimmt. Der Magister sacri palatii sandte 1571 ein Exemplar des Dekameron von

1) Monsign. Giov. Bottari, *Lezioni sopra il Decamerone.*
Firenze, 1818. 2 Bde

Rom nach Florenz, in dem alle Stellen bemerkt waren, welche ausgemerzt oder umgestaltet werden müsten. In Florenz ernannte der Grossherzog auf Vorschlag der Akademie, welche später den Namen der Crusca annahm, eine Deputation, bestehend aus Vincenzo Borghini, Antonio Benivieni, Agnolo Guicciardini und Bastiano Antinori. Alle Stellen, in denen auf Geistliche ein ungünstiges Licht fiele, sollten getilgt, oder dadurch unschädlich gemacht werden, daß die Mönche in Kaufleute, Soldaten, Zauberer, die Nonnen in ledige Mädchen verwandelt würden und dergleichen. Es ist unglaublich, welche Albernheiten in solcher Weise zu Stande gekommen sind. So ist z. B. in der zehnten Geschichte des dritten Tages Alles gestrichen, was auf die Worte: „und richtete an ihn dieselbe Frage, die sie schon an die Andern gethan hatte“ bis: „geschah es, daß in Capsa ein Feuer auskam“, folgt, wodurch denn die Geschichte in der That eine mehr als orientalische Einfachheit erhalten hat. Der Magister sacri palatii, mit dem verhandelt werden mußte, war ein Spanier, Namens Thomas Manrique, und des Italienschen nicht allzukundig; so fand er denn mitunter Scrupel, wo auch nicht der Kleinste Grund dazu vorlag¹⁾. Besonderes Bedenken erwöckte die sechste Geschichte des ersten Tages; sie hatte keinen Sinn, wenn man den Mönchen andere Personen unterstellte. So mußte sie denn wegbleiben, und es wurde ernsthaft darüber verhandelt, ob man nicht neunundneunzig Geschichten füglich als hundert bezeichnen könne. Wohl zu bemerken ist aber, daß bei diesem ganzen, seltsamen Unternehmen die Sittlichkeit auch nicht im Mindesten in Betracht kam. Die Schilderungen der Unkeuschheit und des Ehebruches ließ Monsignore Manrique unangefochten, nur Mönche sollten es nicht sein,

1) Z. B. wollte er den Ausdruck: „bellezze eterne del cielo“ gestrichen wissen, weil der Himmel nicht von Ewigkeit her, sondern geschaffen sei; er verwechselte also eterno und perpetuo.

welche darin handelten. — So entstand die Ausgabe der *Deputati* (Florenz, Giunti, 1573). Weder dem einen, noch dem andern Theile genügte indeß diese Säuberung. Die Sprachfreunde und Diejenigen, welche das Dekameron zu ihrem Ergößen lasen, vermißten viele der schönsten Stellen; die römischen Rigoristen dagegen fanden, daß immer noch viel zu viel mit durchgeschlüpft sei. Diesen letzteren Antrieben gehorsam, unternahm der berüchtigte Widersacher Lassos, Cavalier *Salviati*, eine neue, noch viel willkürlichere Umarbeitung, die mit dem vollen Beifalle Roms 1582 in zwei Auflagen erschien, aber allgemein als unberufene Verunstaltung des Dekameron verworfen ward. Ohngefähr in dem gleichen Sinne und mit noch minderem Beifall verfuhr Luigi Grotto, der sogenannte *Cieco d'Adria* (Venezia Zoppini e Farri, 1588). Fast ein Jahrhundert lang erschien keine unverstümmelte Ausgabe des Dekameron; dann wagte man sich, zuerst in Holland und England, mit einzelnen Abdrücken hervor; noch später sekte man in Italien selbst sich über das Verbot hinweg, und gegenwärtig liefert jedes Jahr ein ganzes oder halbes Dutzend Ausgaben unter den Augen der Kirche, welche zu dem Misbrauche, den sie nicht mehr zu hindern vermag, ein Auge zudrückt.

Die schlüpfrigen Erzählungen, deren das Dekameron leider eine nicht geringe Anzahl enthält, haben dem Buche von jeher viele Leser zugeführt. Wie hart schon Pietro Petroni den Verfasser darüber durch Giani tadelte, und welche Vorwürfe Boccaccio sich in späten Jahren selbst über den lusternen Inhalt dieser Arbeit mache¹⁾, ist be-

1) „Nosti, quot ibi sint minus decentia et adversantia honestati, quot Veneris infastae aculei, quot in scelus impellentia, etiam si sint ferrea pectora, a quibus, esti non ad incestuosum actum illustres impellentur foeminae, et potissime quibus sacer pudor frontibus insidet, subeunt tamen tacito passu aestus illecebrae, et impudicas animas obscoena concupiscentiae

reits erwähnt worden. Noch strenger haben Andere geurtheilt¹⁾, und es ist schwerlich zu leugnen, daß diese, die Sinne kühnenden Geschichten schon für Manthen vom nachtheiligsten Einfluß gewesen sind. Alle die zahlreichen Schriftsteller, die, besonders in Frankreich und theilweise auch in Italien, planmäßig daran gearbeitet, junge Gemüther durch sittenlose Schilderungen zu vergiften, haben aus dem Dekameron, als einer willkommenen Fundgrube, reichlich geschöpfst, und manche von unseren Novellen hat, mit den grellsten Farben frisch ausgemalt, in der obszönen Literatur die Runde gemacht.

Neuerst fern liegt mit gewiß einer Apologie der Unzucht; nothwendig scheint es aber, dem Dekameron die richtige Stellung anzuzuweisen, durch die es alsdann vielleicht minder strafbar erscheinen dürfte. Die unerlaubte Geschlechtsliebe, besonders der Ehebruch, hat offenbar neben dem verbrecherischen ein komisches Element, und aus der Vereinigung von Lust und Angst, von hochfliegender Leidenschaft und feigem Schuldbewußtsein entwickeln sich die lächerlichsten Antithesen, und der ausbündigste Scharffinn muß aufgeboten werden, um das, zwiefache Schande zugleich scheuende, Vergehen vor Entdeckung zu schützen. So kehrt denn dies Element, wenn es nicht durch die Sitte gewaltsam zurückgedrängt wird, überall wieder, wo die Aufgabe verfolgt wird, Beispiele von komischen Verflechtungen der Ereignisse und von schlau gefundenen Auswegen aus schlimmer Verlegenheit zu erzählen; ebenso wie im Dekameron und seinen Nachfolgern, in den älteren französischen

tabe nonnunquam inficiunt irritantque.“ Brief an Mainardo de' Cavalcanzi.

1) B. Bonifazio Vanozzi bei Mazzuchelli p. 1335
Na. 149: „Chi potesse contare, quante puttane ha fatto il Decameron del Boccaccio, rimarrebbe stupido e senza senso.... Per conto delle materie e delle cose narrate da esso in quel suo Novelliere, non si può dire, quanto e quale sia stato e perseveri tuttavia il danno che se ne sente.“

Fabliaux und Contes¹⁾). Es ist dies Element für diese Gattung von Literatur ein wesentliches, und man kann es kaum völlig verbannen wollen, ohne dieser Gattung zugleich die reichlichste Lebensader abzuschneiden. In einer zwiefachen Weise kann nun aber dies Element von dem Erzähler verarbeitet werden: entweder so, daß es nur um seines lächerlichen Effectes willen auf die Scene gebracht wird, gerade wie jede sonstige Verwickelung, Schlauheit und dergleichen; oder so, daß der Schriftsteller bei diesem Elemente um seiner selbst willen, weil es ein unzüchtiges ist, wollüstig ausmalend verweilt. Offenbar ist nur die letzte Behandlung die frivole zu nennen. Wir begegnen demselben Gegensatz auch in der bildenden Kunst, nur daß wir in dieser nachsichtiger zu sein gewöhnt sind. Wir werden, wo der an sich nicht frivole Gegenstand das Nackte fordert, dem Maler das Recht zugeschenken, es mit aller Meisterschaft uns darzustellen, sollte seine Darstellung auch geeignet sein, sinnlich zu erregen; die Sinnlichkeit als solche, wie in der Jo und Leda Correggio's, oder in der Danaë Titian's, werden wir aber nie als einen würdigen Gegenstand der Kunst anerkennen, und nur um der Trefflichkeit der Technik willen solche Abirrung entschuldigen können. — Es darf nun behauptet werden, daß Boccaccio, fast ohne Ausnahme, das Unzüchtige nur als nothwendigen Baustein benutzt, um die komische Situation, auf die es ihm eben ankommt, aufzubauen, und daß er eben deshalb oft gar unsein mit derben unverhüllten Worten gleich das Ding beim rechten Namen nennt; während seine frivoleren Nachahmer der Sünde einen lüstern coquettirenden Schleier umwerfen und mit Vorliebe dabei verweilen, ihn immer nach einer andern Seite zu lüften. In weit höherem Grade unsittlich, als jene einzelnen verfänglichen Situationen, finde ich die mehrfachen Versuche, die Unkeuschheit, ja den Ehebruch durch Sophismen zu rechtfertigen, wie

1) Rosenkranz, Geschichte d. Poesie. II. 92. 93.

z. B. im *Cedaldo*. Theils aber ist es allerdings die, von Lieck im weitesten Umfange verfolgte, Aufgabe der Novelle, Paradores, ja völlig Verkehrtes nach den verschiedensten Richtungen hin scharfsinnig zu verfechten, theils liegen jene Werkzeugen von Trugschlüssen gerade unserer Denkweise gewiß zu fern, um von ihnen die mindeste Gefahr besorgen zu können.

Zwischen dem Entstehen des Dekameron und den ersten gedruckten Ausgaben¹⁾ desselben ist wenig mehr als ein Jahrhundert verstrichen. Den vermutlich ältesten Abdruck (um 1470) pflegt man nach den Schlusssworten: *Deo gratias* zu nennen. Die Walderfer'sche Ausgabe von 1471 (Benedig) genießt bei den Bibliomanen ein von keiner andern typographischen Seltenheit erreichtes Ansehen. Der Marquis Blandford erkaufte ein vollständiges Exemplar von ihr in der Roxburgh'schen Auction im Jahre 1812 für 2260 Pfund Sterling. Dieser Kauf war es, der zu der Errichtung des Roxburghclubs Anlaß gab, in dem die Bibliomanie ex professo betrieben ward. Schon sieben Jahre später kam indeß dasselbe Exemplar noch einmal unter den Hammer, und wurde von Lord Spencer für 918 Pfund erstanden. — Wie hätte selbst diese letzte Summe genügt, um den Geldverlegenheiten des armen Boccaccio für immer abzuholzen! — Unter den ziemlich zahlreichen Ausgaben des fünfzehnten Jahrhunderts, die noch außer diesen beiden uns bekannt sind, verdient eine, vom 20. April 1482 bis zum 13. Mai 1483 aus der Druckerei von San Jacopo di Ripoli hervorgegangene, als ein Curiosum Erwähnung. Jene Druckerei gehörte nämlich zu einem Nonnenkloster; die frommen Schwestern festeten, druckten, hefteten selbst, was ihnen von Buchhändlern aufgetragen ward, wie die noch erhaltenen Kloster-

1) Vergl. Gamba, Serie d. testi Nro. 166 sqq.

rechnungen darüber Nachricht geben. Hier war nun der Bestseller ein Ser Piero da Pescia, durch Vermittelung eines Giovanni di Nato, und die Auflage betrug 200 Exemplare¹⁾. Mir erscheint aber die Situation höchst komisch, wie ehrbare Nonnen in ihrem Ordensgewande, hier die Novelle des Masetto von Lamporecchio sezen, dort die Abdrücke der Geschichte von der Äbtissin mit dem seltsamen Psalterium auf dem Kopfe, nach Druckfehlern spähend, eifrig corrigiren.

Bei der Kürze der Zeit, während welcher es handschriftlicher Vervielfältigung des Dekameron bedurfte, und bei der beträchtlichen Anzahl von gedruckten Ausgaben, die schnell auf einander folgten, möchte man vermuthen, daß der uns überlieferte Text jenes Buches hinlänglich gesichert sei. Das ist jedoch nur in minderem Maße der Fall; vielmehr gehörten die Handschriften und noch mehr die alten Drucke des Dekameron zu den größten Seltenheiten. Der Grund davon liegt zum Theil in einer merkwürdigen Carnevalsscene, die sich in den Jahren 1496 und 97 zu Florenz zutrug. Der Geschichtsschreiber Marti²⁾ erzählt, Fra Domenico da Pescia, der Genosse des Savonarola, habe um jene Zeit, wiewol gelehrter Bildung ermangelnd, mit solcher Frömmigkeit und Salbung gepredigt, daß er in der kurzen Zeit vom Advent bis zum Carneval die Florentiner überredet, alle schlüpfrigen und unsittlichen Bücher und alles Bildwerk oder Gemälde aus ihren Häusern zu schaffen, das geeignet wäre, sinnliche Gedanken zu erwecken. „Zu diesem Ende beauftragte er Kinder, unter der Leitung von Oberen, die aus ihrer Mitte gewählt waren, viertelweise in die Häuser der Bürger zu gehen und demütig und sanft von einem Leben das Anathema (benn so nannte sie alle dergleichen unanständige Dinge), als von Gott und

1) Vinc. Follini, *Lezione sopra due edizioni del sec. XV.*
Fir. 1831.

2) Iсторie f. 34 der Originalausg. Lyon 1582. Bgl. f. 43.

von den Kirchengesetzen verflucht, zu erfordern. Wurde ihnen darauf vergleichen verabfolgt, so segneten sie das Haus mit einem eigenen, gar erbaulichen Spruche ein, den ihnen Fra Girolamo zu dem Ende verfaßt hatte. So wurde denn in kurzer Zeit eine erstaunliche Menge ungeziemender Bilder, falsche Locken, allerhand Puffsachen und Wohlgerüche, Brettspiele von erlebener Schönheit, Spielkarten und Würfel, vielerlei musikalische Instrumente, Exemplare von den Werken des Boccaccio und dem Morgante maggiore, sowie Traum- und Zauberbücher von ihnen zusammengebracht. Alle diese Gegenstände wurden am Carnevalstage auf einem großen Gerüste ausgestellt, das auf dem Domplatze errichtet war. Von einer breiten Unterlage erhob sich dies Gerüst in allmälicher Verjüngung gleich einer Pyramide, auf deren Stufen alle jene Sachen, mit Reisig und anderen brennbaren Stoffen abwechselnd, angeordnet waren. Zu diesem Feste strömte das Volk in Scharen, ohne sich für dies Jahr um die sonst gewohnten Carnevalslustbarkeiten zu kümmern. Die Kinder aber hörten am Morgen in der Domkirche eine feierliche Engelsmesse und zogen am Nachmittage von den einzelnen Vierteln, in denen sie sich unter ihren Oberen versammelt hatten, weiß gekleidet, mit Olivenkränzen auf dem Haupte und rothen Kreuzlein in den Händen, erst nach der St. Marcuskirche und dann nach dem Domplatze, wo sie in der Loge der städtischen Obrigkeitlichen Platz nahmen. Dabei sangen sie fortwährend lateinische Psalmen oder italienische Kirchenlieder, bis endlich die vier Oberen mit brennenden Fackeln herabstiegen und jenes Gerüst anzündeten, welches alsdann mit seinem gesammten Inhalte bei dem Schmettern der Trompeten niederbrannte“¹⁾.

So waren denn schon zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts correcte Exemplare selten geworden, und ob-

1) Bergl. Rudelbach, Hieron. Savonarola und seine Zeit.
S. 177.

woll Nicold Delfino¹⁾ sich um die Berichtigung des Buches Verdienste erwarb, und aus den berühmten Druckereien des Giunta²⁾ und Aldo³⁾ neue Ausgaben hervorgingen, lag der Text noch sehr im Argen. Da verbanden sich sieben ausgezeichnete junge Florentiner (Bernardo Segni, Antonio degli Alberti, Francesco Guidetti, Schiatta Bagnesi, Pier Bettori, Ant. Francini und Bartol. dei Cavalcanti) zu einer sorgfältigen Berichtigung des Dekameron, und die Frucht ihrer Arbeit war die berühmte Giuntiner Ausgabe von 1527 (die sogenannte Ventisettana⁴⁾), deren Trefflichkeit um so mehr anzuerkennen ist, als ihren Urhebern das gleich zu erwähnende vorzüglichste Hülsmittel unzugänglich war. Die Mehrzahl der übrigen, im sechszehnten Jahrhundert erschienenen Ausgaben: von Ant. Brucioli⁵⁾, von Lod. Dolce⁶⁾, von Franc. Sansovino⁷⁾, von Girol. Ruscelli⁸⁾, von Franc. Giuntini⁹⁾, von Nic. Alunno¹⁰⁾ u. s. w. ist lediglich als Handelspeculation zu betrachten, und die in ihnen gemachten Veränderungen des Textes sind fast ohne Ausnahme Entstellungen.

Erst die durch den oben erwähnten Beschluß des Tridentiner Concils hervorgerufene Nothwendigkeit, das Dekameron umzuarbeiten, wurde Anlaß einer weiteren Berich-

1) Venezia Greg. de Gregorj. 1516.

2) Firenze, 1516.

3) Venezia, 1522.

4) Gute Exemplare pflegen nicht unter 30 Louisd'or verkauft zu werden.

5) Venezia, Giolito 1538 und öfter.

6) Venezia, Giolito 1541 und öfter. Dolce selbst tadelte in jeder seiner späteren Ausgaben die früheren.

7) Venezia, Grifio 1549.

8) Venezia, Valgrisio 1552.

9) Lione, Rovillio 1555. 16mo.

10) Venezia, Gherardo 1557.

tigung des Textes. Baccio Baldini, der Leibarzt des Großherzogs Cosimo, hatte, lange nachdem die Ausgabe von 1527 vollendet war, eine Handschrift wieder aufgefunden, die vermutlich vor der Revolution von 1494 bereits der Familie Medici gehört hatte, seitdem aber verloren war. Es war diese Handschrift am 13. August 1384 durch Francesco (den Sohn des Amaretto) Mannelli, der, wie wir wissen, ein Taufpathe Boccaccio's war, beendet worden. Darüber, daß dieser äußerst einsichtige Schreiber seinem Originale die größte Autorität beilegte, und daß er es mit der gewissenhaftesten Sorgfalt copirte, kann kein Zweifel obwalten. Daß es indeß, wie die Deputati und die meisten Späteren angenommen haben, Boccaccio's eigenhändige Urschrift gewesen sei, ist bloße, wenn auch nicht unwahrscheinliche Vermuthung. Dieses Manuscript nun legten die vier Obengenannten ihrer Verichtigung zum Grunde, verglichen aber daneben noch eine große Anzahl von Handschriften und einige ältere Drucke. Die Erwägungen, welche sie bei der Verarbeitung dieser Materialien geleitet hatten, legten die Deputati in ausführlichen „Annotazioni“ nieder, die zu dem Besten gehören, was über italienische Philologie jemals geschrieben ist. So entstand die Ausgabe von 1573, die allen Anforderungen genügt haben würde, wenn nicht die von Rom gebotenen Verstümmelungen sie entstellt hätten. Wie neun Jahre später Salvati nicht nur noch mehr vom Dekameron hinwegschnitt, sondern auch mit dem stehen gebliebenen Texte auf das Willkürliche umsprang, ist schon erwähnt worden. Dabei ging er von der verkehrten Annahme aus, Boccaccio habe zwei von einander abweichende Manuskripte hinterlassen, zwischen deren Lesarten uns zu wählen freistehé. Zur Rechtfertigung seines Verfahrens sollten die zwei Bände „Avvertimenti“ dienen, die bei den italienischen Sprachforschern höchstes Ansehen genießen, in der That aber eine Ausgeburt pedantischer, auf unsicheren Grundlagen aufgebauter Sylbenstecherei sind.

Die nächsten, für das Dekameron sehr unfruchtbaren 180 Jahre ließen diese Arbeiten der gelehrten Florentiner unberücksichtigt und strebten nur nach Herstellung eines unverstümmelten Textes, den man aus der Ventisettana zu entlehnen pflegte. Den Anfang machte die zierliche Elzevir'sche Ausgabe von 1665, die mehrmals nachgemacht wurde. Es folgten der Rolli'sche Abdruck der Giuntiner Ausgabe (London, Edlin 1725) und die Venezianer Contrefaçon¹⁾ derselben (1729 gedruckt von Pasinello). Die schlechte Ausgabe von Ciccarelli (Neapel, angeblich Amsterdam 1718) verdient aus keinem anderen Grunde Erwähnung, als weil die Crusca in der vierten Ausgabe des Vocabolario sich ihrer bedient hat.

Später wandte sich die Aufmerksamkeit aufs Neue der Mannelli'schen Handschrift zu. Der Marchese Pier Ant. Guadagni ließ, besonders mit Bandini's Hülfe, zu Lucca 1761 einen buchstäblichen Abdruck dieses Manuscriptes²⁾ veranstalten, dem er eine höchst gewissenhafte Vergleichung der Ventisettana beifügte. Seit dieser Zeit sind alle nennenswerthe Ausgaben³⁾ auf Guadagni's Arbeit unmittelbar oder zur zweiten Hand gebauet, und es ist stets als das größte Verdienst betrachtet worden, sich so nahe als möglich an den Mannelli'schen Text anzuschlie-

1) Die Kennzeichen zu wissen, an denen man Original und Nachahmung unterscheiden kann, gehört zu dem ABC der Bibliomanen. Gleich am Anfange des Registers hat das Original Cento novella, die Contrefaçon aber novelle u. s. w.

2) Daß die Treue dieses Abdrückes weiterer Prüfung unterworfen wäre, ist mir allerdings nicht bekannt. Eine Ungenauigkeit läßt sich erkennen, auch ohne die Handschrift selbst zu vergleichen. Nach S. 373 hieße es in der Schlußschrift: ad honorem egregi simacu spinjs, was völlig sinnlos ist. Vergleicht man indeß das im Kupferstich beigelegte Facsimile, so scheint egregias et immaculatae Virginis gelesen werden zu müssen.

3) Nur wegen der Anmerkungen, nicht in Ansehung des Textes haben die beiden Ausgaben von Martinelli (London 1758 und 1762) einiges Interesse.

ßen. Besonders treu haben dies Poggiali (Pivorno, an-geblich London 1789. 90), Ferrario (Milano, Classici 1803)¹⁾ und Vitarelli (Venedig, 1811) gethan. Weit-aus die vorzüglichste unter allen Ausgaben ist indeß die des Abate Michele Colombo (Parma 1818, 8 Sædegs-bände), sowol durch ihre ausgezeichnete Correctheit, als durch die sprachlichen Anmerkungen, die der Herausgeber theils seinen Vorgängern (Ruscelli, Rolli, Martinelli) ent-lehnt, theils und hauptsächlich selbst hinzugefügt hat²⁾. Die neueren Herausgeber (Molini, Florenz 1820 und 1827. 16mo. Ugo Foscoto, London, Pickering, 1825, 3 Bde. 8vo und der Adruck davon im Parnasso Italiano con-tinuato, Leipzig 1833 u. s. w.) haben nur das Verdienst, die gleiche Richtung mit größerer oder geringerer Sorgfalt ver-folgt zu haben. Am nächsten an Colombo schließt sich der Adruck in der Routier'schen Ausgabe von Boccaccio's sämmtlichen Werken an (Florenz 1827), leider sind indeß weder die Anmerkungen vollständig aufgenommen, noch ist der Text ein irgend correcter zu nennen.

Sollte für die Berichtigung des Dekameron, die aller-dings an manchen Stellen als Bedürfniß erscheint, noch irgend Erhebliches gethan werden, so käme es auf die Voruntersuchung an, ob sich annehmen lasse, daß uns von Boccaccio's Originalmanuscript noch andere Spuren, als durch Francesco Mannelli erhalten seien. Wir wissen, daß die gesammte Büchersammlung des Verfassers durch Ver-mächtniß an das Kloster Santo Spirito kam, und da eine Klausel des Testamentes ausdrücklich verlangt, daß jene Manuskripte, selbst zum Abschreiben, frei zugänglich bleiben sollen, so liegt es nahe, zu vermuthen, daß auch anderen Handschriften, oder daß alten Drucken eine solche Benutzung

1) In dieser Ausgabe sind die Annotazioni der Deputati wie-der abgedruckt.

2) Diese Ausgabe ist der gegenwärtigen Uebersetzung zum Grunde gelegt.

zum Grunde liege. Allerdings aber erscheint es als zweifelhaft, ob unter den nach Santo Spirito gekommenen Büchern sich überall ein Manuscript des Dekameron befunden. Wie große Gewissensbisse sich Boccaccio in späteren Jahren über die unzüchtigen und gegen die Geistlichkeit gehässigen Stellen des Buches machte, haben wir oben berichtet, und Derjenige, der dies Legat zuerst empfangen sollte, war Boccaccio's Beichtvater! Hatte nicht vielleicht der Verfasser in einer Aufwallung der Reue seine Originalhandschrift verbrannt, oder sie doch von den Büchern ausgeschlossen, die Beichtvater und Kloster erhalten sollten? — Dennoch vermuthe ich das Gegenteil, das bei so vielfachen ähnlichen Inconsequenzen der Zeit uns nicht füglich überraschen kann. Bemerkenswerth ist nämlich in dieser Hinsicht, daß unter den älteren Ausgaben gerade die beiden ersten, vor dem Brande von Santo Spirito entstandenen, nach Buonamici's¹⁾ Untersuchungen, den correctesten, mit dem Mannelli'schen genau verwandten Text bieten. Diese Spur dürfte nun, wie mich dünkt, zu verfolgen und zu ermitteln sein, ob jene ältesten Ausgaben nicht eine erhebliche Zahl von Berichtigungen zu geben vermöchten.

Übersezt ist das Dekameron in die verschiedensten Sprachen. Von manchen Novellen haben wir lateinische Bearbeitungen. Bemerkenswerth ist darunter die der Griseldis von Petrarca in doppelter Beziehung. Einmal ist sie von einem Schreiben an Boccaccio begleitet, in dem Laura's gelehrter Verehrer dem Freunde mit sehr vornehmen Wohlwollen schreibt, er habe das Buch der hundert Geschichten zufällig zu sehen bekommen und natürlich nur Zeit gehabt, ganz wenig darin zu lesen, aber Einiges recht hübsch gefunden und Anderes mit der damaligen Jugend des Verfassers entschuldigt. Zweitens hat Petrarca, in dem Glauben, die mangelhafte Arbeit des Verfassers wesentlich zu bessern, sich eine Menge von Veränderungen erlaubt,

1) Lettera. London, 1725, Replica. Paris 1729.

die in überraschendem Maße beweisen, wie sehr es ihm an dem richtigen Tacte für Dekomie und Ton einer solchen Erzählung fehlte.

Unter den französischen Uebersetzungen ist die verbreitetste die des königlichen Mathes und Kriegschatzmeisters Antoine Mason¹⁾), die durch ihre große Genauigkeit mir auch bei meiner Arbeit nicht selten von Nutzen gewesen ist. Mason wurde getadelt, daß er die Macktheiten des Boccaccio unverschleiert wiedergegeben²⁾). Dennoch durfte er es wagen, das Buch der Schwester Franz I., der Königin Margaretha von Navarra, in deren Auftrage er die Uebersetzung unternommen, zuzueignen. Freilich enthalten die berühmten eigenen Contes et nouvelles dieser Fürstin Geschichten, die den stärksten des Boccaccio wenig nachgeben.

Ohne bei den Uebersetzungen in andere Sprachen zu verweilen, möge erwähnt werden, daß das Dekameron schon frühe mehrfach ins Deutsche übertragen ward. Eine Uebersetzung erschien Lucern 1470, eine zweite Augsburg 1490 (später Straßburg 1547, und Augsburg [Messerchmidt] 1561). Als verschieden von ihnen bezeichnet Val. Schmidt³⁾) sowol die Straßburg 1561, als die Frankfurt (Feierabend) 1583 gedruckte. Eine fünfte wäre nach Mazzuchelli (p. 1354) Frankfurt (bei Egenolf Emmele) 1625 und (bei Schönwetter) 1646 herausgekommen. Alle diese Arbeiten kenne ich indes nicht aus eigener Ansicht. Unter den neueren ist die von Soltau gewiß mit dem meisten Fleiß und mit der größten Sprachkennt-

1) Mazzuchelli p. 1353 zählt von 1543—1694 achtzehn Ausgaben auf.

2) Die Bemerkung Mazzuchelli's, daß in den Ausgaben von 1552 an die versänglichen Stellen gemildert seien, finde ich an der von 1558, die ich besitze, nicht bestätigt.

3) Beiträge S. XIII. u. 115.

wiß gemacht¹⁾). Außerdem sind mir die Uebersetzungen von Schäum, von Röder²⁾ und von einem Ungeannten (München bei Michaelis) bekannt geworden und häufig verglichen, wenn auch meist nur wegen der Curiositäten, an denen es nicht darin fehlt.

Die Aufgabe, welche ich mir bei meiner Arbeit gestellt habe, ist dieselbe, die Schleiermacher³⁾ so meisterhaft vorgezeichnet und in ihren Schwierigkeiten und unübersteigbaren Schranken charakterisiert hat: der Leser sollte durch die Uebersetzung so viel als möglich denselben Eindruck erhalten, den auf den Uebersetzer (dessen genügende Vorbereitung und Umsicht vorausgesetzt) das Original machte. Der Leser sollte also in der deutschen Rede den Laut der fremden Sprache, und zwar die eigenthümliche Tonart derselben durchklingen hören, die gerade dieser Schriftsteller angeschlagen. Wie leicht ein solches Bestreben zur Schwefälligkeit führen, ja unverständlich machen kann, ist weder zu erkennen, noch fehlt es in dieser Hinsicht an warnenden Beispielen. Sollte diese Gefahr vermieden werden, so durfte ich einzelne Abweichungen von der Strenge jenes Principes, wie auch Schleiermacher sie zuläßt, nicht scheuen. Der Uebersetzer mußte „die Kenntniß der fremden Welt des Verfassers, die er bei dem Leser nicht voraussehen kann, auf die kürzeste, zweckmäßigste Weise suppliren und überall die größere Leichtigkeit und Natürlichkeit des Originals durchleuchten lassen.“ Hierher gehört die Vertauschung italienischer Witzworte und sprichwörtlicher Reden mit deutschen. — Nur dazu habe ich mich durchaus nicht entschließen

1) Ein ausführlicheres Urtheil habe ich in der Vorrede zur ersten Ausgabe dieses Buches S. VII—IX. ausgesprochen.

2) In der Ankündigung heißt es: „Das Dekameron wurde zwar schon in einigen Uebersetzungen dem deutschen Publikum in die Hände gegeben; noch nie aber in einer vollständigen wort- und sinngetreuen, wie hier geschieht.“

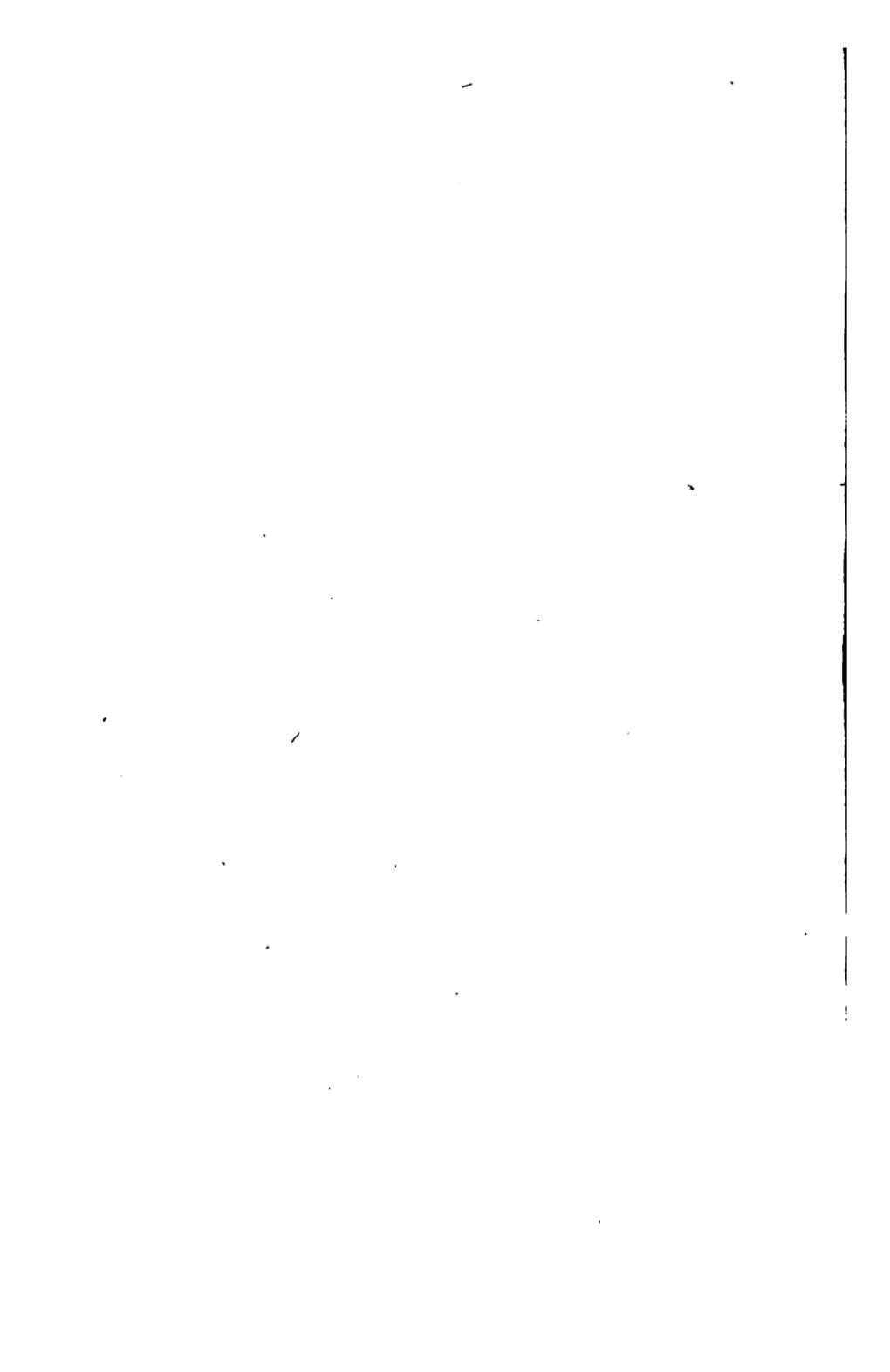
3) Neben die verschiedenen Methoden des Uebersetzens.

können, bei der Uebersetzung zu entfernen, was keuschen Ohren unserer Tage verlezend ist. Bei Boccaccio's Eigenthümlichkeit, der das Unanständige nicht um sein selbst willen lustern ausmalt, sondern nur mit aufnimmt, um dadurch zur Pointe der Erzählung zu gelangen, hätte ich fürchten müssen, ähnliche Albernheiten zu Stande zu bringen, wie die Deputati in der Geschichte von Alibech und Rustico. — Sint ut sunt, aut non sunt. — Ob ich unter solchen Umständen nicht besser gethan hätte, das Buch unübersetzt zu lassen? — Da bereits neun deutsche Uebersetzungen im Umlaufe sind, so wäre es dadurch gewiß der Kunde deutscher Leser nicht entzogen. Sicher aber ist der Eindruck des Buches ein günstigerer, wenn der Leser durchgängig gewahr wird, das Ziel des Bearbeiters sei ein ernstes, ich möchte sagen, wissenschaftliches gewesen, als wenn er sieht, daß es nur darauf ankam, seine Lachlust oder Lusternheit durch das Nachzählchen schlüpfriger Geschichten anzuregen.

Chronologische Uebersicht über Boccaccio's Leben.

1313. Boccaccio wird geboren.
1324 oder 25. Kommt zu einem Kaufmann in die Lehre.
1330 oder 31. Geht nach Neapel, um canonisches Recht
zu studiren.
1336 oder 37. Widmet sich der Poesie.
1338 oder 39. Sieht Maria zum ersten Mal.
1339. Datirt: apud busta Maronis.
1339, 40. Schreibt den Filocopo und die Theseide.
1341—42 (zwischen dem 15. April 1341 und 28. August
1342). Keht nach Florenz zurück.
1342—44. Schreibt den Ameto und die Amorosa visione.
1345. Ist wieder in Neapel.
— (?). Schreibt die Fiammetta und den Filostrato.
1346 (?). Schreibt das Ninfale Fiesolano.
1348. Geht mit Ludwig von Tarent nach Toscana.
— Beginnt das Dekameron.
1349 (15. Mai). Ist in Neapel.
1350 (26. Januar). Ist in Florenz.
— Geht zu Francesco Ordelaffi nach Forli.
— (im Herbst). Empfängt Petrarca in Florenz.
— (30. December). Erhält von der Republik einen
Auftrag nach Ravenna.
1351 (April). Wird an Petrarca nach Padua gesandt.
— (?). Schreibt das Leben Dante's.
1352. Wird an den Markgrafen Ludwig von Branden-
burg gesandt.
— (?). Ist wieder in Neapel.

- 1353 (im Sommer). Geht über Forlì nach Ravenna zu Bernardino Polenta.
 — (?). Beendigt das Dekameron.
 1354. Wird an Innocenz VI. nach Avignon gesandt.
 1355 (?). Schreibt den Corbaccio.
 1359. Geht zu Petrarca nach Mailand.
 1360. Führt den Leontius von Venetia nach Florenz.
 — Wohnt von nun an vorzugsweise in Certaldo.
 1361. Wird von Gioachino Giani besucht.
 1362 (November). Geht wieder nach Neapel.
 1363 (Frühjahr). Verläßt Neapel.
 — (Juni—August). Weilt bei Petrarca in Venetia.
 — Beginnt die Genealogia Deorum.
 — Zwischen 1363 und 1370 entstehen die Schriften über die Berge u. s. w., über berühmte Frauen und über die Unfälle ausgezeichneter Personen.
 1365 (20. August). Wird an Urban V. nach Avignon gesandt. Besucht Genua.
 — (21. August). Macht sein erstes Testament.
 1366 (?). Geht vergeblich nach Venetia, um Petrarca zu besuchen.
 1367. Ist Offiziale del Magistrato degli Stipendiarij.
 — (November). Wird an Urban V. nach Rom geschickt.
 1370 (December). Geht nach dem Kartäuserkloster San Stefano.
 1372 (Herbst). Geht nochmals nach Neapel.
 1373 (Frühjahr). Rehrt zurück.
 — Die Genealogia Deorum wird verbreitet.
 — (23. October). Fängt seine Vorträge über Dante's göttliche Komödie an.
 1374 (Jan. oder Februar). Erkrankt und zieht wieder nach Certaldo.
 — (19. Juli). Petrarca stirbt.
 — (28. August). Macht sein zweites Testament.
 1375 (21. December). Stirbt.
-



Es beginnt das Buch, genannt Dekameron, und beigenannt der Hauptkuppler, in welchem hundert Geschichten enthalten sind, die von sieben Damen und drei jungen Männern erzählt werden.

Vorrede.

Mitleiden mit den Betrübten ist ein gar menschliches Gefühl, das, wenn es gleich einem Jeden wohl ansteht, doch vorzüglich von Denjenigen gefordert wird, die schon des Trostes bedurst, und ihn bei Andern gefunden haben. War unter diesen Einer, dem Theilnahme Noth that, dem sie willkommen war, und der sich durch sie erquickt fühlte, so bin ich gewiß ein Solcher. Denn von meiner frühesten Jugend an bis zu dieser Zeit bin ich immer in erhabener und adelicher Liebe über die Maßen und so sehr entbrannt, daß man, wollte ich davon erzählen, es vielleicht meinen niedrigen Umständen unangemessen finden dürfte, obgleich Diejenigen, die der Liebe kundig sind und meine Geschichte kennen, mich deshalb loben und um Vieles höher schätzen. Um dieser Liebe willen habe ich viel gelitten; nicht weil die geliebte Dame gegen mich grausam gewesen wäre, sondern wegen des übermäßigen Feuers, das ein ungeordnetes Verlangen in meinem Gemüthe entzündet, und mich an keinem vernünftigen Ziele befriedigt verweilen, vielmehr häufig größeren Kummer, als nöthig gewesen wäre, mich empfinden ließ. In diesem Trübsal gewährten mir die ergötzlichen Erzählungen eines Freundes und seine angemessenen Trostungen so viel Erfischung, daß ich der festen

Meinung bin, um ihretwillen allein sei ich am Leben geblieben. Wie es aber Dem gefallen hat, der, während Er selber unendlich ist, allen Dingen auf der Welt das unabänderliche Gesetz, ein Ende zu haben, ertheilt hat, so verringerte sich auch meine Liebe, die so überschwänglich glühend gewesen war, daß weder die Kraft des eignen Entschlusses oder fremden Rathes, noch die Furcht vor Schande, noch endlich die drohende mit ihr verknüpfte Gefahr sie zu zerstören oder wankend zu machen vermocht hatten, mit der Zeit und allmälig solcher Weise in sich selbst, daß ich gegenwärtig fühle, sie hat nichts als die Freudigkeit in meiner Seele zurück gelassen, welche zu empfinden pflegt, wer sich auf seiner Fahrt nicht allzuweit in ihre finstern Meere wagt. So sehe ich denn, daß sie, die mir eine Marter zu sein pflegte, nun, wo aller Kummer hinweggenommen, mir nur als ein Wohlbehagen geblieben ist. Obgleich aber die Qualen verschwunden sind, so ist doch das Andenken an die Wohlthaten nicht entlohn, die ich einst von Denen empfing, die um der Zuneigung willen, die sie zu mir hatten, mich ungern leiden sahen. Auch wird mich dies Andenken, wie ich hoffe, nicht eher, als mit dem Tode verlassen. Da nun die Dankbarkeit nach meinem Dafürhalten vor allen andern Tugenden vorzügliches Lob, sowie ihr Gegentheil Ladel verdient, so habe ich, um nicht undankbar zu erscheinen, bei mir beschlossen, nun, da ich mich frei fühle, nach meinen geringen Kräften, wenn nicht Denen, die mir halfen, die vielleicht wohl wegen ihres eigenen Verstandes oder guten Glückes dessen nicht bedürfen, doch Anderen, denen es Noth thut, zur Vergeltung Dessen, was ich empfing, einige Erleichterung zu gewähren. Und, obgleich, was ich beitrage, die Bedürftigen aufzuheitern oder zu trösten, wie wir es nennen wollen, nicht viel bedeuten will und kann, so scheint es mir doch, man müsse es am liebsten da bieten, wo die Noth am größten ist, weil es dort am meisten Nutzen stiften und auch am werthesten gehalten werden wird. Wer wird

wol leugnen, daß es zweckmässiger ist, diesen Trost, wie er immer sein mag, den holden Damen als den Männern zu schenken? Sie tragen mit Furcht und Scham die liebevollen Flammen im zarten Busen verborgen, und wie viel grössere Gewalt, als offbare, die geheimen Glüthen haben, das wissen Die, welche es erfahren. Außerdem verweilen die Frauen die meiste Zeit abhängig von dem Willen, Gefallen und Befehle ihrer Väter, Mütter, Brüder und Männer, auf den kleinen Bezirk ihrer Gemächer beschränkt, und unmöglich ist es, daß sie immer heiter seien, während sie den ganzen Tag fast müsig sitzen und im Wechsel von Wollen und Nichtwollen im selben Augenblick verschiedene Gedanken vor sich vorübergehen lassen. Erzeugt sich nun in ihrem Gemüthe aus den feurigen Wünschen ihres Herzens eine gewisse Schwermuth, so muß diese zu ihrer großen Qual darin verweilen, bis neue Gespräche sie wieder vertreiben, wobei ich noch nicht einmal erwähne, daß die Weiber weit weniger Kraft haben, zu widerstehen, als die Männer. Daher können wir auch deutlich sehen, daß die Leidenschaften der Männer kein gleiches Schicksal haben. Befällt sie einige Schwermuth oder trübe Nachdenklichkeit, so haben sie viele Mittel, jene zu mildern oder zu vertreiben; denn, sobald sie es wünschen, bieten sich ihnen Spaziergänge, Neuigkeiten, die sie hören oder besehen können, Vogelstellen, Jagd, Fischerei, Reiten, Spiele und Handelsgeschäfte dat. Ein jedes dieser Dinge vermag wenigstens für einige Zeit ganz oder zum Theil den Geist zu beschäftigen und vom betrübenden Gegenstande abzuziehen, und inzwischen findet sich entweder auf die eine oder andere Weise ein Trostgrund, oder der Schmerz wird geringer. Damit also durch mich die Unbilligkeit des Glückes theilweis wieder gut gemacht werde, welches, wo die Kraft, wie bei den zarten Frauen, am geringsten ist, auch mit seinen Gaben am geizigsten zu sein pflegt, denke ich zur Hülfe und Ausflucht der Liebenden, denn den Uebrigen genügen Spindel, Nadel und

Haspel, hundert Geschichten; Fabeln, Parabeln oder wirkliche Begebenheiten, wie wir sie nennen wollen, mitzutheilen, die zur verderblichen Zeit der letzten Pest von sieben Damen und drei jungen Männern erzählt wurden, und noch einige Liedlein beizufügen, die eben jene Damen zu ihrer Lust gesungen haben. In diesen Geschichten wird man lustige und betrübte Liebesereignisse und andere abenteuerliche Begebenheiten kennen lernen, die sowol in neuen als alten Zeiten sich zugetragen haben und den schon erwähnten Frauen, welche diese Geschichten lesen, mit den spaßhaften Dingen, die darin vorkommen, gleich viel Vergnügen, als guten Rath gewähren und sie unterrichten werden, was sie fliehen und was wieder erstreben sollen. Mich dünkt, dies Alles könne nicht geschehen, ohne daß die üble Laune zum Weichen gebracht würde. Geschieht aber das, und Gott gebe, daß es geschehe, so mögen die Leser Amor ihren Dank sagen, der mich von seinen Fesseln befreit und mir erlaubt hat, auf ihr Vergnügen bedacht zu sein.

Es beginnt:

Der erste Tag des Dekameron,

an dem nach der Auseinandersetzung des Autors, aus welchem Grunde es geschah, daß die hernachbezeichneten Personen zusammen kamen, um sich einander zu erzählen, unter Pampinea's Regiment von Dem gesprochen wird, was ein Jeder am liebsten hat.

So oft ich, o holde Damen, in meinen Gedanken betrachte, wie ihr von Natur so mitleidig seid, erkenne ich auch, daß in eurer Meinung gegenwärtiges Werk einen betrübten und bitteren Anfang haben wird, da es die schmerzliche Erwähnung jener verderblichen Pestseuche, die

vor Kurzem einen Jeden, der sie sah oder sonst kennen lernte, in Trauer versekt hat, an seiner Stirne trägt. Doch wünsche ich, daß ihr euch deshalb nicht vom Weiterlesen in dem Glauben abschrecken lasset, ihr werdet immer zwischen Seufzern und Thränen lesend hindurchgehen müssen. Dieser furchterliche Anfang soll euch nicht anders sein, wie den Wanderern ein steiler und rauher Berg, in dessen Nähe eine schöne und anmutige Ebene liegt, die ihnen um so wohlgefälliger scheint, je größer die Anstrengung des Hinauf- und Herabsteigens war. Und wie der Schmerz sich an das Uebermaß der Lust anreibt, so wird auch das Elend von der hinzutretenden Freude beschlossen. Dieser kurzen Trauer, kurz nenne ich sie, weil sie in wenig Zeilen enthalten ist, folgen alsbald die Lust und die Süßigkeit, die ich euch oben versprochen habe, und die man nach einem solchen Anfange, ohne ausdrückliche Versicherung, vielleicht nicht erwarten würde. In der That, hätte ich euch füglich auf einem andern und minder rauhen Wege als dieser dahin führen können, wohin ich es wünsche, so hätte ich es gern gethan. Weil aber ohne diese Erwähnung nicht berichtet werden konnte, warum geschah, was weiterhin zu lesen ist, entschließe ich mich gewissermaßen nothgedrungen zu dieser Beschreibung.

Ich sage also, daß die Jahre von der heilbringenden Menschwerdung des Sohnes Gottes schon bis zur Zahl eines tausend dreihundert und acht und vierzig angewachsen waren, als das tödtliche Pestübel in die herrliche Stadt Florenz, die vor allen andern in Italien schön ist, gelangte, nachdem es einige Jahre früher in den Morgenlanden, entweder durch Einwirkung der Himmelskörper, oder als eine im gerechten Zorn über unseren sündlichen Wandel, von Gott den Menschen herabgesandte Strafe begonnen, dort eine unzählbare Menge Lebendiger getötet hatte und, ohne anzuhalten, von Ort zu Ort sich verbreitend, nach den abendländischen Gegenden jammerbringend vorgeschritten war. Gegen dies Uebel half keine menschliche Klugheit

oder Vorkehrung, obgleich man es daran nicht fehlen und die Stadt durch eigens dazu ernannte Beamte von aller Unsauberkeit reinigen ließ, auch jedem Kranken den Eintritt verwehrte und über die Bewahrung der Gesundheit viel Rathschläge hielt. Eben so wenig nützten die demüthigen Gebete, die nicht ein, sondern viele Male in wohlgeordneten Processionen und auf andere Weise von den frommen Leuten Gott vorgetragen wurden. Ohngefähr zu Anfang des Frühjahrs im vorhin genannten Jahre begann die Krankheit schrecklich und auf wunderbare Weise ihre verheerenden Wirkungen zu zeigen. Dabei war aber nicht, wie im Orient, das Masenbluten ein offenkundiges Zeichen unvermeidlichen Todes, sondern es kamen zu Anfang der Krankheit, gleichmäßig bei Männern wie bei Frauen, an den Weichen oder in den Achselhöhlen gewisse Geschwülste zum Vorschein, die manchmal so groß wie ein gewöhnlicher Apfel, manchmal wie ein Ei wurden bei den Einen sich in größerer, bei den Andern in geringerer Anzahl zeigten und schlechtweg Pestbeulen genannt wurden. Von den genannten Theilen des Körpers aus verbreiteten sich diese tödtlichen Pestbeulen in kurzer Zeit ohne Unterschied über alle übrigen. Später aber gewann die Krankheit eine andere Gestalt, und Viele bekamen auf den Armen, den Lenden und allen übrigen Theilen des Körpers schwarze und bräunliche Flecke, die bei Einigen groß und sparsam, bei Anderen aber klein und dicht waren. Und, sowie früher die Pestbeule ein sicheres Zeichen unvermeidlichen Todes gewesen und bei Manchen noch war, so waren es nun diese Flecke für Alle, bei denen sie sich zeigten. Dabei schien es, als ob zur Heilung dieses Uebels kein ärztlicher Rath und die Kraft keiner Arznei wirksam oder förderlich wäre. Sei es, daß die Art dieser Seuche es nicht zuließ, oder daß die Unwissenheit der Aerzte (deren Anzahl in dieser Zeit, außer den wissenschaftlich gebildeten, an Männern und Weibern, die nie einzigen ärztlichen Unterricht genossen hatten, übermäßig groß geworden

war), der Krankheit rechten Grund zu erkennen und daher auch ein gehöriges Heilmittel ihr entgegen zu stellen, nicht vermochte; genug, die Wenigsten genasen, und fast Alle starben innerhalb dreier Tage nach dem Erscheinen der beschriebenen Zeichen; der Eine ein wenig früher, der Andere etwas später, die Meisten aber ohne alles Fieber oder sonstige Zufälle.

Diese Seuche gewann um so größere Kraft, da sie durch den Verkehr von Denen, die an ihr krankten, auf die Gesunden überging, wie das Feuer trockne oder brennbare Stoffe ergreift, wenn sie ihm nahe gebracht werden. Ja so weit erstreckte sich dies Uebel, daß nicht allein der Umgang die Gesunden ansteckte und den Keim des gemeinsamen Todes in sie legte, sondern schon die Berührung der Kleider oder anderer Dinge, die ein Kranke gebraucht oder angefaßt hatte, schien die Krankheit dem Berührenden mitzutheilen. Unglaublich scheint, was ich jetzt zu sagen habe, und wäre es nicht von den Augen Vieler, sowie von meinen eigenen wahrgenommen, so würde ich mich nicht getrauen, es zu glauben, hätte ich es auch von glaubwürdigen Leuten gehört. Ich sage nämlich, daß die ansteckende Kraft dieser Seuche mit solcher Gewalt von Einem auf den Andern überging, daß sie nicht allein vom Menschen dem Menschen mitgetheilt ward, sondern daß auch, was viel mehr sagen will, jedes Thier, außer dem Menschengeschlechte, das Dinge berührte, die einem an der Pest Leidenden oder daran Gestorbenen gehörten, vom Krankheitsstoffe behaftet ward und in Kurzem an diesem Uebel starb. Von dieser Erscheinung habe ich außer anderen Malen insbesondere eines Tages mit eigenen Augen, wie ich schon oben erwähnte, das Beispiel gesehen, daß zwei Schweine die Lumpen eines armen Mannes, der an dieser Seuche gestorben war, und die man auf die öffentliche Straße geworfen hatte, dort fanden, und nach der Art dieser Thiere ansfangs mit dem Rüssel lange durchwühlten, und dann mit den Zähnen ergriffen und hin

und wieder schüttelten, nach kurzer Zeit aber, nach einigem Zucken, als hätten sie Gift genommen, auf die übel gerichteten Lumpen todt zu Boden fielen.

Aus diesen und vielen andern ähnlichen und schlimmeren Ereignissen entstand ein allgemeines Schreiten und mancherlei Vorkehrung Derer, die noch am Leben waren, welche fast alle zu ein und demselben grausamen Ziele hinstrebten, die Kranken nämlich, und was zu ihnen gehörte, zu vermeiden und zu fliehen, in der Hoffnung, auf solche Weise sich selber zu retten. Einige waren nun der Meinung, durch ein mäßiges Leben und durch Enthaltsamkeit von allem Ueberflusse vermöge man besonders diesem Uebel zu widerstehen. Diese bildeten sich eine Gesellschaft und lebten, getrennt von den Uebrigen, verschlossen in Häusern, in welchen kein Kranker sich befand, beisammen. Hier genossen sie die feinsten Speisen und ausgewähltesten Weine mit großer Mäßigkeit und ergötzten sich, jede Ausschweifung vermeidend, mit Musik und anderen Vergnügungen, die ihnen zu Gebote standen, ohne sich dabei von Jemand sprechen zu lassen und um Krankheit oder Tod außer ihrer Wohnung sich irgend zu bekümmern. Andere aber waren der entgegengesetzten Meinung zugethan, und versicherten, viel zu trinken, gut zu leben, mit Gesang und Scherz umherzugehen, in allen Dingen, so weit es sich thun ließe, seine Lust zu befriedigen, und über jedes Ereigniß zu lachen und zu spaßen, sei das sicherste Heilmittel für ein solches Uebel. Diese verwirklichten denn auch ihre Reden nach Kräften; sie gingen bei Nacht wie bei Tag bald in dieses bald in jenes Weinhaus, tranken ohne Maß und Ziel, und thaten dies Alles in fremden Häusern noch weit ärger, ohne dabei nach etwas Anderm zu fragen, als ob dort zu finden sei was ihnen zu Lust und Vergnügen dienen könnte. Dies wurde ihnen auch leicht; denn als wäre sein Tod gewiß, so hatte ein Jeder sich und Alles, was ihm gehörte, aufgegeben. Durch waren die meisten Häuser herrenlos geworden, und

der Fremde bediente sich ihrer, wenn er sie zufällig betrat, ganz wie es der Herr selbst gethan haben würde. Wie sehr aber auch Die, welche also dachten, ihrem viehischen Vorhaben nachgingen, so vermieden sie doch aus allen Kräften, den Kranken zu begegnen. In solchem Jammer und solcher Betrübnis der Stadt war auch das ehrwürdige Ansehen der menschlichen wie der göttlichen Geseze fast ganz gesunken und zerstört; denn ihre Diener und Vollstrecker waren gleich den übrigen Einwohnern alle krank oder todt, oder hatten mindestens so wenig Leute behalten, daß sie keiner ihrer Amtsverrichtungen mehr vorstehen konnten. Darum konnte sich denn ein Feder erlauben, was er immer wollte. Viele Andere indeß schlügen einen Mittelweg zwischen den beiden Obengenannten ein und beschränkten sich weder im Gebrauch der Nahrungsmitte so sehr, wie die Ersten, noch hielten sie im Trinken und anderen Ausschweifungen so wenig Maß, als die Zweitern. Vielmehr bedienten sie sich der Speise und des Tranxes zur Genüge und schlossen sich auch nicht ein, sondern gingen umher und hielten Blumen, oder duftende Kräuter, oder sonstige Wohlgerüche verschiedener Art in den Händen und rochen häufig daran, überzeugt, es sei besonders heilsam, durch solchen Duft das Gehirn zu erquicken; denn die ganze Luft schien von den Ausdünstungen der todteten Körper, von den Krankheiten und Arzneien stinkend und befangen. Einige aber waren grausamer gesinnt, obgleich sie vermutlich sicherer gingen, und sagten, kein Mittel sei gegen die Seuchen so wirksam und zuverlässig, als die Flucht vor ihnen. In dieser Ueberzeugung verließen Viele, Männer wie Weiber, ohne durch irgend eine Rücksicht sich halten zu lassen, allein auf die eigene Rettung bedacht, ihre Vaterstadt, ihre Wohnungen, ihre Verwandten und ihr Vermögen, und flüchteten sich auf ihren eignen oder gar auf einen fremden Landstrich; als ob der Zorn Gottes, der durch diese Seuche die Nachlosigkeit der Menschen bestrafen wollte, sie nicht überall gleichmäßig

erreichte, sondern nur Diejenigen vernichtete, die sich innerhalb der Mauern dieser Stadt betreten ließen, oder als ob Niemand mehr in der Stadt verweilen sollte und ihre letzte Stunde gekommen wäre.

Obgleich nun diese verschiedenen Gesonnenen nicht alle starben, so kamen sie doch auch nicht alle davon, sondern viele von den Anhängern einer jeden Meinung erkrankten, wo sie sich auch befanden, und verschmachteten fast ganz verlassen, wie sie dazu Denen, die gesund blieben, so lange sie selber gesund waren, das Beispiel gegeben hatten. Ich schweige davon, daß ein Mitbürger den anderen vermied, daß der Nachbar fast nie den Nachbaren pflegte, und daß die Verwandten selten oder nie einander besuchten; aber mit solchem Schrecken hatte dieses Elend die Brust der Männer wie der Weiber erfüllt, daß ein Bruder den andern im Stiche ließ, der Oheim seinen Neffen, die Schwester den Bruder und oft die Frau den Mann, ja was das Erschrecklichste ist und kaum gläublich scheint, Väter und Mütter weigerten sich ihre Kinder zu besuchen und zu warten, als wären es nicht die ihrigen. In dieser allgemeinen Entfremdung blieb den Männern und Frauen, die erkrankten, und ihre Zahl war unermesslich, keine Hülfe, außer dem Mitleiden der wenigen Freunde, die sie nicht verließen, oder dem Geize der Diener, die sich vom großen und übermäßigen Lohne zum Diensten bewegen ließen. Aber auch der Letztern waren nicht viele zu finden, und die sich noch dazu hergaben, waren Männer oder Weiber von geringer Einsicht, die meistens auch zu solchen Dienstleistungen gar kein Geschick hatten und kaum etwas Anderes thaten, als daß sie den Kranken Dies oder Jenes darreichten, was sie gerade verlangten oder zusahen, wenn sie starben. Dennoch gereichte ihnen oft ihr Gewinn bei solchem Dienste zum Verderben. Daraus, daß die Kranken von ihren Nachbaren, Verwandten und Freunden verlassen wurden und nicht leicht Diener finden konnten, entstand der Gebrauch, dessen gleichen man nie vorher ge-

hört hatte, daß nämlich Damen, wie vornehm, gesittet und schön sie auch waren, wenn sie erkrankten, sich durchaus nicht scheueten, von Männern, mochten diese jung oder alt sein, sich bedienen zu lassen und ihnen, ganz als ob es Frauenzimmer wären, sobald die Bedürfnisse der Krankheit es erforderten, ohne alle Scham jeden Theil ihres Körpers zu entblößen. Vielleicht hat diese Gewohnheit bei Manchen, die wieder genesen, in späterer Zeit einigen Mangel an Keuschheit veranlaßt. Außerdem starben aber auch Viele, die vermutlich, hätte man ihnen Hülfe gereicht, durchgekommen wären.

So war denn, theils wegen Entbehrung der nothigen Dienste, theils wegen Heftigkeit der Seuche, die Zahl der täglich und nachtlich in der Stadt Gestorbenen so groß, daß man sich entsegte, wenn man sie erfuhr, geschweige denn, wenn man das Elend selbst mit ansah. Daraus entstand aber auch fast unvermeidlich unter Denen, die am Leben blieben, manche Unregelmäßigkeit, die den früheren Gebräuchen der Bürger widersprach. So war es Sitte, und wir sehen sie noch heute besfolgen, daß die Nachbarinnen und Verwandtinnen nach Todeszeit mit Denen, die dem Verstorbenen am nächsten angehört hatten, im Hause des Letztern zusammen kamen und klagten; auf der andern Seite versammelten sich die männlichen Mitglieder seiner Familie, und Nachbaren und andere Bürger in Menge vor seiner Thür; auch kam die Geistlichkeit, je nach den Umständen des Verstorbenen, dazu, und dann wurde die Leiche auf den Schultern seines Gleichen bei angezündeten Wachskerzen mit Gesang und anderen Begegnissfeierlichkeiten zu der Kirche getragen, die jener vor seinem Tode sich ausgewählt hatte. Als indeß die Heftigkeit der Seuche zu steigen begann, hörten diese Gebräuche alle oder grosstheils auf, und andere erzeugten sich an deren Stelle. Denn nicht allein starben die Meisten, ohne daß viele Weiber zusammengekommen wären; sondern gar Manche verließen dies Leben ohne die Gegen-

wart eines einzigen Zeugen, und nur Wenigen wurden die mitleidigen Klagen und die bitteren Thränen ihrer Angehörigen gewährt. Statt dieser hörte man meistens geselliges Lachen, Scherze und Gespött; eine Weise, welche die Frauen, die weibliches Mitleid grosstheils verleugneten, um sich gegen die Krankheit zu verwahren, meistertlich gelernt hatten. Selten waren Diejenigen, deren Körper von mehr als zehn oder zwölf Nachbaren zur Kirche begleitet wurden. Dabei trugen nicht achtbare und befreundete Bürger die Bahre, sondern eine Art Todtengräber, die sich aus dem geringen Volke zusammengefunden hatten und Pestknechte genannt wurden, gingen eilsichtig mit dem Sarge und vier oder sechs Geistlichen nicht in die vom Verstorbenen vor dem Tode bestimmte, sondern in die nächste beste Kirche, manchmal mit ein wenig Licht, manchmal aber auch ohne das. Hier thaten die Geistlichen mit Hülfe der Pestknechte den Todten, ohne sich zu langen Feierlichkeiten Zeit zu nehmen, in die erste Gruft, welche sie offen fanden.

Die Lage des gemeinen Mannes, und wohl auch der Meisten vom Mittelstande, gewährte einen noch viel elenderen Anblick. Sie wurden grosstheils von Hoffnung oder Armut in ihren Häusern zurückgehalten und verkehrten mit den Nachbaren, weshalb sie denn täglich zu Lausenden erkrankten und bei gänzlichem Mangel an Pflege und Hülferettunglos starben. Viele waren, die bei Tag oder Nacht auf öffentlicher Straße verschwanden, Viele, die ihren Geist in den Häusern aufgaben und ihren Nachbaren nicht eher, als durch den Gestank, der aus ihren faulenden Leichen aufstieg, Kunde von ihrem Tode gaben. So war von den Einen, wie von den Anderen Alles voll; denn überall starben Menschen. Dann befolgten die Nachbaren meistens die gleiche Weise und wurden eben so sehr aus Furcht, daß die Fäulniß der Leichname ihnen schaden werde, als aus Mitleiden für die Verstorbenen dazu bewogen. Sie schlepppten nämlich entweder

selbst, oder mit Hülfe einiger Träger, wenn sie deren bekommen konnten, die Körper der Verstorbenen aus ihren Wohnungen und legten sie vor den Thüren nieder. Hier würde, wer besonders am Morgen durch die Stadt gegangen wäre, der Leichen unzählige haben liegen sehen. Dann ließen sie Bahnen kommen, und Manche waren, die, in Ermangelung deren, ihre Todten auf ein bloßes Bret legten. Auch geschah es, daß auf einer Bahre zwei oder drei davon getragen wurden, und nicht ein, sondern viele Male hätte man zählen können, wo dieselbe Bahre die Leichen des Mannes und der Frau, oder zweier und dreier Brüder, oder des Vaters und seines Kindes trug. Oft ereignete sich es auch, daß, wenn ein paar Geistliche vor Einem mit dem Kreuze hergingen, sich gleich drei oder vier Bahnen mit anschlossen, und die Priester, die einen Todten begraben zu sollen glaubten, nun deren sechse, achte, und zuweilen noch mehrere hatten. Dabei wurden dann die Gestorbenen mit keiner Thräne, Kerze oder Begleitung geehrt, vielmehr war es so weit gekommen, daß man sich nicht mehr darum kümmerte, wenn Menschen starben, als man es jetzt um den Tod einer Ziege thun würde. Dadurch sah man denn gar deutlich, daß ein geduldiges Ertragen der Ereignisse, welches der gewöhnliche Lauf der Welt durch kleines und seltenes Unglück auch den Weisen nicht zu lehren vermocht hatte, jetzt durch die Größe des Elends auch den Einfältigen mitgetheilt war. Da für die große Menge Leichen, die, wie gesagt, in jede Kirche täglich und fast stündlich zusammengetragen wurden, der geweihte Boden nicht zureichte, besonders wenn man nach alter Sitte jedem Todten eine besondere Grabstätte hätte einzuräumen wollen, so machte man, statt der kirchlichen Gottesbäcker, weil diese bereits überfüllt waren, sehr tiefe Gruben und warf die neu hinzukommenden in diese zu Hunderten. Hier wurden die Leichen aufgehäuft, wie die Waaren in einem Schiffe, und von Schicht zu Schicht

mit ein wenig Erde bedeckt, bis die Grube zulekt bis an den Rand hin voll war.

Um indeß all unser Elend, das in der Stadt uns betroffen hat, nicht weiter in seinen Einzelheiten zu verfolgen, sage ich, daß, während so feindliches Geschick in ihr hauste, die umliegende Landschaft deshalb nicht um das Mindeste mehr verschont blieb. Ich schweige von den Flecken, die in kleinerem Maßstabe gleichen Anblick, wie die Stadt, gewährten; aber auf den zerstreuten Landgütern und Meierhöfen starben die armen, unglücklichen Landleute mit den Ihrigen ohne allen ärztlichen Beistand und ohne Pflege eines Dieners auf Straßen und Feldern, wie in ihren Häusern, ohne Unterschied bei Tag und bei Nacht, nicht wie Menschen, sondern fast wie das Vieh. Darum wurden auch sie, gleich den Städtern, in ihren Sitten ausschweifend; sie bekümmerten sich um keine ihrer Sachen oder Angelegenheiten, sie dachten nicht daran, die Früchte ihres früheren Schweißes, ihrer Ländereien und ihres Viehstandes für die Zukunft zu pflegen und zu vermehren, sondern bemühten mit allem Scharf Finn sich allein, die vorhandenen zu verzehren, als erwarteten sie den Tod an demselben Tage, bis zu dem sie gelangt waren. Daher geschah es denn, daß Ochsen, Esel, Schaafe, Ziegen, Schweine, Hühner, ja selbst Hunde, die dem Menschen doch am treusten sind, von den Häusern, denen sie zugehörten, vertrieben, nach Gefallen auf den Feldern umherliefen, wo das Getreide verlassen stand und weder eingearntet, noch auch geschnitten ward. Manche unter diesen kehrten, ohne irgend von einem Hirten angetrieben zu werden, als ob sie mit Vernunft begabt wären, nachdem sie den Tag über geweidet hatten, gesättigt am Abend zu ihren Häusern zurück.

Was kann ich Stärkeres sagen, wenn ich mich nun vom Lande wieder zur Stadt zurück wende, als daß die Härte des Himmels, und vielleicht auch die der Menschen

so groß war, daß man mit Gewissheit glaubt, vom März bis zum nächsten Julius seien, theils von der Gewalt dieser bößartigen Krankheit, und theils wegen des Mangels an Hülfe, den Manche der Kranken leiden mußten, weil die Gesunden aus Furcht vor Ansteckung sie in ihrer Noth verließen, über hunderttausend Menschen innerhalb der Mauern von Florenz dem Leben entrissen; während man vor diesem verheerenden Ereigniß der Stadt vielleicht kaum so viel Einwohner zugeschrieben haben würde! Ach, wie viele große Paläste, wie viel schöne Häuser und vornehme Wohnungen, die einst voll glänzender Dienerschaft, voll edler Herren und Damen gewesen waren, standen jetzt bis auf den geringsten Stallknecht leer! Wie viel denkwürdige Geschlechter blieben ohne Stammhalter, wie viele umfassende Verlassenschaften und berühmte Reichthümer ohne Erben! Wie viel rüstige Männer, schöne Frauen und blühende Junglinge, die, Anderer zu geschweigen, selbst Galen, Hippokrates und Aeskulap für durchaus gesund gehalten haben würden, aßen noch am Morgen mit ihren Verwandten, Gespielern und Freunden, um dann den nächsten Abend in jener Welt mit ihren Vorfahren zu essen!

Es schmerzt mich selbst, so lange bei so großem Elend zu verweilen. Deshalb will ich nun die Erzählung aller der Ereignisse auslassen, die ich schicklich übergehen zu können glaube, und sage statt dessen, daß, während unter diesen Umständen unsere Stadt von Bewohnern fast verlassen stand, es, wie ich später von einer glaubwürdigen Person gehört habe, sich zutrug, daß sieben junge Damen, die einander sämmtlich als Freundinnen, Verwandte oder Nachbarinnen verbunden waren, sich eines Dienstags Morgens in der ehrwürdigen Kirche Santa Maria novella, die eben beinahe von Niemandem besucht war, trafen, nachdem sie in Trauerkleidern, wie sie für eine solche Zeit sich gehörten, dem Gottesdienste beigewohnt hatten. Keine von ihnen hatte das acht und zwanzigste Jahr überschritten, Keine zählte deren weniger, als achtzehn; eine Seide war

verständig, eine Fede schön von Gestalt, von reinen Sitten und von anständiger Munterkeit; auch würde ich ihre wahren Namen nennen, hielte mich nicht ein genügender Grund davon ab. Ich wünsche nämlich nicht, daß Eine von ihnen um der Geschichten willen, die sie damals erzählt und angehört, und die ich in der Folge mittheilen werde, sich in Zukunft zu schämen habe, wie doch geschehen könnte, da die Sitten, welche um jene Zeit aus den oben erwähnten Gründen nicht nur ihrem, sondern auch viel reiferem Alter zu Berstreuungen die größte Freiheit ließen, inzwischen um Vieles eingeschränkt worden sind; eben so wenig möchte ich den Neidischen, welche immer bereit sind, läblichen Lebenswandel zu verleumden, Gelegenheit geben, durch üble Nachrede in irgend einer Hinsicht den guten Ruf dieser ehrenwerthen Damen zu schmälern. Um indeß ohne Verwirrung unterscheiden zu können, was eine jede von ihnen sprach, denke ich ihnen fernerhin Namen, die den Eigenschaften einer jeden vollständig oder theilweise entsprechen, beizulegen. Und so wollen wir denn die erste und im Alter am meisten vorgerückte, Pampinea nennen, die zweite Fiammetta, Philomela die dritte, die vierte Emilia, dann soll die fünfte Lauretta heißen, die sechste Neiphile, und die letzte mag nicht ohne Grund Elise genannt werden.

Diese nun waren, nicht von irgend einem Vorhaben dazu bestimmt, sondern von ohngefähr am selben Platze der Kirche zusammengekommen, wo sie bald das Vaterunserbeten aufgaben, sich fast im Kreise niedersezten und nach einigen Seufzern untereinander von den schlimmen Seiten Viel und Mancherlei zu reden begannen. Als dies eine Weile gewahrt hatte, begann Pampinea, wie die Anderen schwiegen, also zu reden: „Liebe Mädchen, Ihr werdet so wohl als ich gehört haben, daß es Niemandem Schande bringt, auf gebührende Weise seines Rechtes sich zu bedienen. Natürliches und angeborenes Recht eines Feden ist es aber, sein Leben, so viel er es vermag, zu

pslegen, zu erhalten und zu vertheidigen. Dies ist auch so anerkannt wahr, daß schon manche Leute andere Menschen getötet haben, nur um das eigene Leben zu retten, ohne daß man es ihnen irgend zum Verbrechen hätte anrechnen können. Erlauben nun die Gesetze, denen es obliegt, darüber zu wachen, daß ein Seide recht lebe, solche Handlungen: wie viel mehr muß es uns und jedem Anderen freistehen, ohne daß wir dadurch irgendemandem zu nahe träten, alle Mittel, die wir können, zur Erhaltung unseres Lebens zu ergreifen. Indem ich jetzt unser Betragen an diesem Morgen, sowie an vielen anderen vergangenen Tagen aufmerksam betrachte, und bedenke, worüber und wie wir uns miteinander besprochen haben, so fühle ich, und gewiß, ihr könnt es eben sowol fühlen, daß eine Seide unter uns für sich selbst fürchtet. Auch wundere ich mich darüber keinesweges, wol aber darüber, daß, während wir Alle weiblicher Angstlichkeit theilhaftig sind, wir dennoch für unsere wohlgegrundete gemeinsame Furcht den Schutz nicht suchen, der uns zu Gebote stände. Wir verweisen uns, meinem Bedenken nach, hier nicht anders, als wollten oder müßten wir Zeugniß darüber ablegen, wie viel Leichen hieher zum Begraben gebracht werden, oder so Die, welche hier im Kloster wohnen, und deren Zahl fast auf Nichts zusammengeschmolzen ist, ihre Horen zur gehörigen Zeit singen, oder als dächten wir, durch unsere Trauerkleider einem Seiden, der uns antrifft, anzuseigen, wie groß und wie vielfach unser Elend sei. Verlassen wir aber diesen Ort, so sehen wir entweder Leichen und Kranke vorübertragen, oder wir begegnen Denen, die einst um ihrer Verbrechen willen von der öffentlichen Rechtsbehörde zum Exil verdammt wurden und nun, jener gleichsam zum Trost, weil sie die Vollstreckter der Gesetze tot oder Krank wissen, mit lästigem Ungestüm durch die Straßen ziehen; oder wir sehen endlich die Hesen unserer Stadt, von unserem Blute erhißt, unter dem Namen Pestknechte zu unserem Unglück überall hin reiten oder gehen, während

sie in schamlosen Liedern unser Unglück uns vorwerfen. Auch hören wir nie etwas Anderes, als, die und die sind todt, jene Anderen liegen auf dem Tode, und außerdem würden wir, wären noch Leute vorhanden, die es thun könnten, nichts als schmerzliches Weinen vernehmen. Kehren wir endlich in unsere Wohnungen zurück; ich weiß nicht, ob Ihr gleiches Schicksal mit mir theilt, aber ich fürchte mich, wenn ich von einer zahlreichen Familie Niemand mehr, als meine Magd, antreffe; alle Haare sträuben sich mir zu Berge, und wo ich gehe und stehe, glaube ich nur die Schatten meiner Verstorbenen nicht mit den gewohnten Augen zu erblicken, sondern ich erschrecke vor ihrem furchterlichen, ich weiß nicht wodurch so sehr entstellten Aussehen. Aus allen diesen Gründen fühle ich mich hier und anderwärts und zu Hause unglücklich, und das um so mehr, da es mir unmöglich scheint, daß irgend Jemand, der noch Blut in seinen Adern hat und anders wohin zu gehn im Stande ist, außer uns hier geblieben sei. Auch habe ich gehört, daß, wenn noch Welche hier sind, diese allein und in Gesellschaft, ohne zwischen anständigen und unanständigen Frauen einigen Unterschied zu machen, sobald die Lust sie dazu antreibt, mit einer Feden bei Tage und bei Nacht vornehmen, was ihnen am meisten Vergnügen gewährt. Und nicht allein die freien Leute, sondern auch Die, welche in den Klöstern eingeschlossen sind, haben unter dem Vorwande, was den Anderen nicht verwehrt werden könne, müsse auch ihnen freistehen, die Gesetze des Gehorsams über den Haufen geworfen, sich den fleischlichen Lüsten ergeben und sind, in der Hoffnung, so dem Tode zu entgehen, ausschweifend und schamlos geworden.

Verhält es sich aber so, und, daß es sich so verhält, ist offenbar, was thun wir denn hier? Worauf warten und was träumen wir? Warum sind wir faulseliger und träger, unsere Gesundheit zu schlüzen, als alle unsere übrigen Mitbürger? Halten wir uns denn weniger werth, als

die Anderen, oder denken wir, unsere Seele sei mit stärkeren Banden an den Körper geknüpft, als die der Übrigen es ist, und wir haben deshalb um Nichts uns zu bekümmern, das unsere Gesundheit zu erschüttern vermöchte? Wir irren, wir betrügen uns; wie thöricht sind wir, wenn wir also wähnen! So oft wir uns daran erinnern, wie viele und wie kräftige Jünglinge und Mädchen von dieser grausamen Seuche hingerafft sind, erkennen wir den offensbarsten Beweis davon.

Um also nicht aus Erägkeit oder Sorglosigkeit dem Unglück zu erliegen, dem wir, wenn wir wollten, vielleicht auf irgend eine Weise entgehen könnten, dächte ich, obgleich ich nicht weiß, ob Ihr dieselbe Meinung habt als ich, es wäre am besten, wenn wir, so wie wir sind, wie so Viele vor uns es gethan haben und noch thun, dieser Stadt entfliehen und, die bösen Beispiele Anderer wie den Tod verabscheuend, mit Anstand in unseren Besitzungen auf dem Lande, deren eine Seide von uns in Menge hat, verweilten und dort Freude, Lust und Vergnügen, so viel wir könnten, uns zu verschaffen suchten, ohne die Grenzen der Vernunft irgend zu überschreiten. Dort hört man die Voglein singen, dort sieht man Hügel und Ebenen grünen, dort die Felder voller Getreide Wellen wie das Meer schlagen, dort erblickt man wol tausenderlei Blume, und der Himmel selbst zeigt sich dort offenbarer, der, wie erzürnt er auch gegen uns ist, doch den Anblick seiner ewigen Schönheiten, welcher um Vieles erfreulicher ist, als der der Mauern dieser Stadt, uns nicht entzieht. Außerdem ist die Luft dort frischer, und der Vorrath an den Dingen, die man zum Lebensunterhalt bedarf, in jüngerer Zeit dort größer, und geringer die Zahl der Unannehmlichkeiten. Denn obgleich die Landleute dort sterben, wie hier die Städter, so ist doch der üble Eindruck, der dadurch gemacht wird, um so geringer, als dort die Häuser und die Bewohner sparsamer verstreut sind, wie in der Stadt. Hier verlassen wir auf der anderen Seite, wie

mich dunkt, Niemanden; vielmehr können wir umgekehrt uns verlassen nennen, da die Unstirgen entweder sterbend, oder dem Tode entfliehend, uns, als ob wir ihnen nicht zugehörten, in so großem Elend allein gelassen. Kein Tadel also kann auf uns fallen, wenn wir diesen Vorschlag annehmen; wol aber können uns Schmerz, Leiden, und vielleicht der Tod betreffen, wenn wir ihn nicht befolgen. Beliebt es Euch nun, so denke ich, es sei wohl gethan, wenn wir unsere Dienerinnen abrufen und uns die nothigen Sachen nachbringen lassen; dann aber, heute hier und morgen dort, unter den Ergötzungen und Lustbarkeiten, welche die gegenwärtige Zeit uns bieten kann, verweilen, und in diesem Leben so lange fortfahren, bis wir, wenn der Tod uns nicht zuvor erreicht, gewahr werden, daß der Himmel diese Leiden zu enden beschließe. Dabei will ich Euch noch daran erinnern, daß ein ehrbares Entfernen uns nicht minder anstehen kann, als vielen der Anderen ein ehrloses Verweilen."

Die übrigen Damen lobten nicht allein, als sie Pampinea gehört, ihren Vorschlag, sondern hatten, voller Verlangen, ihn zu befolgen, schon mehrfach einzeln unter sich über die Art der Ausführung sich zu besprechen angefangen, als sollten sie, sobald sie von dort sich erhoben, auf der Stelle den Weg antreten. Philomela indeß, die sehr verständig war, sagte: „Mädchen, obgleich, was Pampinea sagt, sehr wohlgesprochen ist, so müssen wir doch die Sache nicht so übereilen, als Ihr es zu thun Willens scheint. Bedenket, daß wir alle Weiber sind, und Keine unter uns ist noch so kindisch, daß sie nicht wüßte, wie übel Frauen allein berathen sind, und wie schlecht wir uns ohne die Fürsorge eines Mannes anzustellen wissen. Wir sind veränderlich, eigenstinnig, voller Verdacht, kleinemüthig und furchtsam, und aus allen diesen Gründen fürchte ich gar sehr, wenn wir Niemand anders als uns selbst zum Führer nehmen, wird diese Gesellschaft sich früher und zu größerer Unehre für uns auflösen, als

sie es thun sollte. Darum ist es denn gut, daß wir, noch ehe wir anfangen, Vorsorge treffen.“ Darauf sagte Elise: „Wahrlich, die Männer sind das Haupt der Weiber, und ohne ihre Anordnung gedeihet selten eine unserer Unternehmungen zu loblichem Ende. Wie sollen wir diese Männer aber finden? Jede von uns weiß, daß die meisten ihrer Angehörigen tott sind, und die Anderen, die noch am Leben geblieben, fliehen, ohne daß wir wüßten, wo sie sich befänden, der Eine hier, der Andere da, in verschiedener Gesellschaft das gleiche Uebel, dem auch wir zu entfliehen suchen. Fremde aufzufordern, würde sich nicht ziemen; denn, wenn wir unserem Heile nachgehen wollen, müssen wir uns so einzurichten wissen, daß wir nicht Verdruß und Schande ernten, wo wir Freude und Ruhe zu gewinnen suchten.“

Während diese Gespräche noch unter den Damen geführt wurden, traten unvermuthet drei junge Männer in die Kirche, unter denen indeß der jüngste kein geringeres Alter, als fünf und zwanzig Jahre hatte, und in deren Herzen weder die Widerwärtigkeiten jener Zeit, noch der Verlust der Freunde und Verwandten, noch endlich die Furcht für ihr eigenes Leben die Liebe zu vertilgen oder abzukühlen vermocht hatte. Der erste unter ihnen hieß Pamphilus, Philostratus der zweite und Dioneus der dritte, von denen ein jeder gar unterhaltend und gebildet war. Diese suchten nun, zu ihrem größten Trost in so gewaltiger Erschütterung aller Dinge, ihre Damen zu sehen, die zufällig alle drei unter den genannten sieben sich befanden, wie denn auch der Eine und der Andere unter ihnen mit einigen der übrigen Mädchen durch Verwandtschaft verbunden war. Sie erblickten die Damen nicht so bald, als diese auch sie gewahrt wurden, weshalb Pampinea lächelnd anhub: „Sehet, das Glück ist unserem Beginnen günstig und führt uns verständige und wackere Jünglinge zu, die gerne unsere Führer und Diener sein werden, wenn wir nicht verschmähen wollen, sie zu diesem

Amte anzunehmen.“ Neiphile aber wurde bei dieser Rede im ganzen Gesichte purpurroth vor Scham, denn sie wußte, daß einer der jungen Männer sie liebte, und sagte: „Pampinea, bei Gott, bedenke, was Du sprichst. Ich weiß gewiß von keinem unter jenen, welcher es auch sei, irgend etwas Anderes als lauter Gutes zu sagen; auch halte ich sie zu weit größeren Dingen, als dieses ist, geschickt, und glaube gleichfalls, sie würden nicht allein uns, sondern auch viel Schöneren und Würdigeren, als wir es sind, gute und anständige Gesellschaft leisten. Weil es aber offenkundig ist, daß sie in Einige, die sich unter uns befinden, verliebt sind; so fürchte ich, Tadel und Schande könnte uns ohne ihre und unsere Schuld daraus erwachsen, wenn wir sie mit uns nähmen.“ Philomela antwortete darauf: „Das hat nichts zu bedeuten; so lange ich sittsam lebe, und mein Gewissen mir keine Vorwürfe macht, gilt es mir gleich, was man von mir redet; denn Gott und die Wahrheit werden zu meinem Schutze die Waffen ergreifen. Wären sie nur schon bereit, mit uns zu gehen, so könnten wir wahrlich, wie Pampinea sagte, uns rühmen, das Glück begünstige unsere Unternehmung.“ Als die übrigen Mädchen diese Worte der Philomela vernommen hatten, beruhigten sie sich nicht allein, sondern sie verlangten mit allgemeiner Uebereinstimmung, daß Jene gerufen, die Pläne der Mädchen ihnen mitgetheilt, und sie um die Gefälligkeit, ihnen Gesellschaft zu leisten, ersucht würden. Zu dem Ende erhob sich Pampinea ohne weitere Worte und ging auf die Jünglinge, mit deren Einem sie verwandt war, zu, grüßte die im Anshaun der Mädchen Verweilenden mit heiterem Gesichte und bat sie im Namen Aller, nachdem sie ihr Vorhaben zuvor auseinandergesetzt, daß sie sich entschließen möchten, mit reinen und brüderlichen Gesinnungen ihnen Gesellschaft zu leisten. Die Jünglinge glaubten anfangs, man wolle ihrer spotten; als sie aber sahen, die Dame rede im Ernst, antworteten sie freudig, sie seien bereit. Dann verabredeten sie,

ohne die Ausführung ferner aufzuschieben, noch ehe sie die Kirche verließen, was zum Behuf ihrer Abreise noch besorgt werden müsse.

Als sie nun in gehöriger Ordnung Alles bereiten und an den Ort, wohin zu gehen sie zunächst beabsichtigten, hatten senden lassen, machten sich am anderen Morgen, das heißt am Mittwoch, die Damen mit einigen ihrer Diennerinnen, und die drei Jünglinge mit dreien ihrer Leute bei Tagesanbruch auf den Weg. Sie verließen die Stadt, waren aber noch nicht mehr als zwei kleine Meilen weit von ihr entfernt, als sie schon an dem Orte anlangten, den sie fürs Erste verabredet hatten. Es war derselbe auf einem kleinen Hügel gelegen, nach allen Richtungen von unseren Landstraßen ein wenig entfernt, und bewachsen mit mancherlei Gesträuchen und Pflanzen, die alle grünblau und anmutig zu sehen waren. Auf dem Gipfel dieser Anhöhe stand ein Palast mit einem schönen und großen Hofraum in der Mitte, und voller Gallerien, Säle und Zimmer, die insgesamt und jedes für sich ausnehmend schön, und durch den Schmuck heiterer Malereien ansehnlich waren. Rings umher lagen Wiesen und reizende Gärten mit Brunnen des kühlen Wassers und Gewölben, die reich an köstlichen Weinen waren, sobald sie eher für erfahrene Trinker, als für mäßige, sittsame Mädchen geeignet schienen. Das Innere des Palastes fand die eintretende Gesellschaft zu ihrem nicht geringen Vergnügen reinlich ausgekehrt, die Betten gemacht, und Alles voll der Blumen, welche die Jahreszeit mit sich brachte, und den Fußboden mit Binsen belegt. Als sie, kaum angekommen, sich niedergelassen hatten, sagte Dioneus, der vorzugsweise vor allen Anderen ein ergöslicher junger Mann war und einen Vorrath von wißigen Einfällen besaß: „Damen, mehr Euer Verstand als unser Entschluß hat uns hierher geführt. Was Ihr mit Euren Kummernissen anzufangen meint, weiß ich nicht; die meinigen habe ich jenseit des Stadtthors zurückgelassen, als ich vor Kur-

zem mit Euch hindurch gegangen bin. Deshalb entschließt Euch denn insgesamt, entweder mit mir zu scherzen, zu lachen und zu singen, so weit es indeß für Euren Anstand sich geziemt, oder verabschiedet mich, daß ich wieder meinen Sorgen nachgebe und in die geplagte Stadt zurückkehre.“ Ihm antwortete Pampinea, nicht minder fröhlich, als hätte auch sie alle die ihrigen bereits verscheucht: „Dioneus, sehr wohl hast Du gesprochen; in Lust und Freuden müssen wir leben, denn aus keinem anderen Grunde sind wir dem Jammer entflohn. Weil aber Alles, das kein Maß und Ziel hat, nicht lange sich erhalten kann, so meine ich, welche ich die Reden, aus denen eine so schöne Gesellschaft hervorgegangen ist, begonnen habe, es sei nothwendig, daß wir übereinkommen, einen Oberherrn zu erwählen, dem wir dann als unserem Gebieter gehorchen und Ehre erweisen, und dem die Sorge, unser lustiges Leben anzutreiben, allein überlassen bleibt. Damit indeß ein Jeder von uns zugleich die Last dieser Pflichten und das Vergnügen des Vorranges empfinde, und damit Keiner leer ausgehend einen Andern in dieser oder in jener Hinsicht beneiden könne, sage ich, Ehre und Beschwerde solle einem Jeden für einen Tag zugetheilt werden. Wer unter uns der Erste seyn soll, das werde durch unsre gemeinschaftliche Wahl entschieden. In Zukunft aber mögen um die Abendstunde Der oder Die nachfolgen, die Dem oder Der belieben werden, welchen an dem Tage die Herrschaft zugestanden haben wird. Wer nun auf solche Weise regiert, der möge während der Dauer seiner Herrschaft nach Willkür über Zeit, Ort und Einrichtung unseres Lebens verfügen und bestimmen.“

Auf das beifälligste nahm die Gesellschaft diese Worte auf und wählte sie zuerst einstimmig zur Königin des ersten Tages. Philomele aber lief eilig nach einem Lorbeerstrauche; denn oft genug hatte sie sagen hören, wie ehrenwerth dessen Zweige seien, und wie vieler Ehre Der würdig sein müsse, der mit ihnen bekränzt zu werden

verdiene. So brach sie denn von ihm einige Reiser ab und krönte Pampinea mit dem daraus geflochtenen stattlichen Kranze, der von diesem Tage an, so lange die Gesellschaft beisammen blieb, für einen Jeden als sichtbares Zeichen der königlichen Macht und Herrlichkeit diente.

Pampinea, die nun Königin war, gebot Federmann Stillschweigen und sagte, als Alle aufmerkten und die Diener der drei jungen Männer, nebst den vier Dienerinnen der Mädchen auf ihren Befehl erschienen waren: „Um Euch Allen zum Anfang eine Probe zu geben, auf welchem Wege wir, vom Guten zum Besseren fortschreitend, unsere Gesellschaft in Anstand und Vergnügen, und ohne daß unser guter Ruf darunter leidet, aufrecht erhalten können, so lange es uns gefallen wird, ernenne ich zuvörderst Parmenus, den Diener des Dioneus, zu meinem Seneschall; ihm übertrage ich Sorge und Aufsicht über die ganze Dienerschaft, über Küche und Keller. Syriscus, des Pamphilus Diener, sei unter des Parmenus Oberbefehl unser Rechnungsführer und Schatzmeister. Lyndarus mag Philostratus, seinem Herrn, und den beiden andern Männern im Zimmer aufwarten, wenn deren Diener durch ihre neuen Pflichten daran gehindert sind. Meine Myzia und Philomelens Lycisa können ausschließlich den Küchendienst besorgen und die Speisen, wie Parmenus es ihnen aufträgt wird, sorgfältig bereiten. Der Chimera und Stratilia, den Dienerinnen der Lauretta und Fiammetta, bleibe es überlassen, die Stuben von uns Mädchen in Ordnung zu halten und für die Sauberkeit der Gesellschaftszimmer Sorge zu tragen. Alle aber insgemein sollen sich auf unsren ausdrücklichen Befehl, wollen sie unsere Gunst nicht mutwillig einbüßen, wol in Acht nehmen, uns, wo immer sie hingehen, wo sie auch her kommen, was sie sehen oder hören, andere als gute Nachrichten von außen herzubringen.“

Kaum hatte Pampinea diese Befehle, die allgemeinen Beifall fanden, in der Kürze ertheilt, als sie munter auf Dekameron. I.

stand und sagte: „Hier gibt es Gärten und frische Wiesen, hier sind der freundlichen Plätze die Menge. So möge denn ein jeder nach Gefallen lustwandeln gehn, sich aber, wenn die dritte Morgenstunde schlägt, hier wieder einfinden, damit wir noch im Kühlen essen können.“

So gingen denn die jungen Männer, wie die neue Königin also die muntere Gesellschaft entlassen hatte, in ergötzlichen Gesprächen mit den schönen Mädchen langsamem Schrittes in dem Garten einher, wanden sich bunte Kränze aus mancherlei Blumen und sangen Lieder der Liebe. Inzwischen war die Zeit, welche die Königin ihnen gewährt hatte, verstrichen, und sie kehrten nach dem Hause zurück, wo sie fanden, wie rühmlich Parmenus sein Amt bereits angetreten hatte. In einem Saale des Erdgeschosses waren die Tafeln mit schneeweisem Linnen gedeckt, Trinkgläser, die gleich Silber glänzten, standen umher und Alles war mit Ginsterblumen zierlich aufgepuzt. Das Wasser zum Händewaschen ward auf Geheiß der Königin herumgereicht, und dann setzten sich Alle in der von Parmenus bestimmten Ordnung. Leckere Speisen wurden aufgetragen und der Tisch mit köstlichen Weinen besetzt, worauf die drei Diener, ohne viel Worte zu verlieren, den Tafeldienst verrichteten. Die gute Bereitung und Anordnung der Mahlzeit erheiterte Alle, und gefällige Scherze und gemeinsame Heiterkeit würzten die Gerichte.

Die Mädchen und nicht minder die jungen Männer verstanden sich sämmtlich auf den Ringeltanz. Einige unter ihnen besaßen aber besondere Geschicklichkeit in Spiel und Gesang. Darum ließ die Königin, als die Tische abgeräumt waren, musikalische Instrumente herbeibringen, Dioneus nahm auf ihren Befehl die Laute, Fiammetta eine Geige, und sie singen anmuthig miteinander einen Tanz zu spielen an. Die Königin schickte die Diener zum Essen und tanzte dann mit den andern Damen und den zwei jungen Männern nach dieser Musik im langsamen Zeitmaße einen Ringeltanz. Dem Tanze folgten niedliche

und muntere Lieder, und in solcher Abwechselung vergnügte sich die Gesellschaft so lange, bis die Königin glaubte, es sei Zeit zur Mittagsruhe. Darauf entließ sie Alle; die Jünglinge fanden ihre Zimmer von denen der Mädchen getrennt, mit feingedekten Betten versehen und mit Blumen nicht weniger als der Speisesaal geschmückt, und die Mädchen ebenso die ihrigen. Worauf die Einen und die Andern sich entkleideten und schlafen legten.

Die dritte Nachmittagsstunde hatte noch nicht lange geschlagen, als die Königin aufstand und die andern Damen und desgleichen die jungen Männer wecken ließ, weil das lange Schlafen bei Tage, wie sie versicherte, der Gesundheit nachtheilig sei. Als Alle beisammen waren, suchten sie sich einen Rasenplatz aus, der gar hohes und frisches Gras hatte, der Sonne unzugänglich war und eben von einem sanften Lüftchen gekühlt ward. Hier setzten sie sich nach der Königin Geheiz auf dem Rasen in die Runde und sie begann zu sprechen: „Ihr seht, die Sonne steht noch hoch, die Hitze ist drückend, und nur das Geschrei der Heuschrecken von den Olivenbäumen unterbricht die schwüle Stille. So wäre es denn offensichtliche Thorheit, jetzt ausgehn zu wollen. Hier haben wir es, wie Ihr seht, kühl und angenehm; auch sind Brett- und Schachspiele zur Hand, und Feder kann hier seinem Vergnügen nach Lust und Wohlgefallen nachgehen. Wolltet Ihr indes in diesem Stücke meinem Rath folgen, so möchten wir uns nicht mit Spielen, welche immer dem einen Theile mehr Verdruss gewähren, als dem andern, oder gar dem Buschquer im Verhältniß Freude, sondern mit Geschichtchen diese heißen Tagesstunden vertreiben, da, wenn deren Einer erzählt, die ganze Gesellschaft, die ihm zu hört, sich daran ergötzen kann. Noch ehe wir Alle daran gekommen sein werden, eine Geschichte zu erzählen, wird die Sonne sich schon gesenkt und die Hitze nachgelassen haben, und dann können wir lustwandeln gehn, wohin es Euch gefallen wird. Seid Ihr nun mit Dem zufrie-

den, was ich Euch vorgeschlagen habe, so wollen wir dar-
nach thun; doch will ich hierin ganz Eurer Meinung fol-
gen; gefällt Euch also mein Vorschlag nicht, so mag bis
Abend ein Jeder vornehmen, zu was er Lust hat.“ Die
Mädchen erklärten sich einstimmig mit den Männern für
das Erzählen. „Wol,“ sagte die Königin, „da Ihr
denn wollt, möge für diesen ersten Tag noch ein Jeder Ge-
schichten von beliebigem Inhalte erzählen.“ Darauf wandte
sie sich zu Pamphilus, der zu ihrer Rechten saß, und
forderte ihn freundlich auf, mit einer Geschichte aus sei-
nem Vorrate den Anfang zu machen. Pamphilus aber
ging, als er kaum den Befehl vernommen, während Alle
aufmerkten, also zu reden an:

Erste Geschichte.

Herr Chapelet täuscht einen heiligen Vater durch falsche Beichte
und stirbt. Trotz des schlechten Lebens, das er geführt, kommt
er nach seinem Tode in den Ruf der Heiligkeit und wird Sanct
Chapelet genannt.

Es gehört sich, Ihr lieben Damen, ein jedes Ding, das
der Mensch unternimmt, mit dem heiligen und wunder-
baren Namen Dessen zu beginnen, der alle Dinge ge-
schaffen hat. Darum denke denn auch ich, der ich als
der Erste bei Euren Erzählungen den Anfang machen soll,
von einer jener wunderbaren Fügungen anzuheben, deren
Kunde unser Vertrauen auf Ihn, als auf den Unwandel-
baren, verstärken und uns lehren wird, Seinen Namen
immerdar zu preisen. Es liegt am Tage, daß die welt-
lichen Dinge, sowie sie insgesamt vergänglich und sterb-
lich, so auch nach innen und außen reich an Leiden, Qual

und Mühe sind und unzähligen Gefahren unterliegen, welchen wir, die wir mitten unter ihnen leben und selber einen Theil von ihnen ausmachen, weder widerstehen, noch sie abwehren könnten, wenn Gott uns nicht durch Seine besondere Gnade die nöthige Kraft und Fürsorge liehe. Von dieser Gnade haben wir uns nun keineswegs einzubilden, daß sie um irgend eines Verdienstes willen, das wir hätten, über uns komme, vielmehr geht sie nur von Seiner eignen Huld aus und wird den Bitten Derer gewährt, die einst wie wir sterblich waren und, weil sie, so lange sie lebten, Seinem Gefallen Folge geleistet, jetzt im Himmel mit Ihm der ewigen Seligkeit genießen. An diese Lebten, als an Fürsprecher, die unsere Schwäche und Gebrechlichkeit aus eigner Erfahrung kennen, richten wir vorzugsweise unser Verlangen nach den Gegenständen unserer Wünsche, welches wir vielleicht nicht wagen würden, unserm höchsten Richter gegenüber laut werden zu lassen. Um so überschwenglichere Gnade haben wir aber in Ihm zu erkennen, da es wol manchmal geschehen mag, daß wir, deren sterbliches Auge auf keine Weise in das Geheimniß des göttlichen Willens eindringen kann, durch falsches Dafürhalten irre geleitet, Den zu unserm Vertreter vor der Majestät Gottes erwählen, den Er von Seinem Angesicht verbannet hat, und daß demohngeachtet, Er, vor dem nichts verborgen ist, mehr auf die reine Gesinnung des Bittenden, als auf dessen Unwissenheit oder auf des Angerufenen Verdammung sieht und das Gebet ebenso erhört, als ob der vermeintliche Fürsprecher die Seligkeit Seiner Anschauung genösse. Daß sich dem also verhalte, wird aus der Geschichte, die ich Euch erzählen will, offendar hervorgehen. Offenbar sage ich nur nach menschlichem Dafürhalten, da Gottes Rathschlüsse uns verborgen bleiben.

Es wird uns nämlich berichtet, daß Musciatto Franz, als er von einem reichen und angesehenen Kaufherrn zum Edelmann geworden war und nun mit dem Bruder des Königs von Frankreich, dem vom Papst Bonifaz her-

beigerufenen und unterstützten Karl Ohneland nach Tos-
cana ziehen sollte, sich entschloß, die Besorgung seiner
Angelegenheiten, welche, wie es bei Kaufleuten der Fall
zu sein pflegt, durch vielfache Bersplitterung äußerst ver-
wickelt geworden waren, mehreren Bevollmächtigten zu
übertragen. In der That gelang es ihm, für Alles Rath
zu finden; nur blieb er noch ungewiß, wo er jemanden
hernehmen wollte, der geschickt wäre, die Schulden einzutreiben,
die er bei einigen Burgundern ausscheiden hatte. Der
Grund seines Bedenkens lag darin, daß ihm wol bekannt
war, wie garstiges, händelsüchtiges und abscheuliches Volk
die Burgunder sind, und daß er sich auf Niemanden be-
sinnen konnte, der abgefeimt genug gewesen wäre, um
ihrer Bosartigkeit mit Erfolg das Widerspiel zu halten.
Als er in solchem Zweifel lange hin und her gedacht hatte,
fiel ihm ein gewisser Ciapperello von Prato ein, der sein
Haus in Paris oft zu besuchen pflegte. Die Franzosen,
die den Namen Ciapperello nicht verstanden und der Mei-
nung waren, er wolle soviel sagen, als chapeau, was in
ihrer Landessprache Kranz bedeutet, nannten diesen Mann,
der klein von Gestalt und gar sehr geschniegelt war, seiner
Kleinheit halber nicht Chapeau, sondern Chapelet, unter
welchem Namen er denn überall bekannt war, während
nur Wenige wußten, daß er Ciapperello hieße.

Das Leben, das dieser Chapelet führte, war folgender-
maßen beschaffen. In seinem Berufe als Notar hielt er
es für eine große Schande, wenn eins der von ihm an-
gefertigten Instrumente, obgleich er deren wenige machte,
anders als widerrechtlich befunden worden wäre. Solcher
falschen Urkunden aber machte er soviel man nur wollte,
und dergleichen lieber umsonst, als rechtmäßige für schwere
Bezahlung. Falsches Zeugniß legte er auf Verlangen und
von freien Stücken besonders gerne ab, und da in Frank-
reich die Eidschwüre um jene Zeit in so großem Unsehen
standen, daß Niemand sie durch Gegenbeweis entkräftete,
gewann er unrechtmäßiger Weise alle Processe, in denen

er die Wahrheit nach seinem Gewissen zu beschwören berufen ward. Ausnehmendes Wohlgefallen fand er, und großen Fleiß wandte er daran, unter Freunden, Verwandten oder was sonst immer für Leuten Unfrieden und Feindschaft anzuzetteln, und je grösseres Unglück daraus entstand, desto mehr freute er sich. Wurde er aufgefordert, Jemand umbringen zu helfen oder an einer anderen Schandthat Theil zu nehmen, so weigerte er sich niemals und war der Erste auf dem Platz. Oft war er auch bereit, mit eigenen Händen zu morden und zu verwunden. In seiner beispiellosen Heftigkeit lästerte er Gott und alle Heiligen um jeder Kleinigkeit willen auf das grauslichste. In der Kirche ließ er sich niemals antreffen und verspottete alle christlichen Sacramente mit den verruchtesten Worten. Desto besser war er dafür in den Schenken und andern Sündenhäusern einheimisch. Weiber hatte er so lieb, wie der Hund den Knüttel; in dem umgekehrten Fester aber schwelgte er ärger als der heilloste Sünder. Aus Rauben und Stehlen hätte er sich eben so wenig ein Gewissen gemacht, als ein Heiliger daraus, Almosen zu geben. Er fraß und soff in solchem Uebermaß, daß er mehrmals knapp mit dem Leben davon kam. Spielen und Betrügen trieb er wie ein Handwerk. Doch, wozu so viele Worte? Genug, er war der schändlichste Mensch, der vielleicht je geboren ward, und schon seit langer Zeit konnten nur die Macht und das Unsehen des Herrn Musciatto ihm bei seinen Verbrechen durchhelfen; sodaß weder Privatpersonen, die er häufig, noch die Gerichte, die er fortwährend beleidigte, Hand an ihn legten.

Dieser Giapperello also war es, den Herr Musciatto, welcher seinen Lebenswandel auf das genaueste kannte, jetzt als den rechten Mann, um der burgundischen Bosheit die Spize zu bieten, auserkor. So ließ er ihn denn rufen und sprach zu ihm: „Chapelet, ich stehe, wie Du weißt, im Begriff, ganz von hier wegzuziehen, und da ich unter Andern noch mit einer Anzahl Burgunder zu thun habe,

so kenne ich Niemand, dem ich mich besser, als Dir, anvertrauen könnte, um von so betrügerischem Volke mein Geld einzutreiben. Du hast jetzt nichts zu thun, und, willst Du diese Angelegenheit übernehmen, so verspreche ich Dir, Dich mit den Gerichten auszusöhnen und Dir an Dem, was Du mir eincassirst, einen Anteil zu lassen, daß Du zufrieden sein kannst.“ Herr Chapelet, der müßig ging, auch an dem Zeitlichen keinen Ueberfluss hatte und nun Den verlieren sollte, der lange Zeit sein Stab und seine Stütze gewesen war, sagte, ohne langes Besinnen und gewissermaßen nothgedrungen, ja, er sei gern bereit.

Nach gehöriger Verabredung und nach Empfang der Vollmacht des Herrn Musciatto und der Gnadenbriefe des Königs reiste Chapelet, als Herr Musciatto Paris verlassen, nach Burgund, wo ihn beinahe Niemand kannte. Hier fing er, wider seine Natur, ganz freundlich und sanftmüthig an, seinen Auftrag auszuführen und die Schulden einzufordern, gleichsam als wollte er sich die Bosheit bis zuletzt aussparen. Inzwischen war Chapelet zu zweien Brüdern aus Florenz ins Haus gezogen, die Geld auf wucherliche Zinsen liehen und ihm, dem Herrn Musciatto zu Liebe, viel Ehre erwiesen. In deren Hause erkrankte er jetzt, und, obgleich ihm die beiden Brüder sogleich geschickte Aerzte rufen, ihn durch ihre Diener pflegen ließen und überhaupt Alles thaten, was zu seiner Heilung förderlich sein konnte, so war doch jede Hülfe vergeblich. Der gute Mann, der nach gerade alt war und lieberlich gelebt hatte, wurde nach Aussage der Aerzte täglich schlechter und schlechter, und es zeigte sich zum großen Leidwesen der Brüder gar bald, daß Chapelet an keiner anderen Krankheit, als an der des nahen Todes, leide. Diese Beiden nun fingen eines Tages, nicht weit von dem Zimmer, wo Chapelet frank lag, also untereinander zu reden an: „Was sollen wir mit dem Menschen anfangen?“ sagte der Eine zum Andern. „Wir sind auf allen Fall in einer sehr verdriesslichen Lage. Ihn jetzt, frank wie er

ist, aus dem Hause zu schicken, wäre gewiß unserm Rufe eben so nachtheilig, als unüberlegt von unsrer Seite; denn die Leute, die gesehen haben, wie wir ihn erst aufgenommen und für seine Pflege und Heilung gesorgt, würden überzeugt sein, daß er uns keinen Grund gegeben haben könne, ihn nun als einen Todtkranken aus unserm Hause zu thun. Auf der andern Seite aber ist er ein so gottloser Mensch gewesen, daß er weder wird beichten, noch Abendmahl oder letzte Ölung annehmen wollen, und stirbt er, ohne gebeichtet zu haben, so nimmt keine Kirche den Leichnam auf, und er wird wie ein todter Hund in die Grube geschmissen. Sollte er aber auch beichten, so sind seiner Sünden so viele und so verruchte, daß nichts dadurch gebessert wird; denn es wird sich weder Mönch noch Pfaffe finden, der ihn loszusprechen könnte oder wollte, und, stirbt er ohne Absolution, so schmeissen sie ihn auch in die Grube. Kommt es aber so oder so, immer wird das ganze Volk, das ohnehin wegen unsres Gewerbes, das sie verabscheuen, äußerst schlecht auf uns zu sprechen ist und Lust genug haben mag, uns auszuplündern, offen gegen uns auffstehen und sagen: „Diese Hunde von Italienern, die man in der Kirche abweist, wollen wir nicht mehr bei uns leiden.“ Sie werden unser Haus stürmen und sich kein Gewissen daraus machen, uns nicht nur Hab und Gut zu nehmen, sondern gar leicht sich an unserm Leib und Leben vergreifen. So sind wir denn auf allen Fall bei Chapelet's Tode übel daran.“

Herr Chapelet, der, wie gesagt, nahe an dem Orte lag, wo die Beiden rebeten, und, wie man es meisten-theils bei Kranken findet, ein seines Gehör hatte, verstand Alles, was sie über ihn sagten. Er ließ sie zu sich rufen und sagte ihnen: „Ich wünschte nicht, daß Ihr Euch wegen meiner irgend Gedanken machtet oder in Furcht wäret, daß Euch Jemand um meinetwillen kränken möchte. Ich habe gehört, was Ihr über mich gesprochen habt, und bin wohl überzeugt, daß es kommen würde, wie Ihr sagt,

wenn Das geschähe, was Ihr voraussezet: aber es soll schon anders gehen. Ich habe bei meinen Lebzeiten unserm Herrgott soviel zu Leide gethan, daß jetzt, wo ich sterbe, ein Streich mehr auch keinen Unterschied machen wird. Darum schafft mir nur den erfahrensten und frömmsten Mönch herbei, den Ihr zu finden wißt, und, habt Ihr den, so laßt mich nur machen, ich werde Eure und meine Angelegenheit schon so besorgen, daß Alles gut sein soll und Ihr Ursache habt, zufrieden zu sein.“ Obgleich die beiden Brüder daraus noch keine besondere Hoffnung schöpften, so gingen sie doch in ein Mönchs kloster und verlangten nach einem frommen und verständigen Manne, der einem Italiener, welcher bei ihnen frank läge, Beichte hören könnte. Man gab ihnen einen bejahrten Mönch mit, der ein heiliges, musterhaftes Leben führte, ein großer Schriftgelehrter und gar ehrenwürdiger Mann war und bei allen Mitbürgern in besonderem und hohem Ansehen der Heiligkeit stand. Diesen brachten sie zu dem Franken.

Als er in die Kammer, wo Chapelet lag, eingetreten war und sich an sein Bett gesetzt hatte, hub er freundlich an, ihm Muthe zuzusprechen, und dann erst frug er ihn, wie lange es her sei, seit er das vorige Mal gebeichtet habe. Chapelet, der sein Leben nicht gebeichtet hatte, antwortete ihm: „Ehrwürdiger Vater, sonst ist es meine Gewohnheit, alle Woche wenigstens ein Mal zur Beichte zu gehen, die manchen Male ungerechnet, wo ich öfter gehe; aber, ich muß es gestehen, jetzt, seitdem ich frank geworden, sind schon ein Lager achte vergangen, ohne daß ich gebeichtet hätte, so viel Schmerzen hat die Krankheit mir gemacht.“ „Mein Sohn,“ sagte darauf der Mönch, „daran hast Du wohl gethan, und also magst Du auch in Zukunft thun. Doch, da Du so oft beichtest, so sehe ich wohl, ich werde wenig Mühe haben, Dich zu fragen und Deine Antworten anzuhören.“ Chapelet sprach: „Herr Vater, sagt das nicht; wie oft und wie vielmals ich auch zur Beichte gegangen bin, so habe ich mich doch

nie dazu entschließen können, anders, als insgesamt alle meine Sünden, auf die ich mich besinnen konnte, vom Tage meiner Geburt an bis zum Tage, wo ich beichtete, zu bekennen. Darum bitte ich Euch denn, bester Vater, daß Ihr mich eben so genau über Alles befragt, als ob ich nie gebeichtet hätte. Und schont mich nur ja nicht etwa, weil ich frank bin; denn ich will viel lieber dieses mein Fleisch plagen, als aus Schonung dafür irgend Etwas thun, was meiner unsterblichen Seele, die mein Heiland mit seinem kostbaren Blute losgekauft hat, zum Verderben gereichen könnte.“ Diese Worte hatten den ganzen Beifall des heiligen Mannes und schienen ihm von einem gesammelten Gemüthe Zengniß zu geben. Nachdem er also diese Gewohnheit gegen Chapelet sehr gelobt hatte, fing er an, ihn zu befragen, ob er sich je in Wollust mit Weibern versündigt habe. Ihm antwortete Chapelet mit einem Seufzer: „Mein Vater, was das betrifft, so schäme ich mich, Euch die Wahrheit zu sagen; denn ich fürchte, sie könnte für Ruhmredigkeit gelten.“ Der heilige Vater sagte dagegen: „Rede nur ruhig; denn wer die Wahrheit spricht, sei es in der Beichte oder bei anderer Gelegenheit, der sündigt niemals.“ „Nun denn,“ erwiderte Chapelet, „weil Ihr mich darüber beruhigt, so will ich Euch nur sagen, ich bin noch ebenso rein und unbefleckt, wie ich aus dem Schoße meiner Mutter hervorgegangen bin.“ „Des möge Gott Dich segnen,“ sagte der Mönch. „Wie wohl hast Du daran gethan! Und um so verdienstlicher ist Deine Keuschheit, da Du, wenn Du gewollt hättest, weit eher das Gegentheil thun konntest, als wir und alle Andern, die von einer Ordensregel gebunden sind.“ Dann fragte er, ob er je durch Gefräßigkeit sich Gottes Missfallen zugezogen habe. Mit einem lauten Seufzer antwortete Chapelet, allerdings und vielmals. Denn, während er sich gewöhnt habe, außer den vierzigtägigen Fasten, welche fromme Leute jährlich halten, auch allwochentlich wenigstens drei Tage lang mit Brot und Wasser zu

fasten, so habe er das Wasser, vorzüglich wenn er von Gebeten oder Wallfahrten besonders angestrengt gewesen sei, mit derselben Lust und demselben Wohlgefallen getrunken, als nur der größte Säufer den Wein. Manchmal habe er sich auch Salat von grünem Kraute gewünscht, wie ihn die Bauerfrauen machen, wenn sie aufs Feld gehen, und das Essen habe ihm besser geschmeckt, als er meine, daß es Einem schmecken dürfe, der aus Gottesfurcht faste, wie er es doch gethan habe. „Mein Sohn,“ sagte ihm darauf der Mönch, „das sind Sünden, welche die Natur mit sich bringt; die haben wenig zu bedeuten, und um ihretwillen möchte ich nicht, daß Du Dein Gewissen mehr, als Noth thut, beschwertest. Es geschieht jedem Menschen, wenn er auch noch so heilig ist, daß ihm nach langem Fasten das Essen gut schmeckt und nach großer Anstrengung das Trinken.“ „Ach, Herr Vater,“ antwortete Chapelet, „Ihr sprecht so, um mich zu beruhigen. Das solltet Ihr nicht thun. Euch ist ja bekannt, daß ich wohl weiß, Alles, was man thut, um Gott zu dienen, soll man in ganz reiner Gesinnung und ohne einen Flecken der Lust thun, und wer Dem zuwider handelt, der sündigt.“ Höchlich zufrieden, sagte der Mönch: „Nun so freut es mich denn, daß Du es so ansiehst, und ich lobe in diesem Stück Dein ängstliches und sorgsames Gewissen. Aber sage mir, hast Du Dich durch Geiz vergangen und mehr verlangt, als Du verlangen solltest, oder behalten, was Du nicht behalten durfst?“ „Ehrwürdiger Vater,“ erwiderte ihm Chapelet, „es sollte mir leid thun, wenn Ihr eine falsche Meinung von mir hättest, weil ich bei den Wucherern hier wohne. Ich habe keinen Theil an ihrem Handwerk; vielmehr bin ich zu ihnen gekommen, um ihnen ins Gewissen zu reden und sie von diesem abscheulichen Erwerbe abzubringen. Auch wäre mir das, wie ich glaube, gelungen, hätte mich Gott nicht so heimgesucht. Ich kann Euch aber sagen, daß mein Vater mir ein schönes Vermögen hinterließ, von dem ich

nach seinem Tode die größte Hälfte als Almosen vertheilte. Dann habe ich, um mich ernähren und den Armen Gottes beistehen zu können, meinen kleinen Handel getrieben und dabei allerdings den Erwerb im Auge gehabt; was ich aber erworben hatte, das habe ich immer mit den Armen zu gleichen Theilen getheilt, und meine Hälfte zu meiner Nothdurft verbraucht, die andere aber jenen geschenkt. Dafür hat mir aber auch mein Schöpfer beigestanden, daß meine Geschäfte täglich besser und besser gegangen sind." „Daran hast Du wohl gethan," sagte der Mönch. „Aber hast Du Dich etwa häufig erzürnt?" „Ja," sagte Herr Chapelet, „das habe ich freilich gar oft gethan. Und wer könnte sich wol dessen enthalten, wenn er die Menschen alle Tage die abscheulichsten Dinge treiben sieht, wenn er sieht, wie sie Gottes Gebote nicht halten und Sein Gericht nicht fürchten? Wol zehn Mal des Tages habe ich lieber totb als lebendig sein wollen, wenn ich sah, wie die jungen Leute den Eitelkeiten der Welt nachliefen, schworen und sich verschworen, in die Schenken, aber um die Kirche herumgingen und weit mehr auf den Wegen der Zeitlichkeit, als auf dem Wege Gottes wandelten." Darauf erwiederte der Mönch: „Mein Sohn, das ist ein edler Zorn, um dessentwillen ich für mein Theil Dir keine Buße aufzulegen wünschte. Sage mir aber, wäre es vielleicht möglich, daß Du Dich irgend einmal vom Zorne zu einem Morde, zu Schlägereien, oder zu Schimpfworten hättest verleiten lassen?" „Ach du meine Güte, Herr Vater," sagte Chapelet, „ich hielt Euch für einen Mann Gottes; wie könnt Ihr solche Reden führen? Glaubt Ihr denn, ich bilde mir ein, daß, wenn mir nur der entfernteste Gedanke eingekommen wäre, irgend etwas von Dem, was Ihr da genannt habt, zu thun, Gott mich so lange am Leben erhalten hätte? Dergleichen können ja nur Mörder und Straßenräuber thun; so oft ich so Einen gesehen, habe ich immer gesagt: Geh, und Gott bessere Dich." „Gott segne Dich, mein Sohn," sprach der Pa-

ter; „so sage mir denn, ob Du jemals gegen irgend wen falsches Zeugniß abgelegt, ihm üble Nachrede gemacht, oder, wider Willen des Eigenthümers, Dich mit fremdem Gute bereichert hast?“ „Ach ja, Herr Pater,“ sagte Chapelet, „was die üble Nachrede betrifft, freilich ja. Denn einmal, da hatte ich einen Nachbar, der, ohne auf der Welt irgend einen Anlaß zu haben, seine Frau in Einem fort prügelte. Da hat mich denn das Mitleid mit dem armen Weibe, die er, so oft er sich besoffen hatte, so gotteslästerlich zurichtete, einmal so gepackt, daß ich gegen ihre Verwandten recht auf ihn gescholten habe.“ „Wohl denn,“ antwortete der Mönch; „nun sage mir aber, wie ich höre, so bist Du ein Kaufmann gewesen; hast Du niemals Jemanden nach Art der Kaufleute betrogen?“ „Ja wahrhaftig, Herr Pater,“ sagte Herr Chapelet; „wie er hieß, das weiß ich aber nicht. Es war Einer, der mir Geld brachte, was er mir für ein Stück Tuch, das ich ihm verkauft hatte, schuldig war. Nun that ich das Geld, ohne es zu zählen, in einen Kasten, und, reichlich einem Monat darauf, fand ich, daß es vier Heller mehr waren, als mir zukamen. Wel ein ganzes Jahr lang habe ich sie aufgehoben; weil ich aber Den, dem sie gehörten, in der ganzen Zeit nicht mehr wieder sah, habe ich sie am Ende als Almosen verschenkt.“ „Das war eine Kleinigkeit,“ sagte der Mönch, „und Du hast recht daran gehan, sie anzuwenden, wie Du thatest.“ — Der fromme Mönch fragte ihn noch außerdem nach Mancherlei, worauf er immer in dieser Weise antwortete. So wollte denn Jener schon zur Absolution schreiten, als Chapelet sprach: „Herr Pater, noch eine Sünde habe ich auf dem Gewissen, die ich Euch nicht gebeichtet.“ „Und die wäre?“ sagte der Mönch. „Ich entsinne mich, antwortete Jener, „daß ich eines Sonntags gegen Abend von meinem Diener das Haus lehren ließ und so für den Tag des Herrn die schuldige Ehrfurcht außer Augen setzte.“ „Mein Sohn,“ erwiderte der Geistliche, „das hat weiter nichts zu bedeu-

ten.“ „Sagt nicht, das habe nichts zu bedeuten,“ entgegnete Chapelet; „den Sonntag soll man ehren; denn an diesem Tage war es, daß unser Heiland von den Todten auferstand.“ Darauf sagte der Mönch, „und hast Du sonst noch etwas zu beichten?“ „Ja, Herr Vater,“ antwortete Chapelet. „Einmal, in Gedanken, habe ich in der Kirche ausgespuckt.“ Der Mönch fing an zu lächeln und sagte, „mein Sohn, das sind Dinge, die man sich nicht zu Herzen nehmen soll; wir sind Geistliche und spucken alle Tage in der Kirche aus.“ „Und thut daran sehr übel,“ sprach Herr Chapelet; „denn nichts auf der Welt soll man so rein halten, als den Tempel des Herrn, in dem man dem Höchsten opfert.“

Um es kurz zu machen, Sünden von dieser Art beichtete er ihm noch eine Menge; dann fing er an zu seuzen und brach in einen Strom von Thränen aus, deren ihm, wenn er wollte, immer reichlich zu Gebote standen. „Was ist Dir, mein Sohn?“ sagte der Geistliche, „Ah, Herr Vater,“ erwiderte Chapelet, „eine Sünde habe ich noch auf dem Herzen, die habe ich nie gebeichtet, so schäme ich mich, sie zu sagen; wenn ich nur daran denke, so weine ich, wie Ihr mich jetzt weinen seht, und um dieser Sünde willen kann ich mir auch nicht denken, daß Gott Erbarmen mit mir haben wird.“ „Schäme Dich, mein Sohn,“ entgegnete der Mönch; „was redest Du da? Wären alle Sünden, die von allen Menschen zusammen jemals begangen worden sind oder, so lange die Welt stehen wird, noch von den Menschen werden begangen werden, in einem einzigen Menschen vereinigt, und der wäre reuig und gerütscht, wie ich sehe, daß Du es bist, so ist Gottes Gnade und Barmherzigkeit so groß, daß Er sie alle, sobald sie gebeichtet wären, freudig ihm vergeben würde; und so sage denn zuversichtlich, was Du gethan hast.“ Darauf sprach Herr Chapelet, ohne vom Weinen abzulassen: „Ah, ehrwürdiger Vater, 's ist eine gar zu schwere Sünde, und, wenn es nicht auf Eure Fürbitte geschieht, so kann ich

kaum glauben, daß Gott sie mir jemals vergeben sollte.“ Der Mönch antwortete ihm: „Sage nur zuversichtlich und ich verspreche Dir, daß ich für Dich zu Gott bitten will.“ Herr Chapelet weinte noch in einem fort und schwieg; der Mönch aber ermunterte ihn ferner, zu reden. Als nun Chapelet den Geistlichen eine lange Weile so mit Weinen hingehalten hatte, stieß er einen tiefen Seufzer aus und sprach: „Ehrwürdiger Vater, weil Ihr mir denn versprochen habt, Gott für mich zu bitten, so will ich's Euch sagen. Wüßt denn, wie ich noch klein war, habe ich einmal meine Mutter geschimpft.“ Und kaum hatte er so gesprochen, so hub er von neuem bitterlich zu weinen an. „Mein Sohn,“ antwortete der Mönch, „dünkt Dich denn das wirklich so eine schwere Sünde? Lästern die Leute nicht etwa täglich ihren Herrgott? Und doch vergibt er gerne einem Jeden, der Ihn gelästert zu haben bereut. Und Du verzweifelst für diesen Fehlritt Vergebung zu finden? Fasse Mut und weine nicht; denn gewißlich, wärest Du einer von Denen gewesen, die unsern Herrn an das Kreuz geschlagen haben, und wärest Du so zerknirscht, als ich sehe, daß Du bist, so würde Er Dir vergeben.“ Darauf sagte Chapelet: „Um Himmels Willen, Herr Vater, was sprechst Ihr da? Allzusehr habe ich mich vergangen, und allzugroße Sünde war es, daß ich meine Herzengemutter schimpfte, die mich neun Monate lang Tag und Nacht im Leibe trug und mehr wie hundert Mal mich auf dem Arme gehabt hat; und wenn Ihr nicht für mich betet, so wird mir's auch nicht verziehen werden.“ —

Als der Mönch inne wurde, daß Chapelet weiter nichts zu sagen habe, ertheilte er ihm die Absolution und gab ihm in der festen Ueberzeugung den Segen, Chapelet, dessen Reden er für die lautere Wahrheit gehalten, sei ein frommer, gottseliger Mensch. Und wer möchte wol zweifeln, wenn er jemand auf dem Todbette also reden hört? Nach dem Allen sagte er: „Herr Chapelet, Ihr werdet

mit Gottes Hülfe bald wieder gesund sein; sollte es aber dennoch geschehen, daß Gott Eure gesegnete und zum Abschied von dieser Welt bereite Seele zu sich rieße, hättest Ihr alsdann etwas dawider, daß Euer Körper auf unserem Kirchhof beerdigt würde?" „Durchaus nichts," entgegnete Chapelet; „vielmehr möchte ich sonst nirgends liegen, als eben bei Euch. Ihr habt mir ja versprochen, für mich zu beten, und auch ohne das habe ich von jeho besondere Ehrfurcht für Euren Orden gehabt. Und so bitte ich Euch, daß Ihr Christi wahrhaftigen Leib, den Ihr diesen Morgen auf dem Altare eingsegnet habt, mir zusendet, sobald Ihr in Euer Kloster zurückgekommen seid. Denn ich denke ihn mit Eurer Erlaubniß, wenn gleich unwürdig, zu genießen und dann die heilige letzte Delung zu empfangen, damit ich, wenn ich als ein Sünder gelebt habe, wenigstens als Christ sterben möge." Der heilige Mann sagte, das sei wohl gesprochen, und er sei Alles zufrieden. Das Sacrament solle dem Kranken sogleich gebracht werden. Und so geschah es.

Die beiden Brüder hatten sehr gefürchtet, Chapelet werde sie täuschen, und sich deshalb der Bretterwand nahe gesetzt, welche die Kammer, in der der Kranke lag, von der anstoßenden trennte. Hier hatten sie die ganze Weichte behorcht und bequem verstanden, was Chapelet dem Mönche gesagt. Mehr als ein Mal reizten die Geschichten, die sie ihm beichten hörten, sie so sehr zum Lachen, daß wenig daran fehlte, so wären sie damit herausgeplagt. Dann sagten sie aber wieder zu einander: „Himmel, welch ein Mensch ist das, den weder Alter, noch Krankheit, noch Furcht vor dem Tode, dem er sich nahe sieht, oder vor Gott, vor dessen Richterstuhl er in wenig Stunden zu stehen vermuthen muß, von seiner Veruchttheit haben abbringen und zu dem Entschluß leiten können, anders zu sterben, als er gelebt hat." Indesß, sie hatten gehört, seine Leiche solle in der Kirche aufgenommen werden, und um das Uebrige kümmerten sie sich nicht. — Herr Cha-

pelet empfing bald darauf das Abendmahl; dann, als sein Befinden sich über die Mahl verschlechterte, die letzte De-
lung und starb noch an dem Tage seiner musterhaften
Beichte, bald nach der Vesper.

Die beiden Brüder besorgten aus dem Nachlaß des Verstorbenen ein anständiges Begräbniß und meldeten in-
deß den Todesfall im Kloster, damit die Mönche, wie es gebräuchlich ist, die Nacht bei der Leiche wachten und den andern Morgen sie abzuholen kämen. — Der fromme Mönch, der ihm Beichte gehörte, besprach sich, als er sei-
nen Tod vernahm, mit dem Prior des Klosters. Er ließ das Capitel läuten und schilberte den hier versammelten Mönchen, welch ein frommer Mann Chapelet, seiner Beichte zufolge, gewesen sei. In der Hoffnung, daß Gott durch ihn noch große Wunder verrichten werde, über-
redete er sie, man müsse nothwendig diese Leiche mit bes-
sonderer Auszeichnung und Ehrfurcht empfangen. Der Prior und die übrigen Mönche pflichteten in ihrer Leicht-
gläubigkeit dieser Meinung bei, und so gingen sie denn sämmtlich noch spät am Abend in das Haus, wo Chapelet's Leiche war, und hielten über diese eine große und feierliche Vigilie. Am andern Morgen kamen sie alle, mit Chorhemd und Mäntelchen angehan, die Chorbücher in der Hand und die Kreuze voraus, den Leichnam mit Gesang zu holen. Dann trugen sie ihn unter Gepränge und großer Feierlichkeit in ihre Kirche, und Männer und Weiber, fast die ganze Einwohnerschaft des Städtchens, schlossen sich dem Zuge an. Als die Leiche in der Kirche niedergesetzt war, stieg der Geistliche, dem Chapelet gebeichtet hatte, auf die Kanzel und berichtete von des Verstorbenen frommem Leben, von seinen Fasten, seiner Keuschheit, sei-
ner Einfalt, Unschuld und Heiligkeit die wunderbarsten Dinge. Unter andern erzählte er, was Herr Chapelet ihm unter Thränen als seine größte Sünde gebeichtet, und wie er kaum ihn zu überzeugen vermocht habe, daß Gott ihm auch diese vergeben werde. Dann richtete er seine

Worwürfe an die Zuhörer und sprach: „Ihr aber, Ihr von Gott Verdammten, Ihr lästert um jedes Strohhalmes willen, der Euch zwischen die Füße kommt, Gott, seine Mutter und alle Heiligen im Paradiese.“ Außerdem sagte er noch viel Anderes von seiner Herzensgüte und Reinigkeit. Mit einem Worte, seine Reden, denen das Volk vollkommen Glauben beimaß, bemächtigten sich in solchem Maße der frommen Herzen der ganzen Versammlung, daß Alle, sobald der Gottesdienst geendigt war, sich untereinander stießen und drängten, dem Todten Hände und Füße zu küssen. Die Kleider wurden ihm auf dem Leibe zerissen; denn ein Jeder hielt sich für glücklich, wenn er ein Stückchen davon tragen konnte. In der That mußten die Mönche den ganzen Tag über den Körper ausstehen lassen, daß ihn Jedweder nach Gefallen beschauen konnte. Die folgende Nacht wurde er in einer Capelle ehrenvoll in einem marmornen Sarg bestattet, und schon den Tag darauf fingen die Leute allmälig an, den Körper zu besuchen und zu verehren, Lampen anzuzünden und mit der Zeit dem Verstorbenen Gelübde zu thun, und dann dem Versprechen gemäß wachsne Bilder aufzuhängen. Dieser Ruf der Heiligkeit und diese Verehrung wuchsen so sehr, daß nicht leicht Jemand in irgend einer Gefahr einen andern Heiligen anrief, als Sanct Chapelet, wie sie ihn nannten und noch heute nennen, und allgemein wird versichert, daß Gott durch ihn gar viele Wunder gethan habe, und deren noch täglich an Jedem thue, der die Fürsprache dieses Heiligen andächtig erbittet.

So lebte und starb Herr Ciaperello von Prato und ward ein Heiliger, wie Ihr gehört habt. Daß es möglich ist, daß dieser Mensch wirklich selig im Anschauen Gottes sei, will ich freilich nicht leugnen: denn so ruchlos und abscheulich sein Leben war, so kann er doch in den letzten Augenblicken seines Lebens so viel Reue empfunden haben, daß Gott sich vielleicht seiner erbarmt und ihn in sein Reich aufgenommen hat. Weil uns aber dies verborgen



bleibt, so rede ich nach Dem, was uns offenbar ist, und sage, daß er vielmehr in den Händen des Teufels verdammt, als im Paradiese zu sein verdient. Verhält es sich aber also, so können wir deutlich erkennen, wie unermesslich Gottes Gnade gegen uns ist, die nicht unsern Irrthum, sondern die Aufrichtigkeit unseres Glaubens betrachtet, wenn wir einen Seiner Feinde, in der Meinung, er sei Sein Freund, zum Mittler zwischen Ihm und uns machen, und uns erhört, als hätten wir einen wahren Heiligen zu unserm Fürsprecher bei Seiner Gnade uns erwählt. Und so empfehlen wir uns Ihm denn, mit Allem, was uns Noth ist, in der festen Ueberzeugung, erhört zu werden, damit Er uns in diesem allgemeinen Elend und in dieser so heiteren Gesellschaft, im Lobe Seines Namens, in dem wir sie begonnen, gesund und unversehrt erhalten möge. — Und damit schwieg er.

Zweite Geschichte.

Der Jude Abraham geht auf Antrieb des Jeannot von Savigné nach Rom und kehrt, als er die Schlechtigkeit der Geistlichen dort kennen gelernt, nach Paris zurück, um Christ zu werden.

Die Geschichte des Pamphilus ward von den Damen im Ganzen gelobt, wie sie im Einzelnen belacht worden war; nun aber, als sie bei steter Aufmerksamkeit der Zuhörer ihr Ende erreicht hatte, gebot die Königin der Neiphile, die ihr zunächst saß, daß sie mit einer neuen Geschichte in der angefangenen Weise der Unterhaltung fortfahre. Neiphile, nicht minder durch Anmut des Betragens, als durch Schönheit der Gestalt reizend, antwortete, sie sei gern bereit, und begann folgendermaßen. „Pamphilus

hat in seiner Erzählung gezeigt, wie Gott in Seiner Huld unsere Irrthümer, an denen wir keine Schuld haben, uns nicht anrechnet, und ich denke in der meinigen ein Beispiel davon zu geben, wie eben diese göttliche Huld sich uns auf das untrüglichste durch die Langmuth offenbart, mit der sie die Fehler Derselben erträgt, die vielmehr berufen wären, durch Wort und That von Gott zu zeugen. Solche Einsicht möge uns alsdann mit um so grösserer Festigkeit unserem Glauben nachleben lassen.

In Paris, Ihr lieben Mädchen, lebte, wie mir erzählt worden ist, vor Zeiten ein reicher Kaufherr und wackerer Mann, Jeannot von Seigné genannt, der, seiner Niedlichkeit unbeschadet, mit Lüchern einen grossen Handel trieb. Dieser war auf das engste mit einem steinreichen Judentheil, Namens Abraham, befreundet, der gleichfalls Kaufmann und dabei ehrlich und unbescholten war. Wenn Jeannot nun den tabellosen Lebenswandel seines Freundes betrachtete, so ging es ihm sehr zu Herzen, daß ein so wackerer, verständiger und guter Mann, weil ihm der Glauben fehlte, verdammt sein sollte. So bat er ihn denn als Freund, er möge den Irrthümern des jüdischen Glaubens entsagen und zu dem allein wahren christlichen übertreten, dessen Heiligkeit und Güte sich schon durch sein fortwährendes Wachsen und Gedeihen kund gäben. Der Jude erwiderte, daß er keinen Glauben, als allein den jüdischen, für gut und heilig halte: in dem sei er geboren, in dem denke er zu sterben, und davon werde nichts ihn jemals abringen können. Jeannot ließ sich dadurch nicht abhalten, nach Verlauf einiger Tage auf denselben Gegenstand zurückzukommen und ihm so gut, oder so schlecht, als die Mehrzahl der Kaufleute sich darauf verstehen wird, auseinander zu setzen, daß, und warum der christliche Glaube besser ist, als der jüdische. Sei es nun, daß die grosse Freundschaft für Jeannot ihn bewog, oder daß vielleicht Worte, die der heilige Geist dem unwissenden Manne in den Mund gelegt, ihn überzeugten, genug, obwohl

Abraham ein großer Gelehrter im jüdischen Gesetze war, fing er dennoch an, einigen Gefallen an Jeannot's Reden zu finden; indeß ließ seine Hartnäckigkeit ihn seinen Glauben noch immer nicht aufgeben.

Wie er nun in seiner Verstocktheit beharrte, Jeannot aber nie abließ, ihm zuzuhören, sagte der Jude endlich, von den dringenden Bitten des Andern bewogen: „Jeannot, Du wünschst, ich soll ein Christ werden, und ich bin gesonnen, es zu thun, doch unter der Bedingung, daß ich zuvor nach Rom gehe, um Den zu sehen, der, wie Du versicherst, der Statthalter Gottes auf Erden ist, und um sein und seiner Brüder, der Cardinale, Leben und Betragen kennen zu lernen. Finde ich dies alsdann so beschaffen, daß ich theils daraus und theils aus Deinen Worten mich überzeugen kann, daß wirklich, sowie Du Dich bemüht hast, mir zu beweisen, Euer Glaube besser sei, als der meinige, dann werde ich thun, wie ich Dir gesagt habe. Wäre dem aber nicht so; nun, dann will ich bleiben, wie ich bin.“ Als Jeannot diesen Entschluß hörte, ward er über die Maßen betrübt und sprach bei sich selbst: „Nun habe ich alle die Mühe verloren, die ich für trefflich angewandt hielt, wenn ich meinen Freund bekehrte; denn geht er nach Rom an den Hof, und sieht er dort das ruchlose Leben der Geistlichen, so wird er, weit entfernt, vom Judentum ein Christ zu werden, selbst wenn er sich schon hätte taufen lassen, gewiß zum Judenthum zurückkehren.“ Zu Abraham aber sagte er: „Ach, lieber Freund, was willst Du Dir so viel und so große Kosten machen, als die Reise nach Rom erfordern würde? Ungerechnet, daß ein reicher Mann, wie Du bist, mag er zu Wasser oder zu Lande reisen, immer in Gefahr ist. Denkst Du denn, Dich kann hier Niemand taufen? Und wenn Du ja noch einiges Bedenken über den Glauben hast, den ich Dir verkündige, so gibt es ja nirgends größere Gelehrten, verständigere Männer, als eben hier, um Dich über Alles, was Du willst oder verlangst, genügend aufzuklären. Darum ist diese ganze

Reise meiner Meinung nach vollkommen überflüssig. Denke Dir, daß die hohe Geistlichkeit eben so ist, wie Du sie hier gesehen hast, und nur noch um so viel besser, als sie dem obersten Hirten näher steht. Willst Du also meinem Rathe folgen, so ersparst Du Dir diese Mühe auf ein ander Mal zu einer Wallfahrt, und alsdann ist es leicht möglich, daß ich Dich selber begleite.“ Der Jude antwortete ihm: „Jeannot, ich bin überzeugt, es verhält sich, wie Du sagst; um es Dir aber mit einem Worte zu sagen, ich bin, wenn Du anders noch wünschest, daß ich nach Deinen vielen Bitten thun soll, völlig entschlossen, zu reisen; und ohne das lasse ich mich niemals taufen.“ Als Jeannot sah, daß sein Wille fest stehe, so sagte er, „nun so reise mit Gott;“ bei sich aber dachte er, Abraham werde, wenn er erst den römischen Hof gesehen habe, nie und nimmer ein Christ werden. Da es ihn aber weiter nichts anging, so ließ er ihn gewähren.

Der Jude stieg zu Pferde und beschleunigte seine Reise nach Rom, so viel er konnte. Um Ziele angelangt, ward er von seinen Glaubensgenossen auf das ehrenvollste empfangen; er aber begann, ohne über den Zweck seiner Reise Jemandem etwas zu sagen, mit aller Vorsicht das Leben des Papstes, der Cardinale und der übrigen Prälaten und Hofleute zu beachten. — Was er, von nicht gewöhnlichem Scharfblick unterstützt, selber wahrnahm, und was er hie und da von Andern erfuhr, überzeugte ihn nun bald, daß sie alle der Wollust, und zwar nicht allein der natürlichen, sondern der Sodomie frohnten, ohne sich irgend Baum und Bügel von Scham oder Schande anlegen zu lassen; sodaß in den wichtigsten Angelegenheiten der feilen Dirnen und der Knaben Fürwort nicht geringen Einfluß ausübte. Außerdem fand er an Allen insgemein Schlemmer, Säufer, Trunkenbolde, und Geschöpfe, die nach Art der unvernünftigen Thiere, nächst der Wollust, mehr dem Bauche, als irgend etwas Andrem gehorchten. Bei genauerer Betrachtung

lernte er sie auch noch als so geizig und geldgierig kennen, daß sie mit Menschen-, ja mit Christenblut, und mit den heiligsten Dingen, Opfern oder geistlichen Aemtern, oder welcher Art sie sonst sein mochten, um Geld abscheulichen Handel trieben. Aerger sah er dabei markten, und mehr Makler beschäftigt, als jemals in Paris beim Verkaufe der Tücher oder sonst irgend einer Waare. Offenbare Belehrung hörte er Fürsprache, und unverschämte Gierigkeit Diäten nennen; als ob Gott nicht den bösen Willen im verworfenen Herzen, geschweige denn den wahren Sinn der Worte erkennte und nach Art der Menschen sich durch den Namen der Dinge täuschen ließe. Alles dies und noch manches Andere, das ich besser verschweige, missfiel unserem Juden, der ein sittlicher und gesegneter Mann war, auf das äußerste, und da er genug gesehen zu haben glaubte, beschloß er, nach Paris zurück zu kehren, und that also.

Sobald Jeannot seine Rückkehr erfahren hatte, besuchte er ihn, ohne einige Hoffnung, daß Abraham Christ werden würde, und Beide freuten sich herzlich des Wiedersehens. Als er indeß einige Tage sich ausgeruht hatte, fragte ihn Jeannot, was er nun von dem heiligen Vater, von den Gardindien und anderen Hofsleuten denke. Schnell antwortete der Jude: „Nichts Gutes denke ich von ihnen, und nichts Gutes haben sie von Gott zu hoffen. Und ich sage Dir, ich müßte mich sehr getäuscht haben, oder ich habe dort an keinem Geistlichen eine Spur von Frömmigkeit, Andacht, guten Werken, musterhaftem Wandel, oder anderem Dergleichen bemerkt; wohl aber sah ich, wie Lust, Geiz, Schlemmerei und mehr ähnliche und schlimmere Laster, wenn es anders schlimmere gibt, bei ihnen so beliebt waren, daß ich jene Stadt eher für eine Werkstatt des Teufels, als Gottes halte. Auch scheint es mir, nach meinem Dafürhalten, daß sowol Euer Oberhirt, als die übrigen Alle nach seinem Beispiele ihren ganzen Scharffinn und Sorgfalt und Mühe aufbieten, um die christliche Religion, de-

ren Grundpfeiler und Stützen sie zu sein berufen wären, gänzlich zu zerstören und von der Welt zu vertreiben. Da ich nun aber sehe, daß nicht geschieht, wohin Jene arbeiten, sondern daß Eure Religion sich vielmehr täglich weiter ausbreitet und glänzender und herrlicher erscheint, so muß ich wol zu erkennen glauben, daß der heilige Geist sie, als heilig und wahrhaftig, vor allen andern stützt und aufrecht erhält. Aus diesem Grunde sage ich Dir jetzt, so wenig ich früher Deinen Aufforderungen, ein Christ zu werden, Gehör gab, offen und deutlich, daß ich um nichts auf der Welt meinen Vorfaß, Christ zu werden, aufgeben möchte. Laß uns also schnell in die Kirche gehen, und mache, daß ich dort nach dem Gebrauche Eures heiligen Glaubens die Taufe empfange." Jeannot, der einen ganz entgegengesetzten Schluß vermuthet hatte, war nun der frohesten Mensch von der Welt. Sogleich ging er mit Abraham nach der Kirche unserer lieben Frauen in Paris, und bat die Geistlichen von der Kirche, daß sie seinem Freund die Taufe ertheilen möchten. Raum hatten diese seine Bitte vernommen, so waren sie schnell sie zu erfüllen bereit, und Jeannot vertrat bei ihm Patenstelle und nannte ihn Johannes. Dann ließ er ihn von tüchtigen Meistern in unserm Glauben unterrichten; Abraham aber lernte schnell und ward ein wackerer, tüchtiger Mann von frommem Wandel.

Dritte Geschichte.

Der Jude Melchisedek entgeht durch eine Geschichte von drei Ringen einer großen Gefahr, die Saladin ihm bereitet.

Als Neiphile schwieg, und ihre Geschichte von Allen gelobt worden war, sang Philomele, nach dem Wunsche der Delameron. I.

Königin, also zu reden an: „Die Erzählung der Neiphile erinnert mich an die gefährliche Lage, in der sich einst ein Jude befand; und, da von Gott und von der Wahrheit unseres Glaubens bereits in angemessener Weise gesprochen ist, es mithin nicht unziemlich erscheinen kann, wenn wir uns nun zu den Schicksalen und Handlungen der Menschen herablassen, so will ich Euch jene Geschichte erzählen, die vielleicht Eure Vorsicht vermehren wird, wenn Ihr auf vorgelegte Fragen zu antworten habt. Ihr müßt nämlich wissen, schöne Gespielinnen, daß, wie die Thorheit gar Manchen aus seiner glücklichen Lage reißt und ihn in tiefes Elend stürzt, so den Weisen seine Klugheit aus großer Gefahr errettet und ihm vollkommene Ruhe und Sicherheit gewährt. Das in der That der Unverständ oft vom Glücke zum Elend führt, das zeigen viele Beispiele, die wir gegenwärtig nicht zu erzählen gesonnen sind, weil deren täglich unter unsrern Augen sich zutragen. Wie aber die Klugheit helfen kann, will ich versprochenermaßen in folgender kurzen Geschichte Euch zeigen.“

Saladin, dessen Tapferkeit so groß war, daß sie ihn nicht nur von einem geringen Manne zum Sultan von Babylon erhob, sondern ihm auch vielfache Siege über saracénische und christliche Fürsten gewährte, hatte in zahlreichen Kriegen und in großartigem Aufwand seinen ganzen Schatz geleert, und wußte nun, wo neue und unerwartete Bedürfnisse wieder eine große Geldsumme erheischen, nicht, wo er sie so schnell, als er ihrer bedurfte, aufstreben sollte. Da erinnerte er sich eines reichen Juden, Namens Melchisedech, der in Alexandrien auf Wucher lebte und nach Saladin's Dafürhalten wol im Stande gewesen wäre, ihm zu dienen, aber so geizig war, daß er von freien Stücken es nie gethan haben würde. Gewalt wollte Saladin nicht brauchen; aber das Bedürfniß war dringend, und es stand bei ihm fest, auf eine oder die andere Art müsse der Jude ihm helfen. So sann er denn nur auf einen Vorwand, ihn zwingen zu können.

Endlich ließ er ihn rufen, empfing ihn auf das freundlichste, hieß ihn neben sich sitzen und sprach alsdann: „Mein Freund, ich habe schon von Vielen gehört, Du seist weise und habest besonders in göttlichen Dingen tiefe Einsicht; nun erfähre ich gerne von Dir, welches unter den drei Gesezen Du für das wahre hältst, das jüdische, das saracenische, oder das christliche.“ Der Jude war in der That ein weiser Mann und erkannte wohl, daß Saladin ihm solcherlei Fragen nur vorlegte, um ihn in seinen Worten zu fangen; auch sah er, daß, welches von diesen Gesezen er vor den andern loben möchte, Saladin immer seinen Zweck erreichte. So bot er dehn in der Geschwindigkeit seinen ganzen Scharf Sinn auf, um eine unverfälschte Antwort, wie sie ihm Noth thut, zu finden, und sagte dann, als ihm plötzlich eingefallen war, wie er sprechen sollte:

„Mein Gebieter, die Frage, die Ihr mir vorlegt, ist schön und tief sinnig; soll ich aber meine Meinung darauf sagen, so muß ich Euch eine kleine Geschichte erzählen, die Ihr sogleich vernehmen sollt. Ich erinnere mich, oftmals gehört zu haben, daß vor Zeiten ein reicher und vornehmer Mann lebte, der vor allen andern ausgesuchten Juwelen, die er in seinem Schatz verwahrt, einen wunderschönen und kostbaren Ring werth hielt. Um diesen seinem Werthe und seiner Schönheit nach zu ehren und ihn auf immer in dem Besitz seiner Nachkommen zu erhalten, ordnete er an, daß derjenige unter seinen Söhnen, der den Ring, als vom Vater ihm übergeben, würde vorzeigen können, für seinen Erben gelten und von allen den Andern als der vornehmste geehrt werden solle. Der erste Empfänger des Ringes traf unter seinen Kindern ähnliche Verfügungen und verfuhr dabei, wie sein Vorfaire. Kurz der Ring ging von Hand zu Hand auf viele Nachkommen über. Endlich aber kam er in den Besitz eines Mannes, der drei Söhne hatte, die sämtlich schön, tugendhaft und ihrem Vater unbedingt gehorsam, daher auch gleich

zärtlich von ihm geliebt waren. Die Jünglinge kannten das Herkommen in Betreff des Ringes, und da ein Jeder der Geehrteste unter den Seinigen zu werden wünschte, batzen alle drei den Vater, der schon alt war, einzeln auf das inständigste um das Geschenk des Ringes. Der gute Mann liebte sie Alle gleichmäßig und wußte selber keine Wahl unter ihnen zu treffen; so versprach er denn den Ring einem Jeden und dachte auf ein Mittel, Alle zu befriedigen. Zu dem Ende ließ er heimlich von einem geschickten Meister zwei andere Ringe verfertigen, die dem ersten so ähnlich waren, daß er selbst, der doch den Auftrag gegeben, den rechten kaum zu erkennen wußte. Als er auf dem Todbette lag, gab er heimlich jedem der Söhne einen von den Ringen. Nach des Vaters Tode, nahm ein Jeder Erbschaft und Vorrang für sich in Anspruch, und da Einer dem Andern das Recht dazu bestritt, zeigte der Eine, wie die Andern, um die Forderung zu begründen, den Ring, den er erhalten hatte, vor. Da sich nun ergab, daß die Ringe einander so ähnlich waren, daß Niemand, welcher der achtete sei, erkennen konnte, blieb die Frage, welcher von ihnen des Vaters wahrer Erbe sei, unentschieden, und bleibt es heute noch.

So sage ich Euch denn, mein Gebieter, auch von den drei Gesetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben, und über die Ihr mich befragtet. Jedes der Völker glaubt seine Erbschaft, sein wahres Gesetz und seine Gebote zu haben, damit es sie befolge. Wer es aber wirklich hat, darüber ist, wie über die Ringe, die Frage noch unentschieden."

Als Saladin erkannte, wie geschickt der Jude den Schlingen entgangen sei, die er ihm in den Weg gelegt hatte, entschloß er sich, ihm geradezu sein Bedürfniß zu gestehen. Dabei verschwieg er ihm tricht, was er zu thun gedacht habe, wenn jener ihm nicht mit so viel Geisles gegenwart geantwortet hätte. Der Jude diente Saladin mit Allem, was dieser von ihm verlangte, und Saladin er-

stattete jenem nicht nur das Darlehn vollkommen, sondern überhäufte ihn noch mit Geschenken gab ihm Ehre und Ansehen in seiner Nähe, und behandelte ihn immerdar als seinen Freund.

Vierte Geschichte.

Ein Mönch befreit sich von einer schweren Strafe, die er verirrt hat, dadurch, daß er seinem Abte dasselbe Vergehen, das er sich hatte zu Schulden kommen lassen, auf geschickte Weise vorhält.

Philomele war bereits am Ende ihrer Geschichte und schwieg, als Dioneus, der neben ihr saß, ohne von der Königin weiteren Befehl zu erwarten, weil die bisher befolgte Ordnung ihm zeigte, die Reihe sei jetzt an ihm, also zu reden anfing. „Holdselige Damen, habe ich Eure gemeinsame Absicht richtig verstanden, so befinden wir uns hier, um einander wechselseitig durch Erzählungen zu ergözen. Darum denke ich, so lange jenem Zwecke nicht zuwider gehandelt wird, muß es, wie unsere Königin auch erst eben uns gesagt hat, einem Jeden erlaubt sein, zu erzählen, was er meint, das am meisten Vergnügen machen wird. Wir haben schon gehört, wie die guten Ermahnungen des Jeannot von Sevigné Abraham zur Seligkeit verholfen und wie Melchisedech durch Geistesgegenwart seine Reichthümer vor den Nachstellungen Saladin's rettete, und so hoffe ich, Ihr werdet mich nicht tadeln, wenn ich Euch mit wenig Worten erzähle, auf wie schlaue Weise sich ein Mönch von schwerer Strafe befreite.

In der Lunigiana, einem nicht weit von hier entlegenen Landstrich, besaß ein Kloster vor Zeiten größere Heiligkeit und mehr Mönche, als dies heute der Fall ist. Hier lebte unter andern ein junger Mönch, dessen Männ-

lichkeit und Jugendfrische weder Nachtwachen noch Fasten zu bändigen vermochten. Als dieser eines Tages um die Mittagszeit, wo alle andern Mönche schliefen, bei der Kirche, die gar einsam gelegen war, umherging, trafen seine Augen auf eine ganz hübsche Bauerin, die einem der Feldarbeiter zugehörten mochte und jetzt auf den Feldern Kräuter lesen ging. Nicht sobald hatte er sie gesehen, als die Lusternheit ihm gewaltig zusegte. Er machte sich an sie, fing mit ihr zu plaudern an, und ein Wort gab das andere, bis sie endlich mit einander einig wurden, und er, ohne von Jemand bemerkt zu werden, sie auf seine Zelle führte. Während er nun, von allzugroßer Lust hingerissen, etwas unvorsichtig mit ihr scherzte, geschah es, daß der Abt, der inzwischen aufgestanden war und leise vor der Zelle unseres Mönches vorüberging, das Gesluster dieser Beiden vernahm. Um die Stimmen besser zu unterscheiden, näherte er sich leise der Zellenthür, und als er nun deutlich erkannte, daß innen ein Frauenzimmer sei, war er im Begriff, sie sich aufzuhun zu lassen. Dann beschloß er aber, es damit anders zu halten, und kehrte auf sein Zimmer zurück, um dort abzuwarten, bis der Mönch herauskommen würde.

Obgleich dieser inzwischen in dem Genusse des Mädchens das höchste Behagen gefunden, so hatte ihn doch die Angst niemals verlassen, und da es ihm vorgekommen war, als hörte er vom Schlafsaale her Fußtritte, so legte er das Auge an eine kleine Deffnung der Thür und sah deutlich den Abt dastehen und ihn behorchen. Er begriff nun leicht, der Abt werde bemerkt haben, daß er das Mädchen bei sich habe, und, da die schwere Strafe, die darauf stand, ihm nicht unbekannt war, betrübte er sich außermaßen. Ohne indeß dem Mädchen seine Besorgnisse zu zeigen, dachte er schnell hin und wieder, ob sich nicht irgend ein Rettungsmittel noch finden ließe, und in der That fiel ihm eine List ein, die sicher zu dem gewünschten Ziele zu führen versprach.

Er that nämlich, als habe er sich zur Genüge mit dem Mädchen unterhalten und sagte ihr: „Ich gehe, um auszukundschaften, wie ich Dich ungesehen herausschaffen will. Halte Dich also ruhig, bis ich wiederkomme.“ Dann schloß er seine Zelle zu, ging gradeweges in das Zimmer des Abtes und sagte diesem, indem er ihm, wie jeder Mönch, der ausging, zu thun pflegte, seinen Schlüssel übergab, mit unbefangenem Gesichte: „Hochwürden, heute morgen konnte ich nicht alles Holz hereinbesorgen, das ich hatte schlagen lassen, und möchte nun mit Eurer Erlaubniß in den Wald gehen, um das übrige zu holen.“ In der Meinung, der Mönch wisse nicht, daß er von ihm belauscht worden sei, war der Abt zufrieden, daß es also kam; verabschiedete jenen, und nahm den Schlüssel, um den Fehltritt, den der Mönch begangen, genau zu erforschen.

Sobald er sich allein sah, fing er zu überlegen an, ob er lieber in Gegenwart aller Mönche die Zelle des Gefallenen eröffnen und ihnen so das Verbrechen darlegen sollte, damit sie nicht etwa nachher, wenn er den Mönch bestrafe, sich über ihn beschweren könnten; oder ob er nicht vielleicht lieber sich vorher den Hergang der Sache von ihr berichten lassen wollte. Da fiel ihm aber ein, wie es leicht ein Frauenzimmer sein könnte, dem, oder dessen Vater er nachher die Schande, sie vor allen Mönchen zur Schau zu stellen, nicht gern angethan haben möchte, und darum entschloß er sich, erst zu sehen, wer es wäre, und dann das Weitere zu überlegen. So ging er denn in aller Stille nach der Zelle, öffnete die Thür, trat ein und schloß hinter sich wieder zu. Wie die Dirne den Abt eintreten sah, wurde sie fast ohnmächtig und fing vor Scham und Furcht zu weinen an. Der hochwürdige Herr aber fühlte beim Anblick des Mädchens, die er hübsch und jung fand, so alt er auch war, die fleischlichen Luste nicht minder lebhaft, als sein junger Mönch sie empfunden hatte. „Wahrhaftig,“ sprach er bei sich selber,

„warum sollte ich mir nicht eine Lust machen, wenn ich sie haben kann, denn Ärger und Ueberdruß sind, wie ich meine, immer vorräthig, wenn man darnach verlangt. Die hübsche Dirne hier ist im Kloster, ohne daß ein Mensch es weiß. Kann ich's dahin bringen, daß sie mir zu Willen ist, so weiß ich nicht, warum ich's lassen sollte. Wer wird es denn erfahren? Gewiß Niemand. Und, heimliche Sünde büßt man geschwinden. Solche Gelegenheit gibt es nicht leicht wieder, und ich denke, es ist weise, das Glück wahrzunehmen, das unser Herrgott einem zuschickt.“ Unter diesen Gedanken hatte er den Entschluß, mit dem er gekommen war, völlig geändert und trat nun zu dem Mädchen, fing an, ihr freundlich zuzureden, und bat sie, daß sie nicht mehr weinen sollte. So gab ein Wort das andere, und endlich kam es dazu, daß er ihr sein Verlangen geradezu gestand. Das Mädchen war weder von Diamant noch von Stahl und gab den Wünschen des Abtes schnell genug nach. Dieser umarmte und küßte sie erst einige Male und legte sich dann mit ihr auf das Bettchen unseres Mönches. War es nun vielleicht aus Rücksicht auf die hohe Würde, die schwer auf ihm lastete, und auf das zarte Alter des Mädchens, oder fürchtete er vielleicht, ihr durch die Last seines Körpers beschwerlich zu fallen, genug, er legte sich nicht auf sie, sondern ließ sie auf sich liegen und ergötzte sich solcher Gestalt mit ihr eine lange Weile.

Der Mönch, der sich gestellt hatte, als ob er in den Wald ginge, hatte sich inzwischen in den Schlafsaal versteckt und schöppte, im festen Vertrauen auf das Gelingen seines Anschlages, neuen Mut, so wie er in seine Zelle den Abt allein eintreten sah. Als dieser gar die Thür hinter sich abschloß, zweifelte er nicht mehr und schlich sich still aus seinem Versteck zu einer Spalte, durch die er Alles, was der Abt sagte und that, sah und hörte. Wie sich nun der Abt, nach seinem Bedenken, zur Genüge mit der Dirne unterhalten, schloß er sie wieder ein

und lehrte zurück auf sein Zimmer. Nach einiger Zeit hörte er den jungen Mönch, und in der Meinung, dieser sei inzwischen aus dem Walde wiedergekommen, war er Willens, ihn auf das nachdrücklichste zur Rede zu stellen und ins Gefängniß zu sperren, um alsdann die gewonnene Beute allein zu besitzen. So ließ er ihn denn rufen, schalt ihn mit strengen Worten und erzürntem Gesicht und kündigte ihm seine Einkerkierung an. Der Mönch indes antwortete ihm auf der Stelle: „Hochwürdiger Herr, seit zu kurzer Zeit bin ich in den Orden des heil. Benedict getreten, um dessen Eigenthümlichkeiten schon alle zu kennen. In der Thathattet Ihr mich darin, daß die Mönche sich eben so, wie Fassten und Nachtwachen, auch die Weiber aufbürden müssen, noch nicht unterwiesen. Da Ihr mir dies nun gewiesen habt, so verspreche ich Euch, wenn Ihr diesmal mir vergebt, nie wieder zu fehlen, sondern immer zu thun, wie ich Euch habe thun sehen.“ Der Abt, der ein verständiger Mann war, erkannte schnell, daß jener sich besser, als er, auf die Sache verstanden und Alles, was er gethan, beobachtet habe. Darum scheute er sich denn, im Bewußtsein des gleichen Vergehens, dem Mönche Etwas anzuthun, das doch der Eine gleich dem Andern verdient hatte. Er vergab ihm also und befahl ihm Stillschweigen über Alles, was er gesehen; dann aber schafften sie die Dirne vorsichtig aus dem Kloster, in welches Beide sie vermutlich noch oft zurückgeholt haben.

Fünfte Geschichte.

Die Markgräfin von Monferrat weist durch eine aus Hühnern bereitete Mahlzeit und durch ein paar seine Worte die thörichte Liebe des Königs von Frankreich von sich ab.

Die Mädchen, die dem Dioneus zuhörten, schämten sich ansfangs ein wenig ob seiner Erzählung, wie die sittsame Röthe bekundete, die ihre Wangen überzog; allmälig indeß blickten sie bei steigender Aufmerksamkeit einander mit heimlichem Lächeln verstohlen an und unterdrückten kaum ein lautes Gelächter. Als die Geschichte zu Ende war, ließen sie ihn durch neckenden Tadel und Spott empfinden, daß solche Geschichten vor Damen zu erzählen ungeziemend sei; dann aber gebot die Königin, zu Fiammetten gewandt, die neben Dioneus auf dem Grase saß, dieser, in der Reihe fortzufahren. Fiametta begann lächelnd und anmutig: „Nicht allein, weil die Geschichten mich ergözen, welche, wie die oben erzählten, die Wirkung schneller und treffender Antworten schildern, sondern auch in der Ueberzeugung, daß es an Männern eben so zu loben ist, wenn sie nur Damen höheren Standes als der ihrige zu lieben bestrebt sind, wo Frauen verständig handeln, wenn sie die Liebe zu einem höherstehenden Manne von ihrem Herzen entfernt zu halten sich bemühn, kommt es mir in den Sinn, da mich die Reihe des Erzählens trifft, Euch, ihr schönen Mädchen, durch ein Beispiel zu zeigen, wie eine Edelfrau durch Wort und That sich vor solcher Gefahr zu schützen und den Mann, der sie gefährdete, umzustimmen wußte.“

Der Markgraf von Monferrat, ein kühner und ritter-

licher Mann und Bannerträger der Kirche, war in einem der allgemeinen Heereszüge der Christen in das Morgenland mit über Meer gezogen. Einst war von seiner Tapferkeit am Hofe König Philipp's des Eindäugigen, der eben damals im Begriffe stand, Frankreich zu verlassen, um jenem Kreuzzuge sich anzuschließen, die Rede, und ein Ritter äußerte, es sei doch unter der Sonne kein schöneres Paar zu finden, als der Markgraf und seine Dame; denn, wie er unter allen Rittern wegen seiner adeligen Tugenden genannt werde, so sei die Dame vor allen Frauen schön und sittsam. Auf den König machten diese Worte solchen Eindruck, daß er, ohne je die Dame gesehen zu haben, sie sogleich inbrünstig zu lieben begann und nirgend anders als in Genua zu der erwähnten Ueberfahrt sich einzuschiffen beschloß, um auf der Landreise nach jenem Hafen schicklichen Vorwand zu einem Besuche bei der Markgräfin zu haben, wobei er hoffte, daß es ihm vielleicht in Abwesenheit des Gemahles gelingen werde, zum Ziele seiner Wünsche zu kommen. Wie er beschlossen hatte, so that er. Sein ganzes Gefolge schickte er voraus und machte sich im Geleite weniger Edelleute allein auf den Weg. Als er dem Gebiete des Markgrafen sich näherte, ließ er der Dame einen Tag zuvor ansagen, daß sie ihn am andern Mittag zum Essen erwarten möge. Die Dame, die verständig war und einen schärferen Blick hatte, als die meisten andern, erwiderte, daß es ihr eine besonders hohe Gnade sein werde, und daß sie ihn im voraus willkommen heiße. Dann aber bedachte sie im Stillen, was es sagen wolle, daß ein so mächtiger König in der Abwesenheit ihres Mannes sie zu besuchen komme; und sie irrte sich nicht, indem sie den Grund eines solchen Besuches in dem Rufe von ihrer Schönheit gefunden zu haben glaubte. Nichtsdestoweniger, ihren feinen Sitten gemäß, ihn ehrenvoll aufzunehmen entschlossen, ließ sie diejenigen unter ihren Edelleuten, die nicht mit ihrem Gemahle gezogen waren, rufen und hieß ihnen, nachdem sie sich mit ihnen bera-

then hatte, alles Nöthige zu besorgen. Nur die Anordnung der Tafel und der Speisen behielt sie sich selbst vor. Zu dem Ende ließ sie in der Eile alle Hühner, die in der Gegend zu finden waren, zusammenbringen und wies ihre Schäfe an, nur daraus vielfache Gerichte zu der königlichen Mahlzeit zu bereiten.

Am bestimmten Tage kam der König, und die Dame empfing ihn auf das festlichste und ehrenvollste. So groß die Meinung war, die er nach dem Worte des Ritters von der Dame gefaßt hatte, so schien sie ihm doch in der Wirklichkeit noch um Vieles schöner, anmuthiger und sittsamet; und in Wohlgefallen und Bewunderung wuchs seine Leidenschaft für sie in eben dem Maße, als er seine gehegten Erwartungen übertroffen sah. Nachdem er einige Zeit in reichgeschmückten Gemächern, wie sie zu dem Empfange eines so mächtigen Königs sich ziemen, geruht hatte, setzten, als die Speisestunde herangekommen war, König und Gräfin sich an eine Tafel, und die Uebrigen wurden nach ihrem Range an andern Tischen bewirthet. Die zahlreichen Schüsseln, dir einander folgten, die leckeren und erlesenen Weine, vor Allem der entzückende Anblick der schönen Dame gewährten dem Könige großes Begehen. Als jedoch ein Gang nach dem andern aufgetragen wurde, fing der König einigermaßen sich zu verwundern an, als er bemerkte, daß alle Gerichte, ihrer Mannigfaltigkeit unerachtet, aus nichts, als aus Hühnerfleisch bereitet waren. Obgleich der König nun wohl wußte, die Gegend, in der er sich befand, müsse an allerlei Wild reich sein, und obgleich seine vorgängige Anmeldung der Dame volle Zeit, um jagen zu lassen, gewährt haben mußte, so unterdrückte er doch seine lebhafte Bewunderung und wollte nur, über die Hühner sie zu befragen, Gelegenheit nehmen. „Dame,“ sagte er, mit heiterem Gesichte zu ihr gewandt, „werden hier zu Lande nur Hühner, ohne Hahn, gebrütet?“ Die Dame, die den Sinn der Frage wohl verstand und der Meinung war, daß Gott ihr nun

nach ihrem Wunsche Anlass geboten habe, ihre Gesinnung auszusprechen, antwortete, den fragenden König unbefangen anblickend: „Nein, Sire; doch sind die Frauen, wenn Sitten und Kleidung auch in Etwas abweichen, hier aus gleichem Stoffe geschaffen, als anderswo.“ Als der König diese Worte vernahm, begriff er wohl die Absicht der Hühnermahlzeit und der Rede verborgenen Sinn. Er sah ein, daß Worte, diese Dame zu überreden, Nichts fruchten würden, und daß Gewalt hier nicht zu brauchen sei, und so löschte er denn dies übelangeschafte Feuer um seiner Ehre willen mit ebenso viel Weisheit wieder aus, als er es mit Uebereilung entzündet hatte. Aus Furcht vor ihren Antworten enthielt er sich aller weiteren Anspielungen und endigte die Mahlzeit, ohne weitere Hoffnung zu nähren. Dann begab er sich, um durch schnelle Abreise des Besuches unreinen Grund zu verhüllen, nachdem er ihr für die genossene Ehre gedankt und sie ihn dem göttlichen Schutz empfohlen hatte, alsbald auf den Weg nach Genua.

Sechste Geschichte.

Ein Laie beschämt durch einen guten Einfall die Hencherei der Mönche.

Emilie, die neben Fiammetten saß, fing, nachdem von Allen die Sittsamkeit der Markgräfin und die scherzhafte Weise gelobt worden waren, wie sie den König von Frankreich gezichtigt, dem Wunsche der Königin gemäß, kecklich also zu reden an: „So will ich Euch denn auch den spaßhaften und treffenden Einfall nicht verschweigen, mit dem ein ehrlicher Laie sich einmal über einen geizigen Mönch lustig gemacht hat.“

Vor nicht langer Zeit nämlich, Ihr lieben Mädchen, war in unserer Stadt ein Minoritenmönch Inquisitor der kekerischen Greuel, der, wie sehr er auch für heilig und dem christlichen Glauben inbrünstig ergeben zu gelten sich bestrebt, dennoch die Fülle der Geldbeutel mit nicht minderer Sorgfalt, als den Mangel an Glauben auffspürte. In diesem seinem Eifer traf er einmal von ohngefähr auf einen Ehrenmann, der mehr Geld als Vorsicht hatte und dem, nicht etwa aus Gottlosigkeit, sondern, um es grade herauszusagen, vielleicht im Rausche oder in übertriebener Lustigkeit einmal die Neuerung unter Freunden entschlüpft war, er habe einen Wein von solcher Güte, daß Christus selber davon trinken würde. Kaum war dem Inquisitor dies hinterbracht, so hing er dem ehrlichen Manne, in Erwägung seiner ansehnlichen Besitzungen und seines fetten Geldbeutels, auch schon cum gladiis et fustibus und mit dem größten Ungestüm einen bedenklichen Prozeß an den Hals, der nicht sowol dem Uebelthäter seinen Unglauben benehmen als des Richters Taschen mit Gold füllen sollte und füllte. Er ließ ihn vor sich rufen und fragte ihn, ob es wahr sei, was er über ihn gehört habe. Der gute Mann antwortete: ja! und erzählte der Sache ganzen Hergang. Der fromme Inquisitor, der vor Allen den heiligen Ludwig mit dem goldenen Bart verehrte, entgegnete: „Also zu einem Käufer, zu einem Auskundschafter guter Weine machst Du den Herrn Christus, als wäre er ein Trunkenbold oder einer von Euch versoffenen Schenkgesellen. Und nun möchtest Du mit demütigen Redensarten die Sache gern als unbedeutend darstellen. Das geht aber nicht so, wie Du Dir einbildest. Wollen wir nach Pflicht und Gewissen mit Dir verfahren, so bist Du dem Scheiterhaufen verfallen.“ Mit solchen und vielen ähnlichen Worten und mit erzürntem Gesichte sah er dem armen Manne zu, als wäre es Epikur, der die Unsterblichkeit der Seele leugnete, selber. Auch gelang es ihm in Kurzem, den Beschuldigten so in Angst zu bringen, daß dieser, um

Barmherzigkeit von ihm zu erlangen, durch Vermittlung dienstfertiger Leute ihm die Hände ansehnlich mit dem Fette des heiligen Ludovicus Goldmund salben ließ, welches in pestilenzialischen Geizesübeln, besonders bei Bettelmönchen, die kein Geld anrühren dürfen, Wunder thut. Obgleich Galenus in seiner ganzen Medicin nirgend von dieser Salbe redet, so ist sie doch von ungemeiner Wirkung, die sie auch hier in solchem Maße bekundete, daß sie den angdrohten Scheiterhaufen mit einem Bußkreuz vertauschen half, das der fromme Inquisitor, als gelte es eine Kreuzfahrt über Meer, zu größerer Schönheit der Flagge, ihm gelb im schwarzen Felde gab. Ueberdies behielt er ihn, nach richtigem Empfange des Gelbes, noch einige Tage bei sich und legte ihm während der Zeit als Buße auf, alle Morgen die Kreuzmesse zu hören und sich um Mittag ihm vorzustellen, worauf er denn den Rest des Tages über frei sein sollte, zu thun, was ihm beliebte.

Unser Büßender that gewissenhaft, wie ihm geheißen war, und so geschah es denn, daß er eines Morgens unter andern in der Messe ein Evangelium hörte, in welchem folgende Worte gesungen wurden: „Ihr werdet es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.“ Der ehrliche Mann merkte sich diese Worte auf das genaueste, und als er, dem Befehle gemäß, am Mittage vor den Inquisitor kam, fand er diesen grade bei Tische sitzen. Der Inquisitor fragte ihn, ob er am Morgen die Messe gehört habe. „Ja, Herr,“ erwiderte Jener sogleich. „Hast Du dort,“ erwiderte der Inquisitor, „nichts gehört, das Dir Zweifel erregt, oder worüber Du Auskunft wünschtest?“ „Wahrlich,“ entgegnete der gute Mann, „ich bezweifle nichts von Dem, was ich gehört habe, sondern glaube an Alles, als an vollkommene Wahrheit. Wel aber habe ich Etwas gehört, um dessentwillen ich Euch und andre Mönche von Herzen bedauert habe und noch bedaure, wenn ich mir bedenke, in was für einen traurigen Zustand Ihr in jener Welt kommen werdet.“ Darauf sagte der Inquisitor:

„Und was für eine Stelle war es denn, die solches Mitleid mit uns in Dir erweckt hat?“ „Ach Herr,“ sagte Jener, „die Worte des Evangeliums waren es, worin es heißt: Ihr werdet es hundertfältig nehmen.“ „So steht allerdings geschrieben,“ erwiderte der Inquisitor; „was veranlaßt Dich aber, uns deshalb zu bedauern?“ „Das will ich Euch sagen,“ antwortete der Büßende; „seit ich hier ins Kloster gekommen bin, habe ich gesehen, daß alle Tage einer Menge armer Leute, manchmal ein, manchmal zwei große Kessel Suppe, die Ihr Euch entzieht, weil Ihr sie nicht brauchen könnt, hinausgegeben werden. Sollt Ihr die nun alle dort jenseits hundertfältig wiederkriegen, so müßt Ihr ja nothwendig in all der Suppe ersaußen.“ Die ganze Tischgesellschaft des Inquisitors lachte laut auf; er aber fühlte wohl den beißenden Zadel der mönchischen Suppenheuchelei und wurde ganz betroffen. Hätte nicht schon der erste Proces ihm Schande genug gebracht, so würde er dem ehrlichen Manne gerne noch einen zweiten angehängt haben, daß er ihn und seine Gesellen in der Faulheit so zum besten gehabt. Nun befahl er ihm im Ärger, er möge thun, was er wolle, und sich nicht mehr vor ihm sehen lassen.

Siebente Geschichte.

Bergamino beschämte auf seine Weise Gangrande della Scala wegen einer plötzlichen Anwandlung von Geiz, indem er ihm eine Geschichte von Primasseau und dem Abte von Clugny erzählte.

Die Königin und alle Andern mussten über Emiliens spaßhafte Geschichte lachen und des Kreuzträgers komischen Einfall loben. Als aber die Gesellschaft ausgelacht und

ein Fieber sich beruhigt hatte, fing Philostratus, den die Reihe des Erzählens traf, also zu reden an: „Lobenswerth ist es, Ihr schönen Damen, wenn Jemand ein festes und unveränderliches Ziel zu erreichen weiß; fast einem Wunder gleich zu achten ist aber die Geschicklichkeit des Schünen, der einen unerwarteten und plötzlich erscheinenden Gegenstand sogleich zu treffen vermag. Das lasterhafte und schmuzige Leben der Geistlichen ist in vielen Dingen ein so bestimmter Abdruck von Schlechtigkeit, daß es zu Spott und Ladel einem Jeden, der ihn nur immer suchen mag, leicht genug Anlaß gibt. Obgleich also jener gute Mann Recht daran that, daß er dem Inquisitor die heuchlerische Wohlthätigkeit der Mönche vorhielt, die als Almosen vertheilen, was sie den Süuen geben oder auf die Straße werfen sollten, so scheint mir doch ein Anderer, von dem ich Euch, auf Anlaß der vorigen Geschichte, erzählen will, noch viel größeres Lob zu verdienen. Dieser nämlich beschämte den Herrn Cane della Scala, der sonst ein freigebiger Herr war, wegen einer völlig ungewohnten und plötzlichen Unwandlung von Geiz dadurch, daß er ihm eine scherzhafte Geschichte erzählte, in welcher er von fremden Personen erzählte, was er von sich und jenem Fürsten verstanden wissen wollte. Damit verhielt es sich nun so:

Herr Cane della Scala, in vielen Dingen ein Liebling des Glückes, war, wie der glänzendste Ruhm fast durch die ganze Welt von ihm berichtet, einer der angesehensten und freigebigsten Fürsten, welche seit Kaiser Friedrich II. in Italien gesehn worden waren. Dieser hatte beschlossen, in Verona ein Fest von wunderbarer Pracht zu geben, und schon waren dazu von verschiedenen Seiten Menschen in Menge, besonders aber Solche herbeigekommen, die durch allerhand Geschicklichkeiten Höfe zu unterhalten im Stande sind, als er plötzlich, aus was immer für einem Grunde, seinen Willen änderte und die meisten der Gekommenen beschenkte und verabschiedete. Nur Einer unter ihnen, Namens Bergamino, der im Reden so

viel Gewandtheit und Anmuth besaß, als Niemand, der ihn nicht gehört hatte, sich einzubilden vermochte, blieb, in der Hoffnung, daß es ihm mit der Zeit noch zum Vortheil gereichen werde, ohne Geschenke oder Urlaub erhalten zu haben, in Verona zurück. Herrn Cane aber war es in den Sinn gekommen, daß jedes Geschenk an Bergamino schlechter angewandt wäre, als was man ins Feuer wirft und, so achtete er ihn denn keines Wortes und keiner Botschaft werth. Als Bergamino nach einigen Tagen noch immer nicht an den Hof gerufen und keine Probe seiner Kunst von ihm begehrt worden war, zugleich aber die Beche für ihn selbst, für Diener und Pferde immer mehr beim Gastwirth anwuchs, fing er an, betreten zu werden. Dennoch aber verweilte er, in der Meinung, daß jetzt zu reisen nicht gerathen sei.

Um bei dem Feste ehrenvoll erscheinen zu können, hatte er drei kostbare und schöne Anzüge, die von andern Fürsten ihm geschenkt worden waren, mitgebracht; von diesen hatte er dem Wirth, der bezahlt sein wollte, anfänglich einen gegeben; dann, nach längerem Aufenthalt, um den Wirth zufrieden zu stellen, den zweiten hinzufügen müssen, und nun war er entschlossen, sich die Sache noch so lange mit anzusehen, als der dritte, über den er bereits zu zehren angefangen, vorhalten würde, und dann abzureisen. Nun geschah es, daß er, noch ehe das dritte Kleid aufgegessen war, eines Tages, während Herr Cane bei Tische saß, diesem mit betrübtem Gesichte gegenüber stand. Als Herr Cane es bemerkte, sagte er, mehr um Bergamino zu kränken, als um etwa einen guten Einfall von ihm zu hören: „Bergamino, was fehlt Dir, Du siehst so verdriestlich aus; erzähle uns doch was.“ Bergamino begann darauf, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, folgende Geschichte, die für seine Lage so berechnet war, als hätte er lange Zeit darüber nachgedacht.

„Mein Gebieter, Ihr müßt wissen, daß Primasseau des Lateinischen besonders kundig war und mehr als irgend ein

Anderer im Dichten Fertigkeit besaß. Diese Eigenschaften machten ihn so berühmt, daß, wenn man ihn gleich nicht überall von Person kannte, doch schwerlich Jemand zu finden war, der nicht dem Namen und dem Rufe nach gewußt hätte, wer Primasseau sei. Als er sich nun einst zu Paris in dürtigen Umständen befand, wie es ihm meistens zu geschehen pflegte, weil die Vermögenden seine Vorzüge selten zu würdigen wußten, geschah es, daß er von dem Abte von Clugny reden hörte, von dem man behaupten will, er habe, nächst dem Papste, von allen Prälaten in der Kirche Gottes das reichste Einkommen. Von diesem erzählte man ihm Wunder an Freigebigkeit, wie er immer Feste gäbe, und wie Niemandem, der dorthin käme, wo er eben verweilte, Essen und Trinken je verweigert worden sei, nur vorausgesetzt, daß er den Abt, während er speiste, darum angesprochen habe. Als Primasseau, der an der Bekanntheit ausgezeichneter Männer und hoher Herren besonderes Wohlgefallen fand, diese Nachrichten vernahm, beschloß er, hinzugehen, um die Freigebigkeit dieses Abtes mit eignen Augen zu schauen, und fragte daher, wie weit sein jetziger Aufenthalt von Paris entlegen sei. Man erwiderte ihm, er wohne jetzt auf einem seiner Güter, etwa 6 Meilen von der Stadt, und Primasseau dachte, wenn er des Morgens bei Zeiten aufbräche, bis zur Tafelzeit dort sein zu können. Da er keinen Begleiter finden konnte, ließ er sich den Weg beschreiben; doch fürchtete er, diesen unglücklicherweise verfehlten und vielleicht an einen Ort gerathen zu können, wo er sobald nichts zu essen fände. Um in solchem Falle nicht Hunger leiden zu müssen, beschloß er, drei Brote mit auf den Weg zu nehmen, denn, Wasser, das er freilich nicht besonders gerne trank, dachte er wol überall zu finden. So stckte er die Brote zu sich, machte sich auf den Weg und traf diesen so gut, daß er noch vor Essenszeit dort ankam, wo der Abt wohnte. Wie er nun eintrat, sich überall umsah und die große Menge geckter Tische

gewahr ward, und die gewaltigen Zurüstungen in der Küche, und was sonst Alles zu dem Mittagsmahle bereitet wurde, da sagte er bei sich selbst, wahrlich, dieser Abt ist vollkommen so freigebig, als man mir erzählt hat. Eine Weile hatte er sich mit diesen Gegenständen beschäftigt, als des Abtes Seneschall, weil die Essensstunde gekommen war, das Wasser zum Händewaschen herumreichen ließ. Nachdem dieses geschehen war, setzten sich Alle zu Tische, und dabei traf es sich von ohngefähr, daß Primasseau den Platz genau der Thür gegenüber bekam, wo der Abt herauskommen mußte, um ins Speisezimmer einzutreten. An dem Hofe des Abtes war es Sitte, weder Brot noch Wein, noch sonst etwas Eßbares eher auf den Tisch zu stellen, als bis der Abt sich an der Tafel niedergelassen hatte. Darum ließ der Seneschall, wie die Tische gedeckt waren, dem Abte sagen, die Speisen wären bereit, sobald er befehlen würde. Der Abt ließ sich den Speisesaal öffnen, und, indem er grade vor sich sah, war von ohngefähr der erste Mensch, der ihm in die Augen fiel, Primasseau, den er nicht von Angesicht kannte und dessen Anzug schlecht genug aussah. Raum hatte er ihn erblickt, so kam ihm plötzlich ein unwürdiger und ihm sonst völlig fremder Gedanke in den Sinn, daß er bei sich sagte. „Sollchem Volke soll ich zu essen geben?“ Und damit kehrte er um, ließ den Saal hinter sich zuschließen und fragte seine Leute, die ihn begleiteten, ob Keiner von ihnen den Unverschämten kenne, der der Thür seines Zimmers gegenüber sitze. Sie antworteten aber Alle, nein. Primasseau, der schon eine gute Strecke Weges zurückgelegt hatte und überhaupt nicht zu fasten gewohnt war, bekam solche Lust zu essen, daß er, als der Abt noch immer nicht wiederkommen wollte, eins der drei mitgebrachten Brote hervorholte und es zu verzehren anfing. Der Abt inzwischen befahl nach einer Weile einem seiner Leute, nachzusehen, ob unser Primasseau fortgegangen sei. „Nein Herr,“ antwortete der wiederkehrende Diener, „vielmehr verzehrt er

ein Stück Brot, das er sich mitgebracht haben muß.“ „So mag er denn sein Brot essen, wenn er welches hat,“ sprach darauf der Abt, „denn das unfrige wird er heute nicht kosten.“ Der Abt hätte es gerne gesehen, wenn Primasseau von selbst gegangen wäre; denn ihn ausdrücklich gehen zu heißen, meinte er, zieme sich doch nicht. Als Primasseau indessen das erste Brot aufgezehrt hatte und der Abt noch ausblieb, begann er über dem zweiten zu essen. So ward dem Abte berichtet, der wieder hatte nachsehen lassen, ob er nicht fortgegangen sei. Endlich fing Primasseau, als der Abt noch immer nicht kam, das dritte Brot zu essen an, und als auch das dem Abte gemeldet ward, wurde dieser nachdenklich und sprach bei sich selbst: „Was ist mir denn heute Neues in den Sinn gekommen? Woher dieser Geiz, woher der Ärger? Und wer hat ihn erregt? Schon seit Jahren speise ich von meinem Tische, wer immer gespeist sein will, ohne zwischen vornehm und gering, arm oder reich, Kaufmann und Betrüger zu unterscheiden. Oftmals habe ich ausgemachte Augenichtse mein Essen verschlucken sehen, und niemals ist mir ein Gedanke von Dem beigefallen, was sich heute beim Anblick dieses Menschen in mir geregt hat. Wahrlich, um eines gewöhnlichen Menschen willen hätte sich der Geiz meiner nicht so bermächtigen können. Und sieht er mir gleich einem Augenichts ähnlich, so muß doch etwas Besonderes an ihm sein, daß er mich so gegen die Höflichkeit zu verhärteten im Stande war.“ Nach diesem Selbstgespräch verlangte er zu wissen, wer es sei, und schämte sich sehr, als er hörte, es sei der ihm schon seit lange rühmlichst bekannte Primasseau, der nun gekommen sei, um selber zu sehen, was er von des Abtes Freigebigkeit gehört hatte. Desto größere Ehre erwies er ihm nun, um das Versehen wieder gut zu machen. Nach dem Essen ließ er ihn mit edlen Stoffen reichlich bekleiden, wie es Primasseau's Verdiensten geziemte; dann schenkte er ihm noch Geld und einen Zelter und überließ das Gehen und

Verweilen seiner Willkür. Endlich kehrte Primasseau, erfreut über solche Kunst, nachdem er dem Abte auf das herzlichste gedankt hatte, zu Pferde nach Paris zurück, von wo er zu Fuße ausgegangen war."

Cangrande, der ein kluger Herr war, verstand ohne weitere Auslegung genau, was Bergamino sagen wollte, und erwiderete ihm lächelnd: „Bergamino, gar treffend hast Du Deine üble Lage, Deine Geschicklichkeit, meinen Geiz und Deine Wünsche bezeichnet. Und wahrlich noch niemals, außer jetzt in Bezug auf Dich, hat der Geiz sich meiner bemeistert; aber ich will ihn mit dem Stocke vertreiben, den Du selber angegeben hast.“ Wirklich ließ er den Wirth des Bergamino bezahlen, bekleidete diesen mit einem seiner kostlichen Gewänder, schenkte ihm Geld und Rosé und stellte für diesmal Bleiben und Gehen in seine Willkür.

Achte Geschichte.

Guiglielmo Vorciere straf't mit seiner Rede den Geiz des Herrn Ermino Grimaldi.

Als Bergamino's Schlauheit zur Genüge gelobt worden war, sah Lauretta, die dem Philostratus zunächst saß, daß es nun an ihr sei zu sprechen, und begann, ohne weitere Aufforderung zu erwarten, anmutig so zu reden. „Die vorige Geschichte veranlaßt mich, Ihr lieben Mädchen, Euch zu erzählen, wie ein Anderer, der ebenfalls davon lebte, daß er den hohen Herrschaften die Zeit vertrieb, die Geldgier eines reichen Kaufmanns mit gutem Erfolge strafte. Kommen nun gleich beide Geschichten ziemlich auf Eins heraus, so denke ich, soll Euch die meinige um

ihres günstigen Ausgangs willen nicht minder willkommen sein.

In Genua nämlich lebte vor geraumer Zeit ein Edelmann, Namens Ermino bei Grimaldi, der nach allgemeinem Dafürhalten an ausgedehnten Besitzungen und an baarem Vermögen den Reichthum der begütertesten Privatleute, die zu jener Zeit in Italien bekannt waren, um Vieles übertraf. Wie aber seine Reichthümer die jedes andern Italiener weit hinter sich zurückließen, so that er es auch an Geiz und Filzigkeit dem ärgsten Filze und Geizhalse der ganzen Welt unmäsig zuvor; denn nicht allein verschloß er seinen Beutel, wenn es galt, Andern eine Ehre zu erweisen, sondern auch in Dem, was der Anstand der eignen Person erfordert hätte, ließ er es (gegen die Gewohnheit der Genueser, die sich adelich zu kleiden pflegen), um Geld zu ersparen, an dem Nöthigsten fehlen und ebenso auch im Essen und Trinken. Aus diesem Grunde war ihm der Familienname der Grimaldi im Munde des Volkes verdientermaßen ganz verloren gegangen, und Alle nannten ihn nur Herrn Ermino den Geizhals.

Um die Zeit nun, als dieser das Seinige an sich hielt und vervielfältigte, geschah es, daß Guiglielmo Borsiere, ein lustiger Rath von feinen Sitten und gelübter Zunge, der keineswegs den Leuten seines Standes glich, wie wir sie heutzutage sehen, nach Genua kam. Denn, zu großer Schande der verderbten und verbämmungswürdigen Sitten Derer, die sich gegenwärtig Herren und Edelleute nennen lassen und für Solche gelten wollen, könnten unsere lustigen Räthe eher für Esel, die im Schmuze des gemeinen Gesindels, als für Leute gelten, die an Höfen groß geworden sind; und, während damals ihr Geschäft darin bestand, mit aller Anstrengung Frieden zu vermitteln, wo unter den Herren Haß oder Krieg entstanden war, Ehen, Verschwörungen oder Freundschaften zu stiften, die Höfe zu ergöhen und gleich Vätern die Fehler der Bösgearteten

mit scharfem Ladel zu verfolgen, und dies Alles um geringen Lohn; sind sie heutzutage nur bedacht, ihre Zeit damit zu verbringen, daß sie von Einem zum Andern Gehässigkeiten herumtragen, Zwietrachten aussäen, Unanständiges und Schlechtes reden und, was schlimmer ist, vor den Leuten thun, Uebles, Beschämendes und Abscheuliches, mag es wahr sein oder nicht, hinter dem Rücken einander nachsagen und mit falschen Schmeicheleien die Gutgesinnten zu Gemeinheiten und Schlechtigkeiten zu verführen suchen. Von unseren ausgearteten und sittenlosen Fürsten aber wird Der unter ihnen am höchsten gehalten und durch die größten Geschenke ermuntert, der die meisten Abscheulichkeiten sagt oder thut. Wahelich gereicht das unserer Zeit zu großer und beständiger Schande und dient zu deutlichem Beweise, daß die Tugenden von der Erbe gewichen sind und die beklagenswerthen Sterblichen auf den Hefen der Sünden gelassen haben.

Um aber auf Das zurückzukommen, wovon ich ausgegangen bin und von wo gerechter Unwillie mich weiter, als ich dachte, abgezogen hat, so sage ich, daß der genannte Guiglielmo von allen Edelleuten in Genua gern gesehen und mit Ehren überhäuft ward. Als er sich nun schon einige Zeit in der Stadt aufgehalten und Mancherlei von dem Geize und den armseligen Gesinnungen des Herrn Ermino vernommen hatte, kam es ihm in den Sinn, diesen zu besuchen. Herrn Ermino waren die Talente des Guiglielmo Vorfiere dem Rufe nach bekannt geworden, und da er trotz allem seinem Geize noch ein Fünkchen guter Sitte in sich trug, so empfing er ihn mit freundlichem Gesichte und höflichen Worten. Unter allerlei verschiedenen Gesprächen, die er mit ihm begann, führte er den Vorfiere und einige Genueser, die eben bei ihm waren, in ein ihm zugehöriges neues Haus, das er ganz hübsch hatte einrichten lassen, und, nachdem er ihm Alles gezeigt hatte, sagte er: „Ach, Herr Guiglielmo, Ihr habt so Manches gehört und gesehen; könnet Ihr mir nicht Et-

was ratthen, was noch niemals da gewesen wäre, damit ich's in den Saal dieses Hauses malen lassen könnte?" Als Guigielmo diese übelangebrachte Rede vernahm, erwiderte er: „Herr, etwas überall noch nie da Gewesenes trautet mir mir wol nicht zu ersinnen, es wäre denn etwa ein abgemaltes Niesen, oder dergleichen; wollt Ihr aber, so will ich Euch Etwas angeben, das, wie ich glaube, wenigstens bei Euch noch nicht gewesen ist.“ „Und was wäre das, ich bitte Euch?“ entgegnete Herr Ermino, der sich auf die Antwort nicht versah, die er hernach bekam. Guigielmo aber erwiderte schnell: „Laßt die adeliche Sitte malen.“ Diese Worte beschämten Herrn Ermino; als er sie kaum vernommen, so sehr, daß er um ihretwillen seine Sinnesart fast zum Entgegengesetzten von Dem, was sie bisher gewesen war, veränderte und also antwortete: „Ja, Herr Guigielmo, ich will sie malen lassen, und zwar so, daß weber Ihr noch sonst Jemand Grund haben soll, zu sagen, ich habe sie nicht gesehen und nicht gekannt.“ Und von solcher Wirkung waren Guigielmo's Worte, daß er von dem Tage an der freigebigste und gefälligste Edelmann ward, und Der, welcher Fremden und Einheimischen am meisten Ehre erwies, von Allen, die zu seiner Zeit in Genua lebten.

Neunte Geschichte.

Der König von Cypren wird durch den Spott einer Dame aus der Gascogne von einem schwachen zum kräftigen Fürsten.

Die Königin hatte ihren Befehl nur noch an Elsen zu richten, und diese begann, ohne ihn abzuwarten, mit freundlicher Miene also zu reden. „Schon oftmals, Ihr jungen

Mädchen, ist es geschehen, daß, wozuemanden mancherlei Tadel und häufige Strafen nicht bewegen konnten, dazu ein zufällig und absichtlos gesagtes Wort ihn bewog. Davon gab uns die Geschichte der Lauretta ein schlagendes Beispiel, und ich will Euch das Gleiche in einer kurzen Erzählung darthun; denn gute Geschichten können uns immer förderlich sein, und so soll man ihnen aufmerksam zuhören, sei auch der Sprechende wer er wolle.

So sage ich denn, daß zu den Zeiten des ersten Königs von Extern nach der Eroberung des gelobten Landes durch Gottfried von Bouillon eine Edeldame, die, von einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe heimkehrend, Extern besuchte, von ein paar ruchlosen Leuten auf empörende Weise beleidigt ward. Sie konnte sich ob dieses Frevels nicht zu Gute geben und war gesonnen, den König selber anzurufen; doch einer ihrer Bekannten sagte ihr, sie werde sich nur vergebene Mühe machen; denn der König führe ein so kleinmuthiges und unwürdiges Leben, daß er, geschweige den, Andern angethanen, Schimpf gerecht zu rächen, unzähligen, ihm selber zugefügten mit schnöder Feigheit ertrage, sodaß, wer irgend einen Verdruß gehabt habe, seinen Unmuth in Beleidigungen und Hohn gegen den König auslässe. Als die Dame dies vernahm, gab sie es auf, Rache zu erlangen, und wollte nur, um ihren Zorn einigermaßen zu befriedigen, diesen König wegen seiner niedrigen Gesinnung noch verspotten. Weinend trat sie vor ihn und sagte: „Herr, ich komme nicht zu Dir, um Rache für die Beleidigung, die mir widerfahren ist, zu erlangen, sondern, statt aller Vergeltung für diese, bitte ich Dich, mir zu sagen, wie Du es anfängst, um die vielen Kränkungen, die man Dir anthut, zu ertragen. Dann werde ich, von Dir belehrt, die meinige geduldig hinnehmen, während ich sie jetzt, der Himmel weiß es, Dir, weil Du deren so gut zu ertragen weißt, gerne abgabe.“ Der König, der bis dahin unthätig und träge gewesen war, fing, als wäre er vom Schlaf erwacht, da-

mit an, den Schimpf, der dieser Dame angethan war, auf das nachdrücklichste zu rächen, und ward von dem Tage ein strenger Verfolger eines Jeden, der gegen die Ehre seiner Krone das Mindeste sich zu Schulden kommen ließ.

Zehnte Geschichte.

Meister Alberto von Vologna beschämte auf seine Weise eine Dame, die ihn wegen seiner Liebe zu ihr beschamen wollte.

Elise schwieg, und des Erzählens legte Pflicht blieb bei der Königin, die mit sicherer Stimme also zu reden begann: „Liebe Mädchen, wie in hellen Nächten die Sterne Dierden des Himmels sind, wie die Blumen im Frühjahr die der grünen Wiesen, so gereichen den guten Sitten und den heiteren Gesprächen zierliche Witzworte zum Schmucke. Um ihrer Kürze willen schicken sie sich besser für uns Frauen, als für Männer; denn viel und lange zu reden ist, wenn es vermieden werden kann, für Frauen noch unziemlicher als für Männer. Heutzutage freilich ist zu unserer und alter Zeit lebenden allgemeiner Schande kaum ein einziges Frauenzimmer zu finden, das seinen Witz verstände, oder, wenn es ihn ja versteht, darauf zu antworten wüßte. Denn den Scharfsinn, den in der Vorzeit der Frauen Geist offenbarte, haben die Neueren auf den Pus ihres Körpers verwandt, und Diejenige, welche sich mit den buntesten, mit Streifen und Zierrathen am meisten überladenen Zeuchen bekleidet sieht, meint, sie müsse den Uebrigen um Vieles vorgezogen werden und sei höherer Ehren wert. Doch sie bedenkt nicht, daß, wenn Jemand die Mühs des Aufzladens übernehmen wollte, ein Esel hundertmal mehr solchen Pus tragen könnte, als sie, und

dennoch nicht mehr Ehre verdienen würde, als einem Esel gebührt. Wol schäme ich mich, dies auszusprechen; denn ich kann wider die Andern nicht reden, ohne zugleich mich selbst zu tadeln. Diese gepuzten, bemalten und bunten Frauen stehen entweder stumm und fühllos wie Steinbilder da, oder sie beantworten an sie gerichtete Fragen in solcher Weise, daß es ihnen besser wäre, sie hätten geschwiegen. Dabei wollen sie sich einreden, ihr Uneschick, mit andern Mädchen oder gesitteten Männern zu reden, sei eine Folge ihrer Seelenreinheit, und geben ihrem Blödfinn den Namen der Sittsamkeit, als ob nur die Frau sittsam zu nennen wäre, die mit Niemand als mit der Magd, der Wäscherin und der Backersfrau redet. Wäre dies, wie sie sich einbilden, die Absicht der Natur gewesen, so würde sie anderweitig ihrem leeren Geschwäche Grenzen gesetzt haben. Allerdings indeß soll man hierbei, wie in allen andern Dingen, Zeit und Ort, und mit wem man rede, im Auge haben; denn wol öfter ist es geschehen, daß ein Weib oder ein Mann, in der Meinung, durch scherhaftes Reden Jemand in Verlegenheit zu sezen, weil sie ihre Kräfte denen des Andern gegenüber nicht gehörig anschlugen, die Beschämung, die sie Jenem zugebracht hatten, auf sich selber zurückfallen sahen. Damit Ihr Euch nun davor zu hüten wisset, und damit überdies bei Euch das Sprichwort nicht zutreffe, das in aller Welt Munde ist, „die Weiber ziehen in jedem Dinge den Kürzern,“ so soll diese letzte der heutigen Geschichten, die es an mir ist zu erzählen, in diesem Punkte Euch zu wizigen dienen, und, wie Ihr durch Adel der Gesinnung Euch von den Uebrigen unterscheidet, so werdet Ihr auch durch Feinheit der Sitten Euch vor ihnen auszeichnen.

Noch nicht viele Jahre sind verstrichen, seit in Bologna ein trefflicher und fast in der ganzen Welt hochberühmter Arzt, mit Namen Meister Alberto lebte, ja vielleicht lebt er noch heute. Dieser war von so edlem Geiste, daß er noch in seinem hohen Alter von beinahe siebzig Jahren,

als der Körper bereits fast alle natürliche Wärme verloren hatte, den liebervollen Flammen den Eingang in sein Herz nicht verweigerte, als er auf einem Feste eine wunderschöne Witwe sah, die, wie Einige berichten, Madonna Margarita de' Ghisolieri hieß. In dem Wohlgefallen, das er an ihr fand, nahm er jene Gluth, nicht anders als ein Jüngling, in die betagte Brust auf, sodaß er keine Nacht ruhig schlafen zu können glaubte, wenn er an dem vorhergegangenen Tage das anmuthige und zarte Gesicht der schönen Dame nicht gesehen hatte. Aus diesem Grunde begann er sich bald zu Pferde und bald zu Füße, je nachdem es sich fügte, vor dem Hause der Dame sehen zu lassen. Diese sowol als mehrere andere Frauen wurden auf solche Weise gewahr, was ihn veranlaßte, so häufig dort vorüberzukommen, und oftmals spotteten sie miteinander darüber, daß ein an Jahren und Erfahrungen so reicher Mann verliebt sei, als ob nach ihrer Meinung die holde Leibenschaft der Liebe allein in den thörichten Herzen der Jünglinge und sonst nirgend Raum finden und dort verweilen könne. Meister Alberto fuhr indeß fort, vor dem Hause der Dame vorüberzugehen, und so geschah es, daß an einem Feiertage, wo sie mit andern Frauen vor der Thür saß, sie alle miteinander sich vornahmen, den Meister Alberto, den sie schon von weitem hatten kommen sehen, zu verbreiten und ehrenvoll aufzunehmen, dann aber ihn wegen dieser seiner Liebe zu schrauben. So thaten sie auch wirklich; als er kam, standen sie Alle auf, luden ihn zu sich ein und führten ihn in einen kühlen Hof, wo sie ihn mit feinen Weinen und Backwerk bewirtheten. Zulegt aber befragten sie ihn mit artigen und wohlgesetzten Worten, wie er sich in diese schöne Dame habe verlieben können, da er wisse, von wie vielen schönen, wohlgesitteten und zierlichen jungen Männern sie geliebt werde. Als der Meister sah, daß man auf seine Weise ihn aufziehe, nahm er eine heitere Miene an und sagte: „Madonna, daß ich liebe und gerade Euch zum Gegenstand

dieser Liebe erwählt habe, kann keinen Verständigen in Bewunderung sezen, denn Ihr verdient es. Und obgleich den bejahrten Leuten nach dem Geseze der Natur die Kräfte entgehen, die zu den Uebungen der Liebe erforderlich sind, so fehlt es ihnen darum weder an dem guten Willen, noch an der Fähigkeit zu unterscheiden, was der Liebe würdig sei, vielmehr weiß das reife Alter dies um so viel besser zu erkennen, wie die Jugend, als es an Einsicht diese übertrifft. Die Hoffnung, um derentwillen ich in meinem Alter Euch zu lieben wage, die Ihr von vielen Jünglingen geliebt werdet, ist diese: schon öfter bin ich gegenwärtig gewesen, wenn Frauenzimmer zum Besperbrot Wolfs-Bohnen und Lauch aßen. Ob nun gleich am ganzen Lauch nichts Gutes ist, so ist doch der Knopf daran noch das am Wenigsten Widerwärtige und dem Munde Wohlgefälligste. Dennoch pflegt Ihr Alle, von verkehrter Lust geleitet, den Knopf in der Hand zu behalten und nur die Blätter zu essen, die nicht allein gar nichts werth sind, sondern abscheulich schmecken. Wäre es nun nicht möglich, Madonna, daß Ihr in der Wahl Eurer Liebhaber ebenso verführt? Und wenn Ihr es thätet, so würdet Ihr mich erwählen und alle Uebrigen von Euch weisen.“ Die Edelbame und ihre Gefährtinnen schämten sich ein wenig, dann aber sagte sie: „Meister, Ihr habt unser übermuthiges Beginnen treffend, aber freundlich, gezüchtigt. Glaubt aber, die Liebe eines so verständigen und ehrenwerthen Mannes, als Ihr seid, ist mir theuer. Deshalb gebietet, so weit sich das mit meinem guten Rufe verträgt, über mich, wie über Euer Eigenthum.“ Der Meister und seine Begleiter erhoben sich, er dankte der Dame und ging, nachdem er sich ihr unter Lachen und Freude empfohlen hatte. So wurde die Dame, weil sie nicht im Auge gehabt hatte, wen sie necke, besiegt, wo sie zu siegen glaubte; wollt Ihr nun vernünftig sein, so werdet Ihr Euch vor gleichem Misgriff hüten.

Schon hatte die Sonne sich gegen Westen geneigt und die Hitze größtentheils nachgelassen, als die Erzählungen der jungen Mädchen und der drei Jünglinge zu ihrem Ende gebiehen waren. Da redete die Königin voller Anmuth also zu ihnen: „Nichts, Ihr lieben Gefährtinnen, bleibt unter meinem Regemente für den heutigen Tag zu thun übrig, als Euch eine neue Königin zu geben, welche nach ihrem Dafürthalten für den folgenden ihre und unsre Lebensweise zu geziemender Erheiterung bestimme. Obgleich man nun den Tag wol noch bis zum Einbruche der Nacht rechnen möchte, so finde ich doch für gut, weil Niemand, dem nicht einige Zeit zur Vorbereitung bleibt, über die Zukunft gehörige Verfugungen treffen kann, und damit Alles besorgt werden könne, was die Königin für morgen dienlich erachten wird, daß auch die folgenden Tage zur gegenwärtigen Stunde ihren Anfang nehmen. Demzufolge möge denn in der Ehrfurcht vor Demjenigen, auf Den alles Leben sich bezieht, und zur Beförderung unsres Vergnügens am folgenden Tage die verständige Philomela unser Reich regieren.“

Mit diesen Worten erhob sie sich, nahm den Lorbeer-kranz von ihrem Haupte und setzte ihn Jener ehrbietig auf. Dann begrüßte sie zuerst, nach ihr die übrigen Mädchen und zuletzt die Jünglinge Philomelen als Königin und boten ihr bereitwillig ihre Dienste an. Diese erröthete zwar ein wenig, als sie sich zur Königin gekrönt sah, dann aber fasste sie, der von Pampinea erst eben gesprochenen Worte eingedenkt, um nicht blöße zu scheinen, Mut, bestätigte zuerst alle Aemter, die Pampinea ausgetheilt hatte, verfügte dann, was am andern Morgen und Abend an demselben Orte, wo sie eben verweilten, bereitet werden sollte, und sing hierauf also zu reden an: „Geliebte Freundinnen, obgleich Pampinea ihrer Güte und nicht meinem Verdienste zufolge, mich zu Euer aller Königin ernannt hat, so bin ich doch nicht gesonnen, unsre Lebensweise allein nach meiner Meinung, sondern zugleich

auch nach der Ewigkeit anzuordnen. Damit Ihr nun im Voraus wisset, was, meiner Ansicht nach, zu thun sei, und alsdann nach Eurem Gefallen abnehmen oder hinzufügen könnet, will ich mit wenig Worten meine Gedanken Euch mittheilen.

Wenn ich mich in meinem Urtheil über das von Pampineen heute befolgte Verfahren nicht betrüge, so hat es sich als ergötzlich und empfehlenswerth bewiesen, und deshalb denke ich auch, so lange es uns nicht durch östere Wiederholung oder aus anderem Grunde langweilig geworden sein wird, Nichts daran zu ändern. Nachdem wir also unsere angefangenen Beschäftigungen völlig geordnet haben werden, mögen wir uns von hier erheben, eine Weile lustwandeln und, wenn die Sonne sich zum Untergange neigen wird, in der Kühlung zu Abend essen; dann aber wird es nach einigen Liedern und anderer Lust sich gehören, daß man schlafen gehe. Morgen früh wollen wir aufstehen, wenn es noch frisch ist, und ebenfalls unserem Vergnügen nachgehen, wohin einen Feder seine Neigung führen wird. Zur gehörigen Zeit aber wollen wir, sowie wir heute gethan haben, zum Mittagbrote zurückkehren, alsdann tanzen und endlich, wenn unsere Mittagsruhe beendigt ist, werden wir, gleichfalls nach dem heutigen Beispiel, mit Erzählen fortfahren, das, wie mich dunkt, den wesentlichsten Bestandtheil unserer Freuden und Belehrungen ausmacht. Außerdem will ich auch ausführen, was Pampinea, weil sie spät zu ihrer Würde gewählt ward, nicht thun konnte: die Gegenstände unserer Erzählungen nämlich in bestimmte Grenzen einschließen und Euch diese im Voraus angeben, damit ein Feder Zeit habe, sich auf eine schöne Geschichte entsprechenden Inhalts zu besinnen. Wenn es Euch nun gefällig ist, so mag es damit so gehalten werden, daß, indem von Anbeginn der Welt an die Menschen vom Glücke durch die verschiedensten Zufälle geführt worden sind und bis an deren Ende es immerdar sein werden, Feder erzählen soll,

wie Personen nach dem Kampfe mit Widerwärtigkeiten wider alles Hoffen zu fröhlichem Ende gediehen sind."

Damen und Männer lobten gleichmäßig diese Anordnungen und erklärten sich willig, sie zu befolgen. Dioneus allein sagte, als die Andern bereits schwiegen: „Wie alle Uebrigen es schon ausgesprochen haben, so sage auch ich, Madonna, Eure Verfügungen seien durchaus zweckmäßig und empfehlenswerth; doch bitte ich, daß mir Eines als besondere Gunst gewährt und, so lange unsere Gesellschaft bestehen wird, erhalten werde, daß ich nämlich durch die oben getroffene Verfügung nicht genötigt werde, wider meinen Willen eine Geschichte über den aufgegebenen Ge- genstand zu erzählen, sondern daß mir trotz derselben die Wahl völlig frei bleibe. Damit aber Niemand glaube, ich erbitte mir diese Gunst, weil ich keinen Vorrath von Geschichten zur Hand habe, so bin ich im Voraus erbtötig, unter den Erzählenden immer der letzte zu sein.“

Da die Königin ihn als einen munteren und unterhaltenden Menschen kannte und daher wohl errieth, er fordere dies nur, um die Gesellschaft, wenn sie des ernsteren Redens müde wäre, mit einer Geschichte zum Lachen wieder zu erheitern, gewährte sie ihm unter Einwilligung der Uebrigen gern die gebetene Gunst. Dann erhob sie sich von ihrem Siske, und die Mädchen gingen langsam Schrittes nach einem Bache des klarsten Wassers, das von einem Hügel in ein Thal, welches dichte Bäume beschatteten, zwischen Felsenstücken und grünen Kräutern niedersloß. Hier plätscherten sie mit bloßen Füßen und Armen im Wasser und trieben eine Zeitlang untereinander allerhand Scherze. Als die Essenszeit sich nahete, kehrten sie zum Schlosse zurück und nahmen mit Behagen die Abendmahlzeit ein.

Nach Tische ließ die Königin musikalische Instrumente bringen und wollte, daß, von Lauretten aufgeführt, ein Tanz begonnen werde und Emilie, unter Begleitung von

Dioneus' Laute, ein Lied dazu singe. Laurette sang, diesem Befehl zufolge, den Tanz sogleich an und leitete ihn, während Emilie mit ihrer zum Herzen dringenden Stimme folgendes Lied sang:

Bon meiner Schönheit bin ich so gesangen,
 Daß neue Liebe nie
 Mich locken wird mit anderem Verlangen.
 Wenn ich in eignes Anschauen mich versenke,
 Erblick' ich, was dem Geiste Ruh' verspricht.
 Was neu sich zuträgt, wessen ich gedenke,
 Veranbt mich so geliebter Bonne nicht;
 So weiß ich denn, es schaut mein Angesicht
 An fremden Reizen nie,
 Was mir im Herzen zündete Verlangen.
 Bin ich, um solcher Seligkeit zu pflegen,
 Mein hohes Glück mir anzuschauen entbrannt,
 So flieht es nicht und kommt mir selbst entgegen. —
 In Worte wird die Süße nicht gebannt,
 Die es gewährt; es fapt sie der Verstand
 Sterblicher Wesen nie,
 Entzündet sie nicht ähnliches Verlangen.
 Ich fühle ständig wachsend mich entbrennen,
 Je mehr ich dorthin wende meinen Blick;
 Drum weih' ich mich nur ihm, will sein mich nennen.
 Zwar kostet' ich erst das versproch'ne Glück;
 Doch größ're Lust ist, hoff' ich, noch zurück,
 Sodass auf Erden nie
 Empfunden ward so seliges Verlangen.

Dieses Tänzerlied, in das Alle freudig eingestimmt hatten, gab durch seinen Inhalt Einigen aus der Gesellschaft viel zu denken. Als es indeß geendet war und man noch ein paar andre Tänze hatte folgen lassen, war bereits ein Theil der kurzen Nacht verstrichen. Deshalb

gefießt der Königin den ersten Tag zu beschließen; sie ließ die Fackeln anzünden und gebot einem Jeden, bis auf den andren Morgen sich zur Ruhe zu begeben. Alle kehrten auf ihre Zimmer zurück und thaten nach dem Befehle.

Es schließt^t des Dekameron erster Tag, und es beginnt

Der zweite,

an welchem unter Philomelens Regiment von Personen geredet wird, die nach dem Kampfe mit mancher Widerwärtigkeit wider alles Hoffen zu fröhlichem Ende gediehen sind.

Schon überallhin hatte die Sonne mit ihren Strahlen den neuen Tag entsendet, und die Bögel gaben durch die fröhlichen Lieder, die sie auf den grünen Uesten sangen, auch den Ohren davon Kunde, als die Mädchen alle und die drei Jünglinge von ihrem Lager aufstanden, in den Garten gingen und sich geraume Zeit damit ergötzen, langsamem Schrittes auf dem thauigen Grase umherzuwandeln und sich schöne Kränze zuwinden. Und wie sie am vergangenen Tage gethan hatten, so thaten sie auch heute; sie aßen noch in der Kühle zu Mittag und legten sich nach ein paar Tänzen zur Ruhe. Von dieser erhoben sie sich in der vierten Nachmittagsstunde, kamen, dem Willen ihrer Königin gemäß, auf dem grünen Rasenplatze zusammen und setzten sich um sie her. Die Schönheit ihrer Gestalt und die Anmuth ihrer Züge wurden durch den Lorbeerkranz, mit dem sie gekrönt war, noch gehoben; so schwieg sie einen Augenblick, fasste die ganze Gesellschaft ins Auge und hieß alsdann der Neiphile, die ferneren Erzählungen mit der ihrigen zu eröffnen. Diese wich dem Antrage nicht aus und begann mit heiterer Stimme also zu reden:

Erste Geschichte.

Martellino stellt sich lähm und gibt vor, durch den Körper des heiligen Heinrich geheilt zu werden. Sein Betrug wird entdeckt; er wird geschlagen und eingekerkert, und ist in Gefahr gehangen zu werden; endlich aber kommt er los.

Schon öfters, Ihr lieben Mädchen, hat es sich zugetragen, daß, wer über Andere, besonders aber über sehr würdige Gegenstände spotten wollte, am Ende den Spott und zuweilen auch den Schaden für sich allein behielt. Um den Befehlen der Königin zu gehorchen und durch meine Geschichte die Lösung unserer Aufgabe zu beginnen, denke ich nun als Beispiel davon Euch zu erzählen, was sich mit einem unserer Landsleute anfangs Unglückliches begab, und wie es dann noch über sein Erwarten glücklich ablief.

Es ist noch nicht lange Zeit her, daß in Treviso ein Deutscher, Namens Heinrich, lebte, der in seiner Armut einem Jeden, der ihn darum ansprach, für Geld als Lastträger diente, aber demungeachtet bei Allen für einen Menschen von frommem und tadellosem Lebenswandel galt. Demzufolge geschah es, daß, wie die Trevisaner berichten, mag es übrigens wahr sein oder nicht, in der Stunde seines Todes alle Glocken in der großen Kirche von Treviso, ohne vonemand angezogen zu werden, zu lauten anfangen. Allgemein galt dies für ein Wunder, Heinrich wurde ein Heiliger genannt, das Volk strömte aus der ganzen Stadt nach dem Hause, wo seine Leiche lag, und trug sie gleich einem heiligen Leichnam in die Domkirche. Lahme, Hinkende, Blinde und andere Kranke, an welchem

Uebel oder Gebrechen sie immer leiden mochten, wurden herbeigeführt, um durch die Berühring dieses Körpers wieder gesund zu werden.

Es traf sich, daß gerade während dieser Aufregung und dieses Zusammenlaufes drei unserer Landsleute in Treviso anlangten. Der eine hieß Stecchi, der andere Martellino und der dritte Marchese, Leute, welche die höfe großer Herren besuchten und durch ihr Talent, Gesichter zu schneiden und jedem Menschen täuschend nachzumachen, die Zuschauer ergötzten. Sie waren noch nie in Treviso gewesen und wunderten sich, die ganze Stadt in Bewegung zu sehn. Als man ihnen die Veranlassung mittheilte, bekamen sie Lust, sich das Alles selber anzusehn, und nachdem sie ihre Sachen im Wirthshause abgelegt hatten, sagte Marchese: „Wir wollen doch hingehen und uns den Heiligen ansehen; ich für mein Theil begreife aber noch nicht, wie wir durchkommen wollen; denn, wie ich gehört habe, steht der Platz voller Deutschen und anderem bewaffneten Volke, die der Herr, dem diese Stadt gehört, um Unruhen zu vermeiden, dort aufgestellt hat; überdies ist, wie man sagt, die Kirche so voller Leute, daß beinahe kein Mensch mehr hinein kann.“ Martellino, der ebenfalls Lust hatte, die Sache mit anzusehn, sagte darauf: „Das soll uns nicht hindern; ich will schon ein Mittel finden, bis an die Leiche zu kommen.“ „Und wie das?“ entgegnete Marchese. „Gib Acht,“ sagte Martellino, „ich stelle mich, als wäre ich gelähmt; Du von der einen, und Stecchi von der andern Seite, Ihr unterstüzt mich, als ob ich nicht allein gehen könnte, und gebt zu erkennen, daß Ihr mich dorthin führen wollt, damit der Heilige mich wieder gesund mache. Auf diese Weise wird uns keiner sehen, ohne uns Platz zu machen und uns willig durchzulassen.“ Dem Marchese und dem Stecchi gefiel dieser Plan, und so verließen sie ungesäumt das Gasthaus und begaben sich selbdritt an einen abgelegenen Ort, wo Martellino sich Hände, Finger, Arme und Beine und

überdies noch den Mund, die Augen und das ganze Gesicht solcher Gestalt verrentete, daß es greulich anzusehn war, und daß ihn Niemand erblicken konnte, ohne zu behaupten, er sei wirklich am ganzen Leibe verkrüppelt und gelähmt.

Mit dem so Entstellten gingen Marchese und Stecchi, die ihn unterstützten, in großer anscheinender Frömmigkeit nach der Kirche zu und baten ganz demütig einen Jeden, der ihren Weg hinderte, um Gottes Willen ihnen Platz zu machen. Gern willfahrtete man ihnen, und da sie Aller Augen auf sich zogen, und fast überall „macht Platz, macht Platz“ gerufen wurde, gelangten sie in kurzem dahin, wo der Körper des heil. Heinrich lag. Sogleich nahmen einige Edelleute, die hier Wache standen, den Martellino und legten ihn auf die heilige Leiche, damit er durch sie die Gnade der Gesundheit erlangen sollte. Alles Volk war aufmerksam, was mit ihm geschehen würde, und Martellino, der sich auf dergleichen trefflich verstand, stellte sich nach einer kleinen Weile erst, als ob ein Finger ihm wieder gerade würde, dann streckte er die Hand, dann den Arm aus, und zuletzt wurde der ganze Körper wieder gerade. Wie das Volk dies geschehen sah, brach es zum Lobe des heiligen Heinrich in solchen Lärm aus, daß man keinen Donner gehörzt haben würde.

Nun traf es sich aber, daß ein Florentiner ganz in der Nähe stand, der den Martellino recht gut kannte, doch seine Züge in der Entstellung, wie er hergeführt war, nicht herausgefunden hatte. Wie dieser ihn wieder gerade sah, erkannte er ihn sogleich, fing bei sich zu lachen an und sagte: „Nun den soll doch der Kukuk! hätte nicht Jeder, der ihn kommen sah, schwören müssen, er sei wirklich ganz verkrüppelt?“ Diese Worte hörten einige Trevisaner und fragten sogleich: „Wie, der wäre kein Krüppel gewesen?“ „Gott behüte,“ sagte der Florentiner, der war immer so gerade, wie einer von uns; wie Ihr aber Gelegenheit gebt habt, zu sehen, versteht er sich auf solche Narrheiten,

sich zu verstellen, wie man's nur haben will, besser denn Einer."

Als die Trevisaner das gehört hatten, war nichts weiter nöthig. Sie drängten sich mit Gewalt durch und rissen laut: „Haltet den Verräther fest, der Gott und Seine Heiligen verspottet und, ohne lahm zu sein, um uns und unserem Heiligen einen Possen zu spielen, hergekommen ist, als wär er lahm.“ Bei diesen Worten kriegten sie ihn zu packen, zogen ihn bei den Haaren von der Stelle, wo er gelegen hatte, herunter, rissen ihm die Kleider vom Leibe und fingen an, ihn mit Fäusten zu schlagen und mit Füßen zu treten, und Keiner glaubte ein ordentlicher Kerl zu sein, der nicht mit geholfen hätte. Martellino schrie um Gottes willen um Gnade und wehrte sich so gut er konnte; das half aber alles nichts; der Haufen kam ihm immer ärger auf den Leib.

Als Marchese und Stechi dies sahen, sagten sie sich wohl, wie schlimm die Sache stehe, und wagten, aus Furcht für sich selber, nicht, ihm beizustehn, sondern verlangten, wie die Uebrigen, laut seinen Tod, obgleich sie im Stillen auf ein Mittel sannen, ihn aus den Händen des Volkes zu ziehen, das ohne den Ausweg, den Marchese schnell ergriff, ihn sicher umgebracht haben würde. Da nämlich die ganze Truppe der Stadtbrigade dort eben zur Stelle war, suchte Marchese, so schnell er konnte, Den auf, der ihnen im Namen des Podesta vorstand, und sagte: „Um Gottes Willen, helft mir, hier ist ein Spitzbube, der mir einen Geldbeutel mit wol hundert Goldgulden abgenommen hat. Ich bitte Euch, nehmt ihn fest, damit ich wieder zu meinem Gelde komme.“ So wie sie das gehört hatten, liefen sogleich ein Dutzend Lanzenknechte dahin, wo der unglückliche Martellino ohne Kamm gezaust wurde, und entrissen ihn zerschlagen und zerstoßen dem Haufen, den sie mit der größten Mühe von der Welt durchbrochen hatten, und führten ihn auf das Stadthaus. Viele von Denen, die sich von ihm beschimpft glaubten,

gingen mit, und, wie sie hörten, daß er als Beutelschneider gefangen sei, sagten sie, in der Meinung, keinen bessern Grund finden zu können, um ihm ein schlimmes Ende zu bereiten, alle miteinander, er habe auch ihnen ihr Geld abgenommen.

Als der Richter des Podestà, der ein gestrenger Mann war, diese Beschuldigungen vernahm, führte er ihn sogleich bei Seite und fing ihn über Tene zu befragen an. Martellino aber antwortete mit Späßen, als ob er die Verhaftung für nichts achtete. Darüber erzürnt, ließ der Richter ihn auf das Seil spannen und, um ihn zum Geständnis zu bringen, und nachher hängen lassen zu können, ein paar Mal recht tüchtig anziehen. Als Martellino wieder zu Boden gelassen ward, und der Richter ihn fragte, ob, was Tene wider ihn vorbrachten, wahr sei, antwortete er, da ihm das Leugnen doch nichts half: „Herr, ich bin bereit, die Wahrheit zu gestehn; lasst Euch aber von einem Jeden, der mich beschuldigt, angeben, wann und wo ich ihm sein Geld genommen habe, dann werde ich Euch sagen, was ich gethan habe und was nicht.“ „Gut,“ erwiderte der Richter, „ich bin's zufrieden.“ Nun ließ er Einige rufen. Der Eine versicherte, Martellino habe ihm vor acht Tagen den Geldbeutel gestohlen, ein Anderer vor sechs, ein Anderer vor vier Tagen, und wieder ein Anderer an jenem Tage selbst. Wie Martellino dies vernahm, sagte er, „Herr, nun seht, daß sie alle in ihren Hals hinein lügen! Dass ich aber die Wahrheit sage, wird Euch durchaus einleuchten, daß ich bis vor ein paar Stunden eben so wenig jemals hier war, als ich in meinem Leben diese Stadt gesehen zu haben wünschte. Kaum angekommen, ging ich zu meinem Unglück, mir den heiligen Leichnam anzusehen; und bei der Gelegenheit bin ich so gezaust worden, wie Ihr mir es noch werdet ansehen können. Dass es sich wirklich so verhalte, werden Euch der Beamte, bei dem die Anmeldungen gemacht werden, das Fremdenbuch und mein Wirth bezeugen können. Findet Ihr nun, daß ich Euch die

Wahrheit gesagt habe, so bitte ich Euch, mich nicht nach dem Verlangen dieser Bossewichter zu martern und hinzurichten.“

Während Martellino's Angelegenheiten also standen, hatten Marchese und Stecchi bereits vernommen, daß der Richter des Podestà strenge gegen ihn verfahren sei und ihn auf das Seil habe spannen lassen. Darum wurde ihnen gar bange, und sie sagten zu einander: „Das haben wir übel angefangen, wir haben ihn aus der Pfanne geholt und in's Feuer geworfen.“ Und so ließen sie in großer Besorgniß umher und suchten ihren Wirth auf und erzählten ihm, wie Alles zugegangen sei. Der führte sie lachend zu einem gewissen Sandro Agolanti, der damals in Treviso wohnte und bei dem Herrn der Stadt viel galt. Als er diesem der Reihe nach Alles erzählt und ihn gemeinschaftlich mit Jenen gebeten hatte, sich des Martellino anzunehmen, ging Sandro unter vielem Lachen zu dem Herrn und brachte es dahin, daß nach dem Martellino geschickt wurde. Die herrschaftlichen Boten fanden ihn noch im Hemde, voller Furcht und Zittern, vor dem Richter stehn; denn dieser wollte nicht allein nichts zu seiner Entschuldigung hören, sondern, weil er, aus einem zufällig gegen die Florentiner gesäfsten Widerwillen, auf das bestimmteste gesonnen war, ihn aufhängen zu lassen, weigerte er sich auch hartnäckig, ihn an den Herrn herzugeben, bis er zulezt wider seinen Willen dazu gezwungen ward. Als Martellino dem Herrn gegenüber stand, erzählte er ihm Alles nach der Ordnung und bat sich dann von ihm als höchste Gnade aus, daß er ihn gehen lasse; denn, bis er wieder in Florenz wäre, würde er noch immer den Strick an der Kehle zu fühlen glauben. Der Herr lachte über diese Begebenheit unmäßig und schenkte jedem von ihnen einen Anzug; sie aber kehrten, aus so großer Gefahr unverhofft gerettet, heil und gesund in ihre Heimat wieder zurück.

Szweite Geschichte.

Rinaldo von Asti kommt von Räubern ausgeplündert nach Castel Guigielmo, wo er von einer Witwe beherbergt und für seinen Unfall schadlos gehalten wird, und dann unversehrt nach Hause zurückkehrt.

Über die Schicksale des Martellino, wie Neiphile sie erzählte hatte, lachten die Mädchen unsäglich; unter den Männern aber am meisten Philostratus, dem die Königin, weil er der Neiphile zunächst saß, nun ihr nachzufolgen befahl. Er begann ohne die mindeste Zögung: „Schöne Damen, eine Geschichte, zusammengefasst aus Frömmigkeit, Unglück und Liebe, kommt mir eben in den Sinn und will erzählt sein. Sie mit angehört zu haben, wird kaum anders als dienlich sein können, am meisten aber für Die, welche in dem unsichern Reiche der Liebe reisen, wo, wer nicht das Vaterunser des heiligen Julianus gesprochen hat, wenn er auch ein gutes Vette bekommt, dennoch oft schlecht beherbergt ist.“

Zu der Zeit des Markgrafen Azzo von Ferrara nämlich war ein Kaufmann, Namens Rinaldo von Asti, seiner Geschäfte wegen nach Bologna gekommen und lehrte nun, nachdem er sie beendigt hatte, wieder heim. Da geschah es, daß er, gegen Verona reitend und kaum über Ferrara hinausgekommen, auf eine Anzahl Menschen traf, die ihm Kaufleute zu sein schienen, in der That aber Wegelagerer waren und ein ruchloses Leben führten. Er war unvorsichtig genug, im Gespräch mit ihnen sich an sie anzuschließen; sie aber beschlossen, als sie gewahr wurden,

den, er sei ein Kaufmann, in der Voraussetzung, daß er Geld bei sich haben werde, ihn bei der ersten Gelegenheit, die sie ersehen würden, auszoplündern. Zu dem Ende, und damit er keinerlei Verdacht schöpfen sollte, redeten sie mit ihm, wie gesittete Leute von guter Herkunft, nur von anständigen und ehrbaren Dingen und stellten sich, so viel sie nur wußten und konnten, gegen ihn freundlich und bescheiden. Rinaldo dagegen, der mit einem berittenen Diener allein reiste, schätzte es sich zum großen Glücke, sie gefunden zu haben.

Wie es nun in den Gesprächen zu geschehen pflegt, so traf es sich, daß sie in der Unterhaltung, die sie während des Reitens führten, von einem Gegenstand auf den anderen verfielen und unter andern auch auf die Gebete zu reden kamen, mit denen sich die Menschen an Gott wenden. Da sagte einer der Wegelagerer, deren drei waren, zu Rinaldo gewandt: „Und Ihr, werther Herr, was für ein Gebet pflegt denn Ihr unterwegs zu sagen?“

„In der That,“ erwiderte Rinaldo, „ich bin in solchen Dingen einfältig und unerfahren, und weil ich nach alter Weise sachte fortlebe, habe ich nicht viel Gebete zur Hand und lasse den Groschen zwölf Pfennig gelten. Doch habe ich auf der Reise immer die Gewohnheit gehabt, des Morgens, wenn ich das Wirthshaus verlasse, ein Vaterunser und ein Ave Maria für die Seele des Vaters und der Mutter des heiligen Julianus zu beten. Und dann bitte ich Gott und diesen Heiligen, mir für die nächste Nacht eine gute Herberge zu geben. Nun bin ich in meinem Leben schon oft genug unterwegs in großer Gefahr gewesen, bin aber immer noch glücklich davon gekommen und am Abend bei ordentlichen Leuten gut beherbergt worden; darum habe ich auch den festen Glauben, daß der heilige Julianus, dem zu Ehren ich jene Gebete spreche, mir diese Gnade von Gott ausgewirkt hat, und ich würde glauben, den Tag über eine schlechte Reise zu haben, und den Abend kein gutes Unterkommen zu finden, hätte ich sie

einmal des Morgens nicht gebetet." Darauf sagte Der, welcher ihn gefragt hatte: „Habt Ihr denn auch heute Morgen dies Vaterunser gebetet?" „Gewiß," antwortete Rinaldo. Der Andre aber, der schon wußte, was im Werke war, sprach bei sich selber: „Du wirst's noch brauchen können, denn, wenn uns nichts dazwischen kommt, denke ich, sollst Du doch wol eine schlechte Herberge haben." Dann sagte er laut: „Ich bin doch auch schon viel herumgereist, und, obgleich ich's wol oftmals habe loben hören, habe ich es niemals gebetet; dennoch hat sich's noch nie geschickt, daß ich andere als gute Herberge gehabt hätte, und heute Abend werdet Ihr ja noch sehn, wer besser herbergen wird, Ihr, da Ihr es gesagt habt, oder ich, da ich es nicht gethan habe. Freilich bediene ich mich statt dessen des dirupisti oder des intemerata, oder auch des de profundis, welche, wie meine Großmutter zu sagen pflegte, von ausnehmender Kraft sind."

So sprachen sie im Weiterreiten von allerhand Dingen, und Jene warteten Ort und Zeit ab, um ihren ruchlosen Vorsatz auszuführen. Als es nun schon spät geworden und sie über San Guiglio hinaus eben durch einen Fluß zu segeln hatten, fielen die Drei, weil der Ort abgelegen und rings versteckt, auch die Nacht bereits hereingebrochen war, den Rinaldo an, plünderten ihn aus und sagten, als sie ihn zu Fuß und im Hemde zurückließen: „Nun geh und sieh zu, ob Dein heiliger Julianus Dir die Nacht eine gute Herberge geben wird. Unser Heiliger wird uns schon eine verschaffen." Damit setzten sie durch den Fluß und ritten weiter. Als Rinaldo's Diener seinen Herrn angreifen sah, hatte er aus Feigheit nicht allein Nichts gethan, um ihm beizustehen, sondern sogleich sein Pferd umgedreht und im schnellsten Laufe nicht eher angehalten, als bis er in San Guiglio angekommen war, wo er, ohne sich sonst um etwas zu bekümmern, da es schon spät war, ruhig einkehrte. Rinaldo, der inzwischen barfuß und im Hemde, wie er war, bei der großen

Kälte und bei anhaltendem Schnee nicht wußte, was er machen sollte, sang, da die Nacht schon herangekommen war und er zitterte und mit den Zähnen klapperte, an, sich ringsumher nach einem Zufluchtsort umzusehn, wo er die Nacht zubringen könnte, ohne Frostes zu sterben. Da aber kurz vorher der Krieg in jenen Gegenden gehaust hatte, und Alles verbrannt worden war, fand er keinen und lief deshalb, von der Kälte getrieben, in vollem Trabe nach Castel San Guiglio, wo er, im Halle er nur noch in den Ort hinein könnte, durch Gottes Gnade Hülfe zu finden hoffte, ob ihm gleich unbekannt war, ob sein Diener sich dort, oder wo sonst hin geflüchtet habe. Doch die dunkle Nacht überfiel ihn bereits etwa eine Stiege weit von dem Orte, und, wie er hinkam, waren die Thore verschlossen, und die Zugbrücken aufgezogen. Trostlos und betrübt darüber sah er sich weinend nach einem Orte um, wo er sich, wenigstens, ohne beschneit zu werden, niedersetzen könnte, und zum Glücke fiel ihm ein Haus in die Augen, das über die Mauern des Fleckens ein wenig herausgebaut war, und er entschloß sich schnell, unter diesem Vorbau den Tag abzuwarten. Dort fand er eine Thür, an deren Schwelle er, obgleich sie verschlossen war, sich auf einiges verdorbenes Stroh, das er in der Nähe zusammengelesen hatte, niedersetzte, und sich bitterlich über den heiligen Julianus beklagte und meinte, das heiße dem Vertrauen, das er auf ihn gesetzt habe, schlecht entsprechen.

Der heilige Julianus aber hatte ihn nicht vergessen und bereitete ihm schnell eine gute Herberge. In jenem Orte nämlich wohnte eine junge Witwe, von so schöner Gestalt, als nur irgend eine andre, die der Markgraf Azzo wie sein Leben liebte und auf ihren Wunsch hier unterhielt. Diese Witwe nun wohnte eben in jenem Hause, unter dessen Vorbau Rinaldo sich niedergesetzt hatte, und zufälliger Weise war gerade den vorhergehenden Tag der Markgraf in der Absicht, die Nacht bei ihr zu schlafen,

dorthin gekommen und hatte sich auf den Abend ein Bad und eine treffliche Mahlzeit bestellt. Als indes Alles schon bereitet war, und die Witwe nur noch auf die Ankunft des Markgrafen wartete, kam ein Diener an das Thor und brachte dem Markgrafen Nachrichten, um derentwillen er sogleich fortreiten müste. So ließ er denn seiner Geliebten sagen, sie möge nicht auf ihn warten, und ritt weiter. Diese jedoch war damit ziemlich unzufrieden und entschloß sich endlich, da sie nichts Besseres zu thun wußte, selber in das für den Markgrafen bereitete Bad zu steigen, dann zu Abend zu essen und schlafen zu gehn.

Wirklich hatte sie das Erste bereits gerhan. Dies Bad aber war ganz nahe an der Thür, an die sich Rinaldo außerhalb der Ringmauern anlehnte, und so konnte denn unsre Witwe von dort aus das Weinen und Beben des Rinaldo, der mit den Zähnen klapperte, wie ein Storch, genau vernehmen. Sie rief deshalb ihre Dienerin und sagte ihr: „Geh hinauf und sieh einmal nach, wer außerhalb der Mauer an unsrer Thürschwelle ist, und was er da macht.“ Die Magd ging hin und sah bei der Helle, die der Schnee verbreitete, den Rinaldo barfusß und im Hemde, und, wie schon erwähnt, am ganzen Leibe zitternd, unten sitzen. Auf die Frage, wer er sei, antwortete dieser unter solchem Beben, daß er kaum die Worte vorbringen konnte, und fügte, so kurz als er konnte, hinzu, wie und weshalb er hierher gekommen sei; dann aber bat er sie flehentlich, wenn es möglich wäre, möchte sie ihn nicht vor Frost die Nacht über dort umkommen lassen. Seine Erzählung erbarmte das Mädchen, und sie berichtete Alles ihrer Frau, zu der sie zurückkehrte. Auch diese fühlte Mitleiden, und, da sie sich entsann, daß sie den Schlüssel der Thür habe, die zu Seiten gedient hatte, den Markgrafen heimlich einzulassen, sagte sie: „Geh und mach ihm sachte auf. Das Abendessen steht ohnehin da, daß wir nicht damit fertig werden können, auch haben wir ja Platz genug, um ihn zu beherbergen.“ Die Dienerin

lobte die mitleidige Gesinnung ihrer Gebieterin gar sehr, ging und machte ihm auf und führte ihn zu der Witwe herein. Als diese sah, wie er fast erfroren war, sagte sie ihm: „Guter Freund, steige in dies Bad, weil es noch warm ist.“ Rinaldo ließ sich das nicht zwei Mal sagen, und fühlte sich durch die Wärme des Bades so gestärkt, daß er vom Tode zum Leben gekehrt zu sein glaubte. Inzwischen ließ ihm die Witwe die Kleider zurechtlegen, die ihr Mann kurz vor seinem Tode getragen hatte, und, wie er sie sich anzog, paßten sie ihm, als wären sie auf seinen Leib gemacht. Während er nun erwartete, was die Frau ihm befehlen werde, dankte er Gott und dem heiligen Julianus, daß sie ihm eine so schlimme Nacht, wie er sie gefürchtet, erspart und ihm ein so gutes Unterkommen, als dies zu sein schien, zugeführt hätten.

Nachdem die Witwe eine Weile geruht, ging sie in einen Saal, wo sie ein großes Feuer hatte anzünden lassen, und fragte, wie es mit dem fremden Manne gehe. „Madonna,“ antwortete die Dienerin, „er hat sich jetzt angezogen und ist ein hübscher Mann, und, wie es scheint, gar ordentlich und wohlgerzogen.“ „Geh denn,“ erwiderte die Witwe, „ruf ihn und sag ihm, er solle sich am Feuer zu wärmen kommen, und dann wird er zu Abend essen, denn ich weiß ja, daß er noch nicht gegessen hat.“ Als Rinaldo in den Saal eintrat und seine Wirthin sah, wurde er wohl gewahr, daß sie eine Frau von Stande sei, und so grüßte er sie ehrerbietig und dankte ihr für die erwiesene Wohlthat so sehr, als er es nur immer vermochte. Der Witwe aber schien er seinem Aussehen und seinen Worten nach ganz Dem zu entsprechen, was ihre Dienerin von ihm gesagt hatte, und so empfing sie ihn freundlich, hieß ihn sich vertraulich neben sie ans Feuer setzen und fragte ihn wegen des Unfalls, der ihn hergeführt hatte. Jener erzählte ihr Alles der Reihe nach, und, da die Witwe von Rinaldo's Diener gehört hatte, als er im Orte angekommen war, maß sie seinen Worten

vollkommenen Glauben bei, und sagte ihm, was sie in Betreff seines Dieners wußte, und wie er diesen am andern Morgen leicht werde wiederfinden können. Während der Zeit war angerichtet worden, und, nachdem sich Beide die Hände gewaschen hatten, setzte sich Rinaldo, auf der Dame Geheiß, mit ihr zu Tische. Er war groß und wohlgewachsen, von schönen und wohlgefälligen Gesichtszügen, von artigen und einnehmenden Sitten und in seinen besten Jahren. In unserer Witwe aber war, in der Meinung, daß der Markgraf die Nacht bei ihr zubringen sollte, das Begehrungsvermögen bereits erwacht, und so hoffte sie denn oft die Augen auf Rinaldo, fand besonderes Behagen, ihn anzuschauen, und sah es endlich förmlich auf ihn ab. Demzufolge berieh' sie sich nach dem Abendessen mit ihrer Diennerin, ob sie nicht, da der Markgraf sie angeführt habe, sich die Gelegenheit zu Nutze machen solle, die das Glück ihr zugesandt habe. Die Diennerin, welche wohl merkte, wie große Lust ihre Gebieterin habe, ermunterte sie nach Kräften, dieser nachzugeben. So kehrte die Dame denn zurück zum Feuer, wo sie den Rinaldo gelassen, sah ihn mit verliebten Augen an und sagte: „Nun, Rinaldo, warum so nachdenklich? Sind denn das Pferd und die paar Kleidungsstücke, die Ihr eingebüßt habt, so unerzählich? Gebt Euch zufrieden, seid munter und denket, Ihr seid zu Hause. Ja, ich könnte Euch noch mehr sagen: in den Kleidern, die Ihr da anhaft, und die meinem verstorbenen Manne angehört, kommt Ihr mir vor, wie er selber, und mich hat heute Abend wol hundert Mal die Lust angewandelt, Euch um den Hals zu fallen und Euch zu küssen; und, wahrhaftig, hätte ich nicht gefürchtet, Euch lästig zu fallen, so hätte ich's auch gethan.“ Als Rinaldo, der nicht auf den Kopf gefallen war, diese Worte hörte und sah, wie die Augen der jungen Witwe blitzen, ging er mit offenen Armen auf sie zu und sagte: „Madonna, wenn ich, in Erinnerung an den Zustand, aus dem Ihr mich befreien ließet,

Euch in alle Zukunft mein Leben werde zu danken haben, so wäre es wol sehr undankbar, wollte ich nicht Alles zu thun mich bestreben, was Euch genehm sein kann. Folgt also immerhin Eurer Lust, mich zu umarmen und zu küssen; denn, was mich betrifft, so werde ich Euch wahrhaftig gerne umarmen und gerne küssen.“ Weiter bedurfte es keiner Worte. Die Witwe, die vor liebevollem Verlangen ganz entbrannt war, warf sich augenblicklich in seine Arme, und, nachdem sie ihn wol tausend Mal gedrückt und geküßt hatte und eben so oft von ihm geküßt worden war, standen sie miteinander auf und gingen in die Kammer, wo sie sich, ohne zu verweilen, niederlegten und, bevor der Morgen anbrach, ihren Wünschen volle und öfters wiederholte Befriedigung gewährten.

Als jedoch das Morgenrotz zu dämmern anfing, erhoben sie sich auf den Wunsch der Witwe von ihrem Lager, und, damit Niemand errathen könne, was geschehen sei, gab sie ihm einige schlechte Kleidungsstücke zum Anziehen, füllte ihm den Beutel mit Geld und ließ ihn, mit der Bitte, das Geschehene zu verschweigen, nachdem sie ihm vorher gezeigt hatte, welchen Weg er einschlagen solle, um seinen Diener wiederzufinden, zu derselben Kleinen Thür hinaus, durch welche er hereingekommen war.

Sobald es heller Tag geworden und die Thore geöffnet worden waren, ging er, als ob er von weither käme, in den Ort hinein und suchte seinen Diener auf. Wie er sich nun wieder mit seinen Sachen, die in dem Mantelsacke geblieben waren, bekleidet hatte und eben auf das Pferd des Dieners steigen wollte, geschah es, wie durch ein göttliches Wunder, daß die drei Wegelagerer, die ihn am Abend vorher ausgeplündert hatten und wegen eines andern von ihnen begangenen Verbrechens bald darauf gefangen waren, in eben jenen Ort eingebrocht wurden. So erhielt er denn in Folge ihres eigenen Geständnisses sein Pferd, seine Kleidungsstücke und sein Geld wieder, und er blüste nichts ein, als ein paar Kniebänder, von denen

die Räuber nicht wußten, was sie damit gemacht hätten. Voller Dank gegen Gott und den heiligen Julian stieg Rinaldo zu Pferde und kam heil und gesund zu Hause an; die drei Wegelagerer aber gaben schon am andern Tage den Winden Fußtritte.

Dritte Geschichte.

Drei Jünglinge bringen das Ihrige durch und verarmen. Ein Knecht von ihnen kehrt hoffnungslos nach Hause zurück und trifft unterwegs mit einem Abte zusammen. Dieser entdeckt sich als Tochter des Königs von England, heirathet ihn und macht seine Ohme durch Erfolg des Verlorenen wieder wohlhabend.

Die Schicksale des Rinaldo von Asti waren von den Mädchen mit Bewunderung angehört worden; sie lobten seine Frömmigkeit und dankten Gott und dem heiligen Julianus, daß sie in seiner größten Noth seiner sich angenommen hatten. Doch hielten sie deshalb die Witwe, wenngleich sie darüber nur verstohlen sich däuserten, keinenwegs für thöricht, daß sie das Glück, welches ihr Gott ins Haus gesandt, so gut zu benutzen gewußt hatte. Während noch über die angenehme Nacht, welche ihr zu Theil geworden, gesprochen und gelacht ward, fing Pam-pinea, die, als nächste Nachbarin des Philostratus, voraussehete, daß die Reihe sie treffen werde, wie dies auch wirklich der Fall war, bei sich selber an, darüber nachzudenken, was sie reden wollte, und sagte alsdann, nach dem Geheise der Königin, unbefangen und fröhlich: „Je mehr man über die wechselnden Gegebenheiten des Glückes redet, desto mehr bleibt dem Aufmerksamen darüber zu sagen, und daß sich dies also verhalte, wird Niemanden

verwundern können, der vernünftig berücksichtigt, wie alle die Gegenstände, die wir thörichter Weise unser nennen, in des Glückes Händen liegen und demzufolge von ihm, nach seinem verborgenen Rathschlusse, ohne einigen Stillstand und ohne daß wir das regende Gesetz zu erkennen wüßten, von Einem auf den Andern übertragen werden. Ob sich dies nun gleich uns überall und alltäglich auf das eindringlichste offenbart und auch durch einige der vorigen Geschichten belegt worden ist, werde ich doch, weil nach dem Gefallen der Königin über diesen Gegenstand gesprochen werden soll, vielleicht nicht ohne Nutzen der Hörenden eine Geschichte zu den früheren hinzufügen, die, wie ich hoffe, Beifall finden wird.

Es war in unserer Stadt vor Zeiten ein Edelmann, der den Namen Herr Tedaldo führte und, wie Einige vorgeben, zu der Familie der Lamberti, nach der Behauptung Andrer aber zu der der Agolanti gehörte, obgleich die letzte Meinung wol mehr durch das Geschäft, das seine Söhne später betrieben und das bei den Agolanti immer einheimisch war und ist, als durch einen andern Grund veranlaßt ist. Doch ich lasse es dahin gestellt, zu welcher von beiden Familien er gehörte, und sage nur, daß er zu seiner Zeit einer der reichsten Edelleute war, und daß er drei Söhne hatte, von denen der erste Lamberto, der zweite Tedaldo und der dritte Agolante hieß, die bereits zu hübschen und ritterlichen Junglingen herangewachsen waren, wiewol der älteste noch nicht sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, als der reiche Herr Tedaldo starb und ihnen, als seinen rechtmäßigen Erben, seine ganze liegende und fahrende Habe hinterließ. Wie diese sich an baarem Gelde und an Besitzungen so reich sahen, singen sie, nur von ihrer eigenen Lust geleitet, an, ihr Geld ohne Maß und Schranken zu verthun, hielten sich große Dienerschaft und auserlesene Pferde, Hunde und Falken, gaben fortwährend öffentliche Bankette, theilten Geschenke aus, hielten Waffenspiele und thaten mit einem Worte, nicht

sowol was für Edelleute sich geziemt, sondern was zu thun ihnen in ihren jugendlichen Sinn kam. Dies Leben hatten sie noch nicht lange geführt, als der von ihrem Vater ihnen hinterlassene Schatz sich zu vermindern anfing und sie genöthigt waren, um den begonnenen Aufwand, zu dem die bloßen Einkünfte nicht mehr genügten, fortzuführen zu können, ihre Besitzungen theilweise zu verkaufen und zu verpfänden. So büßten sie heute die eine und morgen die andre ein, und wurden es kaum eher gewahr, als bis ihnen fast gar nichts mehr übrig geblieben war; da öffnete die Armut ihre Augen, welche der Reichthum verschlossen hatte. Lamberto rief eines Tages die beiden andern zu sich, erinnerte sie, welch ein ehrenvolles Leben ihr Vater und nachher sie selber geführt hätten, wie ausgedehnt ihr Reichthum gewesen sei; dann schilderte er ihnen die Armut, in die sie durch ihren ungeregelten Aufwand sich gestürzt, und ermahnte sie so nachdrücklich als er konnte, bevor ihre Dürftigkeit noch offenkundiger würde, gemeinschaftlich mit ihm das Wenige, das ihnen geblieben war, zu verkaufen und in die Fremde zu gehen.

Und so thaten sie denn auch wirklich; sie verließen Florenz, ohne von Jemand Urlaub zu nehmen, in aller Stille und ruhten nicht eher, als bis sie in England waren. Hier mietheten sie sich in London ein kleines Häuschen und fingen, bei der größten Sparsamkeit in ihren Ausgaben, auf argen Wucher Geld zu leihen an, wobei ihnen das Glück so günstig war, daß sie in wenig Jahren sich ein großes Vermögen erlubrigen. Darauf reiste bald der Eine, bald der Andre von ihnen nach Florenz zurück; sie brachten ihre ehemaligen Besitzungen zum größten Theile wieder an sich, kaufsten noch viele andere dazu und verheiratheten sich in ihrer Heimat. Da sie aber immer noch fortzuführen in England zu wuchern, schickten sie einen Neffen von ihnen, Namens Alessandro, dorthin, um ihre Geschäfte zu besorgen.

Sie selber blieben in Florenz und fingen, des Zustandes uneingedenk, in welchen sie früher ihr übertriebener Aufwand gestürzt hatte, und obgleich sie jetzt für Frau und Kinder mit zu sorgen hatten, verschwenderischer als je zu leben an, sodass alle Kaufleute die größte Meinung von ihnen hegten und ihnen jede beliebige Summe anvertraut hätten. Einige Jahre lang half ihnen das Geld, welches Alessandro ihnen schickte, solchen Aufwand zu bestreiten; denn dieser borgte seit einiger Zeit vielen Edelleuten auf ihre Burgen und sonstigen Einkünfte und machte dabei die vortheilhaftesten Geschäfte. Während jedoch die drei Brüder auf solche Weise verschwendeten und, wenn es ihnen an Gelde fehlte, in der festen Hoffnung auf die Sendungen aus England welches aufnahmen, geschah es, dass in England, was kein Mensch vermuthet hatte, ein Krieg zwischen dem Könige und einem seiner Söhne ausbrach, der die ganze Insel in zwei Parteien theilte, indem die eine es mit dem Vater, und die andre mit dem Sohne hielt. Durch diesen Krieg wurden denn auch dem Alessandro alle Burgen der Barone, die ihm verpfändet waren, entrissen, und keine der andern Einkünfte gewährte ihm bessere Sicherheit. Da man jedoch von einem Tage zum andern auf den Frieden zwischen Vater und Sohn hoffte, in Folge dessen auch dem Alessandro Alles, sowol Zinsen als Capital, hätte wieder erstattet werden müssen, verließ dieser die Insel nicht, und die drei Brüder, die in Florenz wohnten und ihren großen Aufwand in nichts beschränkten, borgten täglich mehr Geld auf. Als indes die gehegten Hoffnungen im Verlauf mehrerer Jahre keinen Erfolg hatten, verloren die drei Brüder nicht allein ihren Credit, sondern sie wurden auch auf Verlangen ihrer Gläubiger, die bezahlt sein wollten, gesangen gesetzt und mussten, da ihre Besitzungen nicht genügten, um die Schulden zu decken, wegen des Überrestes im Gefängniße bleiben. Ihre Frauen aber und ihre kleinen Kinder suchten theils auf den Dörfern, theils hier

und dort, in gar dürftigen Umständen, ihr Unterkommen, ohne für die Zukunft etwas Anderes als Noth und Elend erwarten zu können.

Alessandro hatte inzwischen in England mehrere Jahre lang vergebens auf den Frieden gewartet; als er aber noch immer keine Aussicht dazu sah, und sein längeres Verweilen ihm nicht minder lebensgefährlich als unnütz zu sein schien, entschloß er sich, nach Italien zurückzukehren, und machte sich ganz allein auf den Weg.

Da traf es sich nun, daß gerade zugleich mit ihm ein weißgekleideter Abt von Brüssel abreiste, dem viele Mönche Gesellschaft leisteten und zahlreiche Dienerschaft mit Saumrosen voranzog. Diesen folgten zwei Edelleute von altem und dem Könige verwandtem Stamme, zu denen Alessandro sich, als zu früheren Bekannten, gesellte und willig von ihnen aufgenommen ward. Im Weiterreiten fragte sie Alessandro mit geziemender Bescheidenheit, wer die Mönche wären, die mit so vieler Dienerschaft vorausritten, und wohin sie reisten. „Der Vorderste,“ erwiderte einer der beiden Edelleute, „ist ein junger Vetter von uns, der kürzlich zum Abte einer der größten Abteien von England erwählt worden ist. Weil er aber jünger ist, als die Gesetze Denen gestatten, welche diese Würde erlangen wollen, gehn wir jetzt mit ihm nach Rom, um den heiligen Vater zu bitten, daß er ihn wegen seines ungenügenden Alters dispensire und dann in seiner Würde bestätige; doch darf davon noch nicht geredet werden.“ Unterwegs ritt der junge Abt bald vor und bald hinter seiner Dienerschaft, wie wir das täglich geschehn sehn, wenn große Herren über Land reisen, und so bemerkte er denn auch einmal den Alessandro, der zufällig in seine Nähe gekommen war.

Alessandro war ein junger Mann von schönem Wuchse und einnehmenden Gesichtszügen und so wohlgesittet und unterhaltend, als man es nur sein kann. In der That gefiel er dem Abte im ersten Augenblicke auf eine so erstaunliche Weise, als ihm nie zuvor etwas Anderes gefal-

len hatte, und er rief ihn zu sich und fing freundlich mit ihm zu reden an, und fragte ihn, wer er wäre, wohin er käme und wohin er ginge. Alessandro gab ihm auf seine Fragen volle Auskunft, eröffnete ihm unverhohlen seine ganze Lage und erbot sich, so gering auch seine Kräfte seien, zu jedem Dienste. Wie der Abt diese verständige und wohlgesetzte Antwort hörte, wie er Alessandro's feine Bildung im Einzelnen genauer beobachtete und bei sich selber erwog, daß jener, ungeachtet seines widrigen Geschäftes, dennoch ein Edelmann sei, wurde sein Wohlgefallen an ihm immer lebhafter. Voller Mitleiden mit seinen Unglücksfällen ermunterte er ihn zutraulich und hieß ihm, gute Hoffnung hegen; denn, wenn er nur ein wacker Mann sei, werde Gott ihn noch an dieselbe Stelle, von der er ihn verstoßen habe, und auch noch höher setzen. Uebrigens bat er ihn, da seine Reise nach Toscana gerichtet sei, und auch er ein gleiches Ziel habe, ihm unterwegs Gesellschaft zu leisten. Alessandro dankte ihm für so freundlichen Zuspruch und erklärte, zu Allem bereit zu sein, was jener ihm befehlen würde.

Von neuen Empfindungen innerlich bewegt, setzte der Abt seine Reise weiter fort, und nach einigen Tagen langte die Gesellschaft in einem Dorfe an, das mit Wirthshäusern gar spärlich versehen war. Da jedoch der Abt eben hier einkehren wollte, ließ ihn Alessandro in dem Hause eines Wirthes absteigen, mit dem er von früherer Zeit her befreundet war, und sorgte dafür, daß ihm ein Zimmer zubereitet wurde, das unter allen im Hause noch am mindesten unbequem gelegen war. Alessandro war ohnehin eine Art von Haushofmeister des Abtes geworden, und in dieser Eigenschaft brachte er das übrige Gefolge, so gut er konnte, in den benachbarten Häusern, in denen er wohl bekannt war, unter. Als nun der Abt zu Abend gegessen, und es schon so spät in der Nacht geworden war, daß alle Leute sich niedergelegt hatten, fragte Alessandro den Wirth, wo er selber schlafen könne. „Das weiß ich wirk-

lich nicht," antwortete der Wirth, „Du siehst, Alles ist besetzt, und kannst Dich überzeugen, daß meine Leute auf den Bänken schlafen müssen. In der Stube des Abtes wären freilich noch einige Kornladen; da könnte ich Dich hinführen und ein paar Betten drauf legen, und, wenn's Dir recht wäre, könntest Du die Nacht, so gut es gehen will, darauf schlafen.“ Alessandro entgegnete: „Wie soll ich jetzt noch in des Abtes Stube gehn, die überdies so klein ist, daß keiner seiner Mönche darin hat schlafen können? Hatt' ich's gewußt, ehe die Vorhänge zugezogen wurden, so hätt' ich auf den Kornkästen ein paar Mönche schlafen lassen und wäre selber dahingegangen, wo die jetzt sind.“ Darauf sagte der Wirth: „Es ist doch nun aber einmal so, und Du findest dort, wenn Du willst, das beste Lager von der Welt. Der Abt schläft, und die Vorhänge sind zugezogen; ich bringe Dir in aller Stille ein Kissen, und Du schläfst da.“ Wie Alessandro sah, daß die Sache sich thun lasse, ohne dem Abte beschwerlich zu fallen, willigte er ein und legte sich, so leise als möglich, zurecht.

Der Abt aber schloß noch nicht, sondern hing seinem neuerregten Verlangen leidenschaftlich nach und hatte Alles gehört, was Alessandro und der Wirth miteinander gesprochen und wo jener sich niedergelegt hatte. In seinem Innern darüber hocherfreut, sagte er bei sich selbst: „Gott hat mir Gelegenheit zur Erfüllung meiner Wünsche gegeben. Wenn ich sie vorübergehen lasse, wird auf lange Zeit so leicht keine ähnliche wieder kommen.“ Entschlossen also sie zu nützen, rief er, sobald ihm Alles im Hause still zu sein schien, den Alessandro mit leiser Stimme und hieß ihm, sich zu ihm in's Bett legen. Alessandro widerstrebe anfangs, dann aber entkleidete er sich und legte sich nieder. Sogleich schlängt der Abt seinen Arm um ihn und umfaßte ihn auf die Weise, wie liebende Mädchen es ihren Geliebten zu thun pflegen. Alessandro war darüber nicht wenig erstaunt und dachte,

Abt umarme ihn auf solche Weise von schändlicher Liebe getrieben. Dieser errieth indeß, entweder aus dem Benehmen des Alessandro, oder aus eigener Vermuthung sogleich den Verdacht des Letzteren, zog sich deshalb augenblicklich das Hemde aus, das er noch anhatte, ergriff die Hand des jungen Mannes, legte sie auf seine Brust und sagte: „Alessandro, verbanne Deinen thörichten Wahn und erkenne hier, was ich bisher verbarg.“ Alessandro's Hand hatte inzwischen auf der Brust des Abtes zwei runde, feste und zarte Hügel entdeckt, die sich nicht anders anfühlen ließen, als seien sie von Elfenbein, und kaum hatte er diese gefunden und sogleich erkannt, sie sei ein Mädchen, so hatte er auch, ohne weitere Aufforderung abzuwarten, sie in den Arm genommen und wollte sie schon zu küssen anfangen, als sie ihn mit folgenden Worten unterbrach: „Ehe Du mir näher kommst, höre erst, was ich Dir sagen will. Ich bin, wie Du Dich überzeugt haben wirst, ein Weib und kein Mann; als Jungfrau habe ich meine Heimat verlassen und reiste in der Absicht zum Papst, daß er mich verheirathen sollte. Zu Deinem Glücke, oder vielleicht zu meinem Unstern bin ich vor einigen Tagen, als ich Dich zum ersten Male sah, in solcher Liebe zu Dir entbrannt, daß nie ein Weib heftiger einen Mann geliebt hat. Deshalb habe ich beschlossen, lieber Dich als irgend einen Andern zum Manne zu nehmen. Willst Du mich aber nicht zur Frau, so verlaß mich augenblicklich und kehre zu Deiner Schlaftstelle wieder zurück.“ Obgleich Alessandro sie nicht kannte, so schloß er doch, mit Rücksicht auf die Gesellschaft, in der sie reiste, sie müsse vermögend und von gutem Stande sein, und daß sie schön war, sah er selbst. So antwortete er denn, ohne sich eben lange zu besinnen, wenn es ihr gefällig sei, so sei es ihm höchst erwünscht. Darauf richtete sie sich im Bette auf, gab ihm einen Ring in die Hand und hieß ihm, sich ihr vor einem Bilde, das dort hing, und auf welchem unser Heiland abgebildet war, verloben. Dann umarmten

sie sich und ergötzen sich während des übrigen Theils der Nacht aneinander zu großer beiderseitiger Lust. Als der Tag heranbrach, und nachdem sich beide über ihr künftiges Vertragen verabredet hatten, stand Alessandro auf und verließ die Stube, so wie er hereingekommen war, ohne daßemand erfuhr, wo er die Nacht geschlafen hätte. Dann machte der Abt sich hochvergnügt mit seiner Gesellschaft wieder auf den Weg, und nach einer Unzahl Tage-reisen kamen sie endlich in Rom an.

Raum hatten sie sich hier einige Tage lang ausgeruht, so wartete der Abt mit den beiden Edelleuten und Alessandro dem Papste auf und fing nach der geziemenden Begrüßung also zu reden an: „Heiliger Vater, Euch muß es besser als irgend einem Andern bekannt sein, daß, wer rechtlich und ehrbar leben will, so viel er kann, jeden Anlaß meiden muß, der ihn anders zu handeln verleiten könnte. Da ich nun gesonnen bin, auf die angegebene Weise zu leben, bin ich, um jener Regel vollkommen zu genügen in der Tracht, in der Ihr mich seht, von dem Hofe meines Vaters, des Königs von England, geflohen und habe einen großen Theil seiner Schläfe mit mir genommen. Dieser wollte mich nämlich, so jung als ich bin, an den König von Schottland, einen steinalten Herrn, verheirathen; ich aber habe mich hierher auf den Weg gemacht, damit Eure Heiligkeit mich vermählen möge. Auch hat mich nicht sowol das Alter des Königs von Schottland zur Flucht bewogen, als die Furcht, ich könnte in Folge meiner jugendlichen Schwäche, wenn ich an ihn verheirathet wäre, mich wider die göttlichen Geseze und wider die Ehre des königlichen Blutes meines Vaters versündigen. Während ich nun in solcher Absicht hierher reiste, hat mir Gott, der allein vollkommen weiß, was einem Leben Noth thut, nach seiner Barmherzigkeit, wie ich glaube, Den vor die Augen geführt, der nach seinem Willen mein Gemahl sein soll, und das ist dieser junge Mann.“ dabei zeigte sie auf Alessandro, „den Ihr hier an meiner Seite

seht, und dessen edle Sitten und wackeres Benehmen jeder noch so großen Dame würdig sind, wenn auch vielleicht der Adel seines Blutes dem des königlichen nachstehen muß. Ihn also habe ich mir auserlesen, ihn will ich zum Gemahle und nie werde ich einen andern nehmen, was auch mein Vater oder die Welt dazu sagen mögen. Dadurch ist in der That der Hauptgrund, um dessentwillen ich mich auf den Weg gemacht, erledigt worden; dennoch habe ich meine Reise vollenden wollen, theils um die heiligen und ehrwürdigen Dörter zu besuchen, von denen diese Stadt so voll ist, und um Eure Heiligkeit selber zu sehn, theils aber auch, um die zwischen Alessandro und mir bisher allein im Angesichte Gottes geschlossene Ehe Euch und in Folge dessen den übrigen Menschen zu offenbaren. So bitte ich Euch denn flehentlich, was Gott und mir gefallen hat, auch Euch genehm sein lassen zu wollen und Euren Segen uns zu ertheilen, auf daß wir mit ihm, als einem sicheren Unterpfande der Billigung Desjenigen, dessen Statthalter Ihr seid, zu Gottes und zu Eurer Ehre leben und endlich vereinst sterben können."

Alessandro erstaunte, als er vernahm, seine Gattin sei die Tochter des Königs von England, und innige aber versteckte Freude erfüllte ihn. Mehr aber noch erstaunten die beiden Edelleute, und sie wurden darüber so unwillig, daß sie, wäre es anderwärts, als dem Papste gegenüber gewesen, sich gegen den jungen Mann und vielleicht auch gegen die Dame thäglich vergangen haben würden. Auf der anderen Seite erstaunte auch der Papst über die Tracht der Dame und über ihren Entschluß; da er jedoch einsah, daß das Geschahene nicht mehr rückgängig gemacht werden könne, beschloß er, ihrer Bitte zu willfahren. Von allen Dingen beruhigte er die beiden Edelleute, deren Unwillen er bemerk't hatte, und stellte ihr gutes Vernehmen mit der Dame und Alessandro wieder her, dann ordnete er an, was ferner geschehen solle. Als der von ihm festgesetzte Tag nun herangekommen war, berief er, in Gegenwart

sämmtlicher Cardinale und anderer ausgezeichneter Personen, die auf seine besondere Einladung zu einem glänzenden Feste erschienen waren, die Dame, welche, Königlich geschmückt, so reizend und so anmuthig erschien, daß sie von Allen verdientes Lob erwarb, und den Alessandro, der, ebenfalls kostlich geschmückt, nicht für einen jungen Mann, der auf Wucherzinsen geliehen, sondern für einen königlichen Prinzen gehalten werden konnte, wie ihm denn in der That von den beiden Edelleuten viel Ehre erwiesen ward. Hier ließ der Papst das Eheverlobniß aufs neue feierlich begehen, und, nachdem die Hochzeit festlich und prachtvoll begangen war, verabschiedete er sie mit seinem Segen.

Alessandro wünschte, und die Dame willigte ein, daß die Rückreise von Rom über Florenz gemacht werde, wo hin das Gerücht schon Kunde dieser Begebenheiten gebracht hatte. Von den Einwohnern mit höchsten Ehren aufgenommen, ließ die Dame, nachdem sie alle Gläubiger befriedigt hatte, die drei Brüder befreien und setzte sie und ihre Frauen in die ehemaligen Besitzungen wieder ein. Um dessentwillen von Allen wohlgesitten, verließen Alessandro und seine Frau Florenz, von wo sie den Agolante mitnahmen. In Paris angelangt, wurden sie von dem König ehrenvoll empfangen. Von dort aus reisten die beiden Edelleute nach England und vermochten soviel über den König, daß er der Tochter seine Liebe wieder zuwandte und sie und seinen Schwiegersohn mit großen Freuden bei sich empfing. Den lehtern machte er bald darauf in besonders ehrenvoller Weise zum Ritter und schenkte ihm die Grafschaft Cornwallis. Dieser aber besaß ein so großes Geschick und gab sich so viel Mühe, daß es ihm gelang, Vater und Sohn wieder zu versöhnen. Daraus erwuchs der Insel ein großer Vortheil, und Alessandro gewann die Liebe und das Wohlwollen des ganzen Volkes. Agolante aber rettete Alles, was die Brüder in England zu fordern hatten, vollständig und kehrte überreich nach Florenz

zurück, nachdem Graf Alessandro ihn zuvor zum Ritter gemacht hatte. Der Graf Alessandro führte mit seiner Dame ein glorreiches Leben und eroberte, wie Einige sagen wollen, theils durch eigne List und Tapferkeit, theils durch die Hülfe des Schwiegervaters, Schottland und wurde als dessen König gekrönt."

Vierter Geschichte.

Landesfo Russolo verarmt und wird Corsar, dann geräth er in gneusische Gefangenschaft und leidet Schiffbruch. Er rettet sich auf einem Kasten voll kostlicher Edelsteine, wird in Corfu von einem armen Weibe beherbergt und kehrt reich in seine Heimat zurück.

Als Lauretta, die neben Pampineen saß, diese am rühmlichen Ende ihrer Geschichte sah, begann sie, ohne weitere Aufforderung abzuwarten, also zu reden: „Holdselige Mädchen, nach meinem Dafürhalten kann man die Macht des Glückes in Nichts gewaltiger erkennen, als wenn jemand, wie wir das in Pampineens Geschichte an Alessandro haben geschehen sehen, vom tiefsten Elende zu königlicher Würde erhoben wird. Weil also wir Alle, die wir ferner im Gebiete unserer Aufgabe zu erzählen haben, genöthigt sein werden, diesseit dieser Grenzen zu bleiben, so schäme ich mich nicht, eine Geschichte vorzutragen, die zwar noch grösseres Unglück schildert, dafür aber freilich auch zu keinem so glänzenden Ziele gedeiht. Allerdings also wird sie von Denen, die nur das Letzte im Auge haben, mit minderer Aufmerksamkeit angehört werden; doch wird man mich entschuldigen, da ich, wie gesagt, nicht anders kann.

Man hält des Meeres Ufer von Reggio bis Gaeta

mit für den ammuthigsten Theil von Italien; hier dehnt sich nicht weit von Salerno eine bergige Küste aus, die das weite Meer überschaut und von den Einwohnern die Küste von Amalfi genannt wird. Sie ist übersät mit kleinen Städten, bedeckt von Gärten und Springbrunnen und, wie keine andere, voll von Leuten, die sich durch den Handel bedeutenden Reichthum erworben haben. Unter diesen Städten ist eine, Ravello genannt, die zwar noch heute wohlhabende Einwohner hat, doch vor Zeiten einen besaß, der überreich war und Landolfo Ruffolo hieß. Da ihm indeß seine Reichthümer noch nicht genügten und er sie zu verdoppeln trachtete, fehlte wenig daran, daß er nicht allein sie, sondern mit ihnen zugleich das eigne Leben eingebüßt hätte.

Er kaufte nämlich, wie Kaufleute das wol zu thun pflegen, auf Grund seiner Berechnungen ein besonders großes Schiff, befrachtete dies vollkommen für sein eigenes Geld und fuhr mit ihm nach Cypren. Hier aber fand er andere Schiffe, die mit derselben Art Waaren, die er gebracht hatte, eben dorthin gekommen waren, und mußte deshalb nicht allein, was er mitgeführt hatte, losschlagen, sondern, wollte er seine Ladung irgend verkaufen, sie fast umsonst weggeben, worüber er nahe daran war, sich ein Leides zu thun. In der That nahm er sich das Unglück, in kurzer Zeit von großem Reichthum zum armen Manne geworden zu sein, so zu Herzen, daß er beschloß, entweder zu sterben oder durch Räubereien seinen Verlust zu ersetzen, damit er, während er reich abgereist war, nicht arm nach Hause zurückkehre. Sobald er also zu seinem großen Schiffe einen Abnehmer gefunden, schaffte er sich mit dem Gelde, das er heraus und aus dem Verkaufe seiner Waaren gelöst hatte, ein kleineres Corsarenfahrzeug an, rüstete dies mit Allem aus, was zu solchen Unternehmungen dienlich ist, und begann, sich fremdes Eigenthum, besonders aber das der Türk, zuzueignen. Das Glück begünstigte ihn bei diesem Handwerke mehr, als es

bei dem Handel gethan hatte. Er plünderte und nahm im Verlauf eines Jahres so viel türkische Schiffe, daß er nicht allein so viel, wie er als Kaufmann verloren, wieder-gewonnen, sondern seinen damaligen Besitz noch um Vieles vermehrt hatte. Der Schmerz über sein erstes Unglück indeß hatte ihn so sehr gewischt, daß er, um nicht einem zweiten zu unterliegen, mit sich selber einig wurde, was er besitze, müsse ihm, ohne nach Mehrerem Verlangen zu tragen, nun genügen.

So entschloß er sich denn, mit dem Erworbenen nach Hause zurückzukehren, und, einmal gegen die Waaren misstrauisch gemacht, wollte er sich auch nicht darauf einzulassen, sein Geld anderweitig anzulegen, sondern ruberte mit demselben Fahrzeug, das ihm zu seinem Gewinnste verholzen, gradeswegs nach Hause. Als er indeß schon im Archipel angelangt war, erhob sich eines Abends ein heftiger Sirocco, der nicht allein der Fahrt entgegen war, sondern auch das Meer so hoch trieb, daß Landolfo mit seinem kleinen Schiffe die offne See nicht halten konnte und gendächtigt war, sich zum Schutze vor jenem Winde in einen Meerbusen zu flüchten, den eine kleine Insel bildete, um dort besseres Wetter abzuwarten.

In dieselbe Bucht flüchteten sich bald darauf mit ge- nauer Noth zwei große genuesische Lastschiffe, die von Constantinopel kamen und derselben Gefahr zu entgehen suchten, vor welcher Landolfo geflohen war. Als die Eigen-thümer jener Schiffe das kleine Fahrzeug erblickten und erfuhren, wem es gehöre, beschlossen sie, über Landolfo's Reichthümer bereits durch den Ruf belehrt, ihrer geld-gierigen und räuberischen Gesinnung zufolge, sich es zuzu-eignen. Zum Entfliehen hatten sie ihm bereits den Weg abgeschnitten, und so setzten sie denn Einige von ihrer Mannschaft ans Land und schickten diese, wohl bewaffnet und mit Armbüsten versehen, an einen Platz, von wo aus sie Allen auf Landolfo's Schiffe, die nicht erschossen sein wollten, das Landen verwehren konnten. Die Last-

Schiffe aber ließen sie theils von den Booten ziehen, theils kam ihnen das Meer selbst zu Hülfe, sodaß sie bis ganz nahe zu dem Fahrzeuge Landoſo's gelangten und dies mit geringer Mühe und in kurzer Zeit wegnahmen, ohne von den Rüdersclaven, die sich darauf befanden, einen Mann zu verlieren und ohne einigen Widerstand zu finden. Den Landoſo selber brachten sie auf eines ihrer Schiffe, plünderten sein kleines Fahrzeug völlig aus und versenkten es dann, während seinem ehemaligen Eigenthümer nichts als eine ärmliche Jacke blieb.

Den Tag darauf änderte sich der Wind; die Schiffe segelten gegen Westen und verfolgten während des ganzen Tages glücklich ihre Reise; gegen Abend aber erhob sich ein heftiger Sturm, das Meer ging hoch und die beiden Schiffe wurden voneinander getrennt. Von der Gewalt dieses Windes wurde das, auf welchem sich der arme unglückliche Landoſo befand, in der Nähe der Insel Gefalonia mit größter Heftigkeit auf eine Sandbank geschleudert, daß es nicht anders als ein Glas, das wider die Mauer geworfen wird, gänzlich voneinander ging und zerschellte. Waaren aller Art, Kästen und Breter bedeckten bereits schwimmend das ganze Meer, und so suchte denn, wie es in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt, obgleich es finstere Nacht war, wer von den armen Schiffbrüchigen zu schwimmen wußte, einen von den Gegenständen zu ergreifen, die von ohngefähr in seine Nähe kamen. Obgleich nun unser unglücklicher Landoſo Tages zuvor ostmals den Tod gerufen und ihn in seinen Gedanken der Heimkehr als Bettler vorgezogen hatte, so erschrak er doch vor ihm, als er ihn jetzt vor sich sah, und ergriff, gleich den Andern, ein Bret, dessen er habhaft wurde, in der Hoffnung, daß Gott ihm vielleicht, wenn er sich eine Zeitlang vor dem Ertrinken schützen könnte, noch zur Rettung verhelfen werde. So hielt er sich die Nacht hindurch, so gut er konnte, reitend auf dem Brete, während dieses

von Wind und Wellen bald hier und bald dorthin getrieben ward.

Als der Tag endlich angebrochen war und Landolfo sich in der Runde herumsah, erblickte er nichts Anderes, als Wolken und Meer und eine Kiste, die zu seinem großen Schrecken ihm mehrmals so nahe kam, daß er fürchtete, sie möchte auf ihn stoßen und ihn verlezen, weshalb er sie auch jedes Mal aus allen Kräften, obwohl diese gering waren, mit der Hand von sich stieß. Demohngeachtet aber geschah es, daß ein Windknoten sich plötzlich in der Luft entwickelte, auf das Meer niederfuhr und die Kiste so gewaltig traf, daß sie, gegen das Brett geschleudert, auf dem Landolfo saß, dieses und mit ihm den Landolfo tief unter das Wasser stieß. Als der Letzte, dem die Furcht neue Kräfte lieh, schwimmend wieder empor kam, sah er sein Brett weit von sich hinweggerissen, sünd er fürchten mußte, nicht mehr zu ihm gelangen zu können; er wandte sich also zu der Kiste, die ihm ziemlich nahe war, legte sich mit der Brust auf den Deckel derselben und hielt sie, soviel es gehen wollte, mit den Armen aufrecht. In dieser Stellung mußte er, von dem Meere bald hier- und bald dorthin geworfen, ohne Speise, denn wo hätte er sie hernehmen sollen, doch mit mehrerer Trunke, als er wol gewünscht hätte, ohne zu wissen, wo er sich befindet, und ohne etwas Anderes als Meer zu sehen, diesen ganzen Tag und die folgende Nacht aushalten.

Den Tag darauf endlich gelangte er durch Gottes Willen, oder durch die Kraft der Winde getrieben, vom Wasser durchdrungen wie ein Schwamm, und die Ränder der Kiste nach Art der Leute, die im Begriffe zu ertrinken, sich an Etwas anhalten, umklammernd, an das Ufer der Insel Corfu, wo zum Glücke ein armes Weib ihr Küchengeschirr eben mit dem Sande und dem salzigen Seewasser wusch und blank machte. Als diese ihn der Kiste nahe kommen sah und nicht vermochte, die menschliche Gestalt an ihm zu erkennen, floh sie ansangs schreiend

und erschrocken; er aber hatte die Sprache ganz und fast auch das Gesicht verloren, konnte ihr also nichts sagen. Dennoch warf ihn das Meer gegen das Land, und die Frau erkannte nun die Gestalt der Kiste; dann blickte sie aufmerksamer hin und ward zuerst die Arme gewahr, die über die Kiste reichten, fand alsdann das Gesicht heraus und erriet endlich die Wahrheit. Sein Zustand erregte ihr Mitleid, sie ging ein paar Schritte in das Meer hinein, das inzwischen sich beruhigt hatte, und zog ihn mit der Kiste bei den Haaren ans Land. Mit Mühe machte sie seine Hände von der Kiste los, lud diese ihrer kleinen Tochter, die bei ihr war, auf den Kopf und trug ihn selber, wie ein kleines Kind, nach dem Orte. Hier brachte sie ihn in ein Bad und rieb und wusch ihn so lange mit warmen Wasser, bis die entwichene Wärme und ein Theil der verlorenen Kräfte in den Körper wieder zurückkehrten. Wie es ihr Zeit zu sein schien, nahm sie ihn wieder heraus, erquicke ihn mit etwas gutem Wein und Gebäckem und pflegte ihn nach ihrem Vermögen einige Tage lang so gut, daß er wieder Kräfte gewann und sich bewußt wurde, wo er sei.

Da glaubte die gute Frau, es sei nun an der Zeit, ihm die Kiste, die ihn gerettet, wiederzugeben und ihm zu sagen, daß er ferner für sich sorgen möge. So that sie denn auch, und Landolfo, der sich an die Kiste nicht mehr erinnerte, nahm sie dennoch an, als die gute Frau sie ihm brachte, und meinte, wenn sie auch noch so wenig werth wäre, könnte sie ihm doch auf einen oder den andern Tag seinen Unterhalt verschaffen. Als er sie aber sehr leicht fand, gab er diese Hoffnung fast wieder auf, bis er eines Tages, als seine Wirthin nicht zu Hause war, um zu sehen, was in jener enthalten sei, sie aufbrach und darin viele lose und gefasste Edelsteine fand, deren hohen Werth er sogleich erkannte, da er dergleichen Dinge einigermaßen zu beurtheilen wußte. Da wurde er wieder froh und dankte Gott, daß Er ihn noch nicht ganz

habe verlassen wollen. Weil er aber zwei Mal in kurzer Zeit vom Schicksale so hart getroffen war, beschloß er, wegen eines dritten Males besorgt, besonders vorsichtig zu Werke zu gehen, um diese Kostbarkeiten sicher in seine Heimat bringen zu können. Zu dem Ende wickelte er sie alle, so gut es gehen wollte, in einige Lumpen und sagte zu seiner Wirthin, einer Kiste bedürfe er nicht mehr; wenn sie ihm aber einen Gefallen thun wolle, so möge sie diese behalten und ihm dafür einen Sack schenken.

Die gute Frau war dazu gern bereit; er aber dankte ihr, so herzlich er nur wußte und konnte, für die erzeigte Wohlthat, sagte ihr Lebewohl und schiffte, seinen Sack über die Schultern gehängt, in einem Boote nach Brindisi hinüber. Von hieraus ging er, immerfort längs der Küste, bis Trani, wo er einige Tuchhändler fand, die seine Landsleute waren. Diesen erzählte er alle seine Schicksale, nur daß er ihnen nichts von der Kiste berichtete, worauf sie ihn fast um Gottes willen bekleideten und ihm noch überdies ein Pferd liehen und Begleitung verschafften, um nach Ravello, wohin er reisen zu wollen erklärte, zu gelangen.

Hier erst glaubte er sich sicher und öffnete, dankbar gegen Gott, der ihn so weit gebracht, seinen Sack und fand bei genauerer Untersuchung seines Inhaltes, als er sie früher hatte anstellen können, sich im Besitze so vieler und so kostbarer Edelsteine, daß er, bei angemessenem und selbst bei wohlfeilem Verkaufe derselben, mehr als noch einmal so reich war, wie zur Zeit seiner Abreise. Als er Gelegenheit gefunden hatte, die Steine zu verkaufen, sandte er der guten Frau, die ihn aus dem Meere gezogen, zum Danke für die Wohlthaten, die sie ihm erwiesen, eine bedeutende Summe Geldes nach Corfu; ein Gleiches that er den Kaufleuten, die ihn in Trani bekleidet; den Rest aber behielt er für sich und lebte damit ehrenvoll bis an sein Ende, ohne sich weiter auf Handelsunternehmungen einzulassen.

Fünfte Geschichte.

Andreuccio von Perugia kommt nach Neapel, um Pferde zu kaufen, und gerath drei Mal in einer Nacht in Lebensgefahr, welcher er jedoch jedes Mal entgeht und mit einem Rubin in seine Heimat zurückkehrt.

„Bei den Edelsteinen, die Landolfo gefunden,“ begann Fiammetta, welche die Reihe des Erzählers traf, „ist mir eine Geschichte eingefallen, die kaum weniger Gefahren enthält, aber darin von der verschieden ist, die Lauretta uns erzählt hat, daß jene sich vielleicht während mehrer Jahre, diese aber, wie Ihr hören werdet, in dem Zeitraum einer einzigen Nacht zugetragen hat.“

Es lebte, wie mir erzählt worden ist, in Perugia ein junger Pferdemäkler, Namens Andreuccio di Pietro, der auf die Nachricht, daß in Neapel ein guter Pferdemarkt sei, sich fünfhundert Goldgulden in die Tasche steckte und, ohne je zuvor in der Fremde gewesen zu sein, sich mit mehreren andern Kaufleuten nach jener Stadt auf den Weg machte. An einem Sonntag mit der Dämmerung dort eingetroffen, ging er, nach den Anweisungen, die sein Wirth ihm ertheilte, am andern Morgen auf den Markt, wo er zwar viel Pferde besah, an vielen Gefallen fand und um sie feilschte, dennoch aber über keines Handelsbeins werden konnte. Um indeß zu zeigen, daß er wirklich zu kaufen gedenke, zog er, unvorsichtig und erfahrungslos wie er war, zu wiederholten Malen vor den Augen Aller, die ab- und zugingen, seine Börse voll Gold heraus. Da traf es sich denn, daß, während er so marktete und seinen Geldbeutel sehen ließ, eine junge Sizilianerin, die zwar

wunderschön, aber auch für geringes Geld bereit war, Federmann zu Willen zu sein, von ihm ungesehen, vorübergang und seine Börse ins Auge fasste. Sogleich sagte sie bei sich selber: „Wie gut wär' ich daran, wenn das Geld mein wäre,” und damit ging sie weiter. Nun hatte dies Mädchen eine Alte bei sich, die gleichfalls aus Sizilien war. Sowie diese den Andreuccio gewahr wurde, ließ sie ihre Herrschaft weiter gehen und lief auf jenen zu, den sie auf das zärtlichste umarmte. Das Mädchen bemerkte dies und wartete, ohne ein Wort zu sagen, in einiger Entfernung das Ende jenes Gespräches ab. Andreuccio hatte inzwischen sich zu der Alten umgewandt, sie erkannt und mit großer Freude begrüßt. Sie versprach ihm, zu ihm in sein Wirthshaus zu kommen, und ging dann nach kurzer Unterhaltung wieder weiter. Er aber fuhr zu feilschen fort, ohne jedoch für den Morgen etwas einzukaufen.

Das Mädchen, das zuerst Andreuccio's vollen Beutel und dann seine Bekannschaft mit ihrer Alten gesehen hatte, trug sich mit dem Gedanken, ob sie nicht ein Mittel finden könnte, jenes Geld oder wenigstens einen Theil davon zu erlangen, und fragte zu dem Ende die Alte vorsichtig aus, wer der Fremde sei, was er hier suche und woher sie ihn kenne. Diese erzählte ihr Alles, was die Angelegenheiten des Andreuccio betraf, kaum minder genau, als er selber es hätte thun können; denn sie hatte lange Zeit in Sizilien und dann in Perugia bei seinem Vater gedient. Ebenso gab sie über seine Wohnung und den Zweck seiner Reise ihr die nothige Auskunft. Wie das Mädchen solchergestalt seine ganze Verwandtschaft und deren Namen hinreichend kennen gelernt hatte, baute sie auf diese Kenntniß eine sinnreiche Erfindung, durch welche sie ihren Zweck zu erreichen dachte. Zu dem Ende gab sie der Alten, sobald sie zu Hause gekommen war, Bestellungen für den ganzen Tag zu thun, damit sie nicht mehr zum Andreuccio gehen sollte, und schickte

dann ein kleines Mädchen, das sie zu dergleichen Diensten gar gut angelehrt hatte, gegen Abend in das Wirthshaus, wo Andreuccio wohnte. Die Kleine fand Jenen zum Glücke selber, wie er allein an der Thür stand, und frug ihn nach ihm selbst. Wie er ihr nun sagte, er sei es, zog sie ihn bei Seite und sagte: „Herr, eine Edeldame aus dieser Stadt möchte, wenn es Euch gefällig wäre, gerne mit Euch reden.“ Andreuccio dachte bei diesen Worten einen Augenblick nach, und, da er sich für einen hübschen Burschen hielt, vermutete er, die Edeldame werde in ihn verliebt sein, als ob es damals in Neapel keine andern hübschen Leute gegeben hätte. So antwortete er denn schnell, er sei bereit, und fragt nur, wo und wann jene Dame ihn sprechen wolle. „Herr,“ erwiderte die Kleine, „wenn es Euch gefällig wäre zu kommen, so erwartet sie Euch schon in ihrer Wohnung.“ Andreuccio versetzte sogleich, ohne auch nur dem Wirth ein Wort zu sagen: „So geh' denn voraus, ich werde Dir folgen.“

Auf diese Weise führte die Kleine ihn in das Haus jenes Mädchens, welches in einer Straße, das finstere Loch benannt, gelegen war, deren Anständigkeit schon der Name errathen lässt. Andreuccio freilich wußte und ahnete davon nichts und trat, in der Meinung, an einen völlig ehrbaren Ort und zu einer liebenswürdigen Dame zu gehen, nach dem Vorgange der Kleinen unbefangen in das Haus ein. Da die Kleine ihrer Gebieterin bereits zugeraufen hatte: „Hier kommt Andreuccio,“ so trat ihm diese, als er hinaufstieg, oben an der Treppe entgegen. Sie war noch ziemlich jung, schlank gewachsen und von schönem Gesichte, dabei vornehm gekleidet und geschmückt. Als Andreuccio ihr näher kam, ging sie ihm mit offenen Armen auf drei Stufen entgegen, schläng jene fest um ihn und verweilte, wie von ausblüdiger Zärtlichkeit übermannt, einige Zeit in dieser Stellung, ohne ein Wort zu sagen. Dann küßte sie ihm weinend die Stirne und sagte mit gerührter Stimme: „O mein Andreuccio, sei mir

willkommen.“ Dieser war über so feurige Lieblosungen ziemlich verwundert und sagte ganz erstaunt: „Madonna, ich freue mich Eurer Bekanntschaft.“ Sie aber nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ihren Saal hinauf, von wo sie, ohne ein Wort zu sprechen, mit ihm in ihre Stube ging, die von Rosen, Orangenblüten und andern Wohlgerüchen auf das köstlichste duftete. Hier sah Andreuccio ein Bett mit herrlichen Vorhängen, viele Kleider, die nach dem Landesgebrauch auf Recken umhergingen, und andere schöne und kostbare Geräthe in Menge, um welcher Dinge willen er, als ein Neuling, nicht zweifeln zu dürfen glaubte, daß sie eine gar vornehme Dame sein müsse.

Als sie sich nun miteinander auf einen Kasten am Fuße ihres Bettes niedergesetzt hatten, fing sie also zu ihm zu sprechen an: „Andreuccio, ich weiß gewiß, daß, weil Du mich nicht kennst und vielleicht niemals von mir reden gehört hast, Du Dich über die Lieblosungen, mit denen ich Dich empfange, und über meine Thränen gleich sehr verwunderst; noch mehr aber möchtest Du vielleicht über Das erstaunen, was Du jetzt hören wirst, daß ich nämlich Deine Schwester bin. Ich sage Dir aber, seit mir Gott die Gnade erzeigt hat, daß ich vor meinem Tode einen meiner Brüder zu sehen bekommen habe (und was gäb' ich nicht drum, euch Alle zu sehen), werde ich beruhigt aus der Welt gehen, mag ich sterben, wann ich will. Doch von dem Allen hast Du vielleicht in Deinem Leben nichts vernommen, und so will ich Dich denn darüber belehren. Pietro, Dein und mein Vater, lebte, wie Du wol erfahren haben solltest, lange Zeit in Palermo und wurde und wird dort von Allen, die ihn kannten, wegen seiner Herzengüte und Liebenswürdigkeit sehr geliebt. Doch unter allen Andern, die ihm noch so geneigt waren, liebte ihn meine Mutter, die von adlichem Geschlechte ist und damals verwitwet war, am meisten und wurde, ohne den Sohn ihres Vaters und ihrer Brüder

und ihre eigne Ehre zu achten, mit ihm so vertraut, daß ich auf die Welt kam und so geworden bin, wie Du mich siehst. Dann aber traten Umstände ein, um derentwillen Pietro Palermo verließ und nach Perugia zurückkehrte, und so ließ er mich denn als ein kleines Kind mit meiner Mutter zurück und hat sich, so viel mir bekannt geworden ist, seit der Zeit weder um sie noch um mich bekümmert. Wäre er nicht mein Vater, so würde ich ihn wegen dieses Vertrags auf das ernstlichste tadeln, wenn ich, der Liebe zu geschweigen, die er für mich als seine Tochter, welche ihm von keiner Magd und von keinem gemeinen Weibsbilde geboren, hätte hegen sollen, nur seine Undankbarkeit gegen meine Mutter bedenke, die allein von treuer Liebe bewogen, und selbst ohne zu wissen, wer er wäre, sich und zugleich Alles, was ihr gehörte, seinen Händen anvertraute. Doch, was hilft das? Was einmal versehen ist, besonders, wenn es vor langer Zeit geschah, ist viel leichter zu tadeln, als zu bessern. Genug, es war so. Er ließ mich als ein kleines Kind in Palermo zurück, und da bin ich denn ziemlich so weit herangewachsen, als Du mich siehst, bis meine Mutter mich an einen Girgentiner, einen guten Mann von edlem Hause, verheirathete, der, meiner Mutter und mir zu Liebe, auch nach Palermo zog. Weil aber mein Mann sehr guelfisch gesinnt ist, so ließ er sich in geheime Verständnisse mit unserem König Karl ein. Ehe diese indeß noch zur Ausführung gebracht werden konnten, hatte König Friedrich schon Nachricht davon bekommen, und wir mußten fliehen, wie ich eben dachte, die erste Dame zu werden, die jemals auf jener Insel gelebt hat. So nahmen wir denn das Wenige mit uns, das wir erlangen konnten, denn wenig war es in Vergleich mit dem Vielen, das wir besessen hatten, ließen Herrschaften und Paläste zurück und flüchteten uns hierher, wo König Karl sich gegen uns so dankbar beweist, daß er uns einen Theil des Schadens verglückt, den wir um seinetwillen erlitten, und Landgüter und Häuser in-

Menge geschenkt hat, wie er denn auch noch fortwährend meinem Manne, Deinem Schwager, so große Einkünfte gewährt, als Du zu sehn Gelegenheit haben wirst. Auf solche Weise bin ich denn hieher gekommen, wo ich es Gott und nicht Dir verdanke, Dich, geliebtester Bruder, gefunden zu haben.“ Und mit diesen Worten fing sie aufs neue an, ihn zu umarmen und küste ihm unter Thränen auf das zärtlichste seine Stirn.

Wie Andreuccio diese Fabel so zusammenhängend und unbefangen von dem Mädchen vortragen hörte, der freilich niemals ein Wort auf den Lippen erstarb, noch die Junge versagte, wie er sich ferner erinnerte, sein Vater sei wirklich in Palermo gewesen, und wie er dabei nach eigner Erfahrung die Sitten der Jugend erwog, die gerne zu lieben geneigt ist, wie er endlich die Thränen der Rührung, die Umarmungen und die feuschen Küsse des Mädchens fühlte, maß er ihren Worten den vollkommensten Glauben bei und sagte, sobald sie schwieg: „Madonna, mein Erstaunen kann Euch nicht anders als natürlich erscheinen, wenn Ihr bedenken wollt, daß mein Vater, was immer der Grund davon gewesen sein mag, entweder von Eurer Mutter und von Euch überall nicht geredet hat, oder, wenn er es gethan haben sollte, mir wenigstens nichts davon zu Ohren gekommen ist; sodaß ich von Euch nicht mehr wußte, als wenn Ihr gar nicht auf der Welt gewesen waret. Je mehr ich aber allein stand, und je weniger ich mich dessen verschen konnte, um desto lieber ist mir nun, in Euch eine Schwester gefunden zu haben. Und wahrlich, ich wußte nicht, wie Ihr dem Vornehmsten anders als lieb und werth sein könnet; wie viel mehr seid Ihr es also mir, der ich ein geringer Handelsmann bin. Doch über Eins bitte ich Euch, mir noch Aufschluß zu geben, wie habt Ihr erfahren, daß ich hier sei?“ Darauf erwiderte sie: „Heute morgen erzählte mir es eine arme Frau, die bei mir ein- und auszugehen pflegt, weil sie, nach ihrer Versicherung, bei unsrem gemeinschaftlichen

Vater in Palermo und Perugia lange Zeit gedient hat, und, hätte ich es nicht für ziemlicher gehalten, daß Du zu mir in mein eignes Haus kämest, als ich zu Dir in ein fremdes, so wäre ich längst schon bei Dir gewesen.“ Nun fing sie an, ihn auf das genaueste nach allen seinen Verwandten namentlich zu befragen, worauf ihr Andreuccio vollen Bescheid gab und um dessentwillen nur immer mehr glaubte, was ihm nicht zu glauben gefünder gewesen wäre.

Als diese Gespräche eine Weile gedauert hatten, und die Hütte fortwährend groß war, ließ das Mädelchen griechischen Wein und Gebäckenes bringen und Andreuccio zu trinken geben. Dazwischen war die Essenszeit herangekommen, und Andreuccio wollte nach Hause gehen; sie aber gab es durchaus nicht zu, stellte sich höchst gekränkt darüber, umarmte ihn und sagte: „Ja, nun sehe ich wohl, wie wenig Du Dir aus mir vermachten machst; Du bist bei Deiner Schwester, die Du in Deinem Leben noch nicht gesehen hast, und in ihrem eignen Hause, wo Du gleich bei Deiner Ankunft hättest absteigen sollen, und willst sie wieder verlassen, um ins Wirthshaus zum Essen zu gehn. Wenn auch mein Mann nicht zu Hause ist, so leid wie mir's thut, so werde ich doch wol, nach den schwachen Kräften einer Frau, Dir einige Ehre zu erweisen wissen.“ Andreuccio wußte darauf weiter nichts zu erwidern und sagte: „Ich habe Euch so lieb, als man eine Schwester haben soll; wenn ich aber nicht nach Hause gehe, wird man mich den ganzen Abend zu Tische erwarten und mein Ausbleiben für eine Unhöflichkeit gelten.“ „Nun, Gottlob,“ erwiderte sie dagegen, „habe ich denn Niemand in meinem Hause, um sagen zu lassen, daß man auf Dich nicht warten soll? Höflicher aber wäre es gegen mich, und im Grunde nur Deine Schuldigkeit, wenn Du Deinen Gefährten sagen liebst, sie sollten hierher zum Abendessen kommen; dann könnet Ihr nachher, wenn Ihr anders wolltet, in Gesellschaft nach Hause gehn.“ Andreuccio erwiderte, die Gefährten möchte er für den

Abend nicht; da sie es aber einmal so haben wollte, solle sie nach Gefallen über ihn selbst verfügen. Darauf that sie, als ließe sie ins Wirthshaus sagen, daß man ihn nicht zum Essen erwarten möchte, und nach mancherlei andern Gesprächen setzten sie sich zu Tische, wo sie auf das glänzendste mit zahlreichen Schüsseln bedient wurden, und durch die List des Mädchens das Essen bis tief in die Nacht hinein sich ausdehnte.

Als sie endlich vom Tische aufgestanden waren und Andreuccio nach Hause gehn wollte, erklärte sie, daß sie das keineswegs zugeben werde. Neapel sei überhaupt nicht, am wenigsten aber für einen Fremden, der Ott, um Nachts darin umherzugehn, und, wie sie habe sagen lassen, daß man ihn nicht zum Essen erwarten solle, habe sie ein Gleiches auch in Betreff des Nachtlagers gethan. Er glaubte nicht allein dies Alles, sondern fand auch in seinem falschen Wahne an der Gesellschaft des Mädchens großen Gefallen und blieb. Auch nach Tische spann sie nicht ohne Absicht mancherlei Gespräche noch lange aus, und erst, als ein bedeutender Theil der Nacht vorüber war, ließ sie Andreuccio mit einem kleinen Kinde, das ihm zeigen sollte, was er etwa brauchen könnte, in der Stube zurück und ging mit ihren Dienerinnen in ein andres Zimmer.

Die Hitze war noch immer groß, und deshalb warf Andreuccio, sobald er sich allein sah, die Kleider ab, zog die Hosen aus und legte diese unter das Kopfkissen. Da nun aber die Anforderungen der Natur ihn nothigten, sich der überflüssigen Last des Leibes zu entledigen, fragte er das Kind, wo er es thun könne, und dieses zeigte ihm eine Thür auf der einen Seite des Zimmers und sagte: „Geht nur dort hinein.“ Andreuccio schritt unbefangen vorwärts, setzte aber unglücklicherweise den Fuß auf ein Bret, das auf der entgegengesetzten Seite losgegangen war, und fiel mit ihm zugleich hinab. So gnädig war ihm aber Gott, daß er sich, wie hoch er auch hinunter-

fiel, doch im Falle keinen Schaden that, obgleich er von dem Schmuze, der jenen Ort erfüllte, ganz bedeckt ward. Damit Ihr aber das eben Gesagte, und was ich noch hinzuzufügen habe, besser verstehen möget, will ich Euch ndher bezeichnen, wie jener Ort beschaffen war. Es waren in einem engen Gäßchen auf zwei Balken, die, wie wir unter ähnlichen Umständen es oft geschehen sehn, zwischen den gegenüberstehenden Häusern eingeklemmt waren, einige Breter befestigt und auf diesen die Stelle zum Sitzen angebracht. Eines dieser Breter war es nun, mit dem Andreuccio hinunterfiel. Iwar rief er aus der Tiefe des Gäßchens, erschrocken über seinen Unfall, nach dem Kinde, aber es war, sobald es ihn fallen gehört hatte, zu seiner Gebieterin geeilt und hatte dieser, was geschehen sei, erzählt. Sogleich lief das Mädchen in die Stube, um zu sehn, ob Andreuccio's Kleidungsstücke da seien, und bekümmerte sich, sobald sie diese und mit ihnen den Geldbeutel, den er aus thörichter Besorgniß immer bei sich führte, gefunden und nun den Zweck erreicht sah, um dessentwillen sie, die Palermitanerin, sich zu der Schwester eines Peruginers gemacht und ihre Schlingen gelegt hatte, nicht mehr um Jenen, sondern schloß die Thür eilends zu, aus welcher er herausstrat, wie er fiel.

Andreuccio rief inzwischen, da ihm das Kind nicht antwortete, immer stärker, doch half es ihm nichts. Nun erst fing er an, bedenklich zu werden und allzuspät zu errathen, daß er betrogen worden sei. Er kletterte über die kleine Mauer, welche dies Gäßchen von der Straße trennte, ging an die Hausthür, die ihm noch wohl bekannt war, und kloppte und rüttelte lange daran und rief hinauf, aber Alles vergebens. Jetzt sah er sein Unglück klar ein und weinte und sagte: „Ach, Himmel, in wie kurzer Zeit habe ich eine Schwester und fünfhundert Goldgulden eingebüßt!“ In der Weise redete er noch weiter und fing dann wieder an, zu klopfen und zu rufen. So machte er denn einen solchen Lärm, daß viele der nächsten Nachbaren darüber

erwachten und, als sie's nicht mehr aushalten konnten, aus dem Bette aufstanden. Inzwischen kam eine Magd des Mädchens ans Fenster und stellte sich ganz schlaftrig und sagte höhnisch: „Wer pocht denn dort unten?“ „Kennst Du mich denn nicht?“ sagte Andreuccio, „ich bin ja Andreuccio, der Bruder der Madonna Fiordaliso.“ Iene aber antwortete: „Guter Freund, wenn Du zu viel getrunken hast, so geh und schlafe und komm morgen früh wieder. Ich weiß nicht von was für einem Andreuccio Du redest, noch was Du sonst schwärest; nun geh mit Frieden und sei so gut und laß uns schlafen.“ „Wie,“ sagte Andreuccio, „Du weißt nicht, wovon ich rede? Nun, wenn es mit den sicilianischen Verwandtschaften so steht, so gib mir wenigstens die Kleider wieder, die oben geblieben sind, und ich will gerne gehn.“ Zur Antwort lachte ihm die Magd beinahe ins Gesicht und sagte: „Guter Freund, ich glaube, Du redest im Traume“, und dies sagen und sich umdrehen und das Fenster zuschlagen, war Eins.

Als dem Andreuccio nun gar kein Zweifel übrig blieb, daß er betrogen sei, ärgerte er sich so sehr, daß sein heftiger Zorn sich fast zur Wuth steigerte, und er beschloß, was er mit Gute nicht erlangen konnte, mit Gewalt durchzuführen. Zu dem Ende ergriff er einen großen Stein und fing an, mit viel heftigeren Schlägen als zuvor, gewaltsam an die Thür zu schlagen. Darüber kamen mehrere der Nachbarten, die vorher schon erwacht und aufgestanden waren, in der Meinung, irgend ein ungezogener Mensch wolle mit lügenhaften Worten das arme Frauenzimmer ärgern, aufgebracht über das Pochen, das er versührte, ans Fenster und schrien, nicht anders als alle Hunde von einer Gasse einen fremden Hund anbellten: „Das ist sehr ungeschliffen, um diese Stunde die armen Weiber mit solchem Geschwadze in ihrem eignen Hause zu stören. Geh mit Gott, guter Freund, und sei so gut und laß uns schlafen, und wenn Du was mit ihr zu thun hast, so komm Du morgen wieder; in der Nacht aber laß uns unge-

schoren.“ Diese Worte mochten es sein, die einen Menschen, der drinnen im Hause war und, ohne daß Andreuccio ihn zuvor gesehen, bei dem Mädchen Kupplerdienste versah, dreist genug machten, daß er ans Fenster trat und mit einer gewaltigen, wilden und zornigen Stimme herunterrief: „Wer ist da?“ Wie Andreuccio bei diesem Rufe in die Höhe blickte, begriff er leicht, so wenig er auch in der Dunkelheit erkennen konnte, daß mit Dem nicht viel zu spaßen sei, solch einen gewaltigen schwarzen Bart hatte er herunterhängen, und dabei gähnte er und rieb sich die Augen, als ob er aus dem Bette und von diesem Schlaf aufgestanden wäre. Darum antwortete er nicht ohne Furcht: „Ich bin ein Bruder von der Dame, die hier drinne wohnt.“ Jenem aber wartete nicht ab, daß Andreuccio seine Antwort vollendete, sondern rief noch viel grimmiger als zuvor: „Ich weiß nicht, was mich abhält, daß ich nicht hinunterkomme und Dich widerwärtigen, besoffenen Esel, der Du sein mußt, daß Du uns diese Nacht nicht schlafen läßt, so lange durchprügle, als Du noch ein Glied rühren kannst,“ und mit den Worten drehte er sich herum und schlug das Fenster zu. Ein paar Nachbarn, die über diesen Menschen besser Bescheid wußten, sagten Jenem nun ganz freundlich: „Um Himmels Willen, guter Freund, geh mit Gott und las Dich hier nicht todtschlägen; es ist zu Deinem Besten, wenn Du gehst.“

War Andreuccio zuerst über die Stimme und den Anblick des Menschen erschrocken, so bewog ihn jetzt das Zureden dieser Leute, die nur aus Mitleiden so zu sprechen schienen, noch mehr, und er ging verdriestlich, wie ein Mensch es nur sein kann, und außer sich über das verlorene Geld nach der Richtung, von wo er, ohne zu wissen, wohin, am Abende zuvor der Kleinen gefolgt war, um sein Wirthshaus wieder aufzusuchen. Weil ihm aber selbst der Gestank, der von ihm ausging, unerträglich war, bog er, in der Absicht, sich nach dem Meere zu wen-

den und sich dort zu baden, links in eine Straße ein, die Ruga Catalana genannt wird. Während er so dem höheren Theile der Stadt zugewandt war, sah er zwei Leute, mit einer Laterne in der Hand, ihm in einiger Entfernung entgegenkommen. In der Meinung, daß es vielleicht Hässcher oder andere Leute sein möchten, die Böses im Schilde führten, verbarg er sich vor ihnen in ein wüstes Haus, das er in der Nähe sah. Jene aber folgten ihm in eben jenes Gebäude nicht anders auf dem Fuße nach, als wenn sie ausdrücklich dorthin zu gehen beschieden wären. Hier legte der Eine von ihnen allerhand eiserne Werkzeuge, die er auf der Schulter hatte, nieder und fing an, sie mit dem Andern zu besetzen und allerhand mit ihm darüber zu sprechen. Während sie noch so redeten, sagte der Eine: „Was das nur zu bedeuten haben muß, ich rieche den abscheulichsten Gestank, der mir in meinem Leben vorgekommen ist.“ Bei diesen Worten hob er die Laterne ein bisschen in die Höhe, und da sahen sie denn Beide den armen Andreuccio und riefen ganz erstaunt: „Wer da?“ Andreuccio schwieg; sie aber hielten ihm das Licht näher ins Gesicht und fragten, was er so schmutzig, wie er sei, dort mache. Andreuccio erzählte ihnen nun Alles, was ihm begegnet war, und sie erriethen leicht, wo es ihm so gegangen sein möchte, und sagten zueinander: „Das ist gewiß bei Scarabone Buttafuoco geschehen.“ Darauf sagte der Eine zu Andreuccio: „Guter Freund, wenn Du gleich Dein Geld verloren hast, so kannst Du dennoch Gott nicht genug dafür danken, daß Du den Fall gethan und in das Haus nicht wieder hast hineinkommen können; denn halte Dich überzeugt, daß, wenn Du nicht gefallen wärest, man Dich umgebracht hätte, sobald Du eingeschlafen warst, und dann hättest Du Geld und Leben zusammen eingebüßt. Was hilft Dir es aber jetzt, darüber zu weinen? Eben so leicht kannst Du Dir die Sterne vom Himmel herunterholen, als einen Kreuzer von dem Gelde. Todtgeschlagen aber kannst Du werden, wenn er

hört, daß Du Jemandem ein Wort davon sagst.“ Nach diesen Worten besprachen sie sich eine Weile miteinander und sagten dann zu ihm: „Weißt Du was, Du dauerst uns, und willst Du uns bei Etwas helfen, das wir eben thun wollen, so denken wir, auf Dein Theil soll wohl noch viel mehr kommen, als was Du eben eingebüßt hast.“ Andreuccio antwortete in der Verzweiflung, er sei zu Allem bereit.

Nun war an eben jenem Tage der Erzbischof von Neapel, der Filippo Minutolo geheißen hatte, mit kostbaren Kleinodien geschmückt und mit einem Rubin am Finger begraben worden, der über fünfhundert Goldgülden wert war. Diese Leiche wollten Jene berauben und theilten jetzt ihre Absicht dem Andreuccio mit. Andreuccio machte sich, mehr der Gewinnsucht als der Vernunft Gehör gebend, mit ihnen auf den Weg. Während sie aber in der Richtung nach der Hauptkirche weiter gingen, sagte der Eine, dem der Gestank zu arg wurde, welchen Andreuccio verbreitete: „Könnten wir denn nicht Rath schaffen, daß sich Der irgendwo ein bisschen wünsche und nicht mehr so schrecklich stänke?“ Darauf sagte der Andere: „Wir sind hier dicht bei einem Brunnen, an dem gewöhnlich eine Kölle und ein großer Eimer zu hängen pflegen; da können wir hingehen und ihn waschen.“ Wie sie zu dem Brunnen kamen, fanden sie zwar den Strick, der Eimer aber war weggenommen. Da beschlossen sie denn, ihn an den Strick zu binden und in den Brunnen hinunterzulassen; unten sollte er sich waschen und, wenn er damit fertig wäre, an dem Stricke schlütteln, damit sie ihn wieder herauszögeln. So thaten sie auch wirklich; als sie ihn aber kaum in den Brunnen hinuntergelassen hatten, kamen von ohngefähr ein paar Häschter, die darüber, daß sie Jemandem bei der großen Hitze nachgelaufen waren, Durst bekommen hatten, an jenen Brunnen, um zu trinken. Sobald Andreuccio's neue Gesellen diese erblickten, liefen sie sogleich davon, ohne daß die Häschter, die kamen,

um ihren Durst zu löschen, sie gesehen hätten. Inzwischen hatte sich Andreuccio gewaschen und zog an dem Stricke, Jene aber legten ihre Schilde, ihre Waffen und Röcke ab und fingen, in der Meinung, daß an dem Stricke der volle Eimer befestigt sei, emporzuwinden an. Wie Andreuccio dem Brunnenrande nahe war, ließ er den Strick los und fasste jenen mit beiden Händen; die Häscher aber erschraken darüber so sehr, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, den Strick fahren ließen und, so schnell sie nur konnten, davon liefen. Andreuccio wußte sich das nicht zu erklären, und, hätte er sich nicht so fest gehalten, so wäre er gewiß hinuntergestürzt und hätte sich vermutlich stark beschädigt, wenn er anders mit dem Leben davon gekommen wäre. So aber kletterte er heraus und erstaunte nur noch immer mehr, als er jene Waffen fand, von denen er wußte, daß seine Gesellen dergleichen nicht getragen hätten.

In solchen Zweifeln und Ungewißheit schalt er auf sein Schicksal und beschloß, ohne daß er von den Sachen etwas angerührt hätte, den Ort zu verlassen, obgleich er nicht wußte, wohin er gehen sollte. Unterwegs begegneten ihm indes die beiden Gesellen, die eben zurückkamen, um ihn aus dem Brunnen zu ziehen, und nun, wie sie ihn ansichtig wurden, verwundert ihn fragten, wie er herausgekommen sei. Andreuccio sagte ihnen, er wisse es selber nicht, und erzählte ihnen der Reihe nach, was sich zugesungen und was er außerhalb des Brunnens gefunden habe. Dadurch erriethen Jene lachend den Zusammenhang der Sache und sagten ihm, warum sie geflohen wären und wer es gewesen sei, der ihn heraufgezogen. Da inzwischen Mitternacht herangekommen war, gingen sie, ohne mit weiteren Gesprächen sich aufzuhalten, geradeswegs nach der Hauptkirche, öffneten mit geringer Mühe die Thüren, hoben, bei dem großen marmornen Denkmale angelangt, den Deckel desselben, so schwer er war, mit ihren Brecheisen weit genug in die Höhe, daß ein

Mann hineinkriechen konnte, und stützten ihn so dann auf einen eisernen Pflock. Darauf sagte der Eine: „Wer soll denn aber nun hinein?“ „Ich nicht,“ entgegnete der Andere. „Ich mag auch nicht,“ sagte der Erste; „Andreuccio kann ja hineinkriechen.“ „Das werde ich wol bleiben lassen,“ sagte dieser. „Wie?“ antworteten die Beiden; „Du hast keine Lust hineinzugehen? Wahrhaftig, Du sollst hinein, oder wir werden Dir mit einer von diesen Eisenstangen soviel auf den Kopf geben, daß Du tott liegen bleiben sollst.“ Andreuccio mußte nun aus lauter Furcht wol hineinkriechen; als er aber drinnen war, dachte er bei sich selbst: „Die haben mich hereingeschickt, um mich zu betrügen; denn, sobald ich ihnen Alles hinausgegeben habe, und dann mühsam wieder aus dem Sarge krieche, werden sie hingehen, wohin sie Lust haben, und mir wird gar nichts übrig bleiben.“ So beschloß er denn, im Vorraus für sich selber zu sorgen, und dachte dabei an den kostbaren Ring, von dem er reden gehört hatte. Diesen also zog er der Leiche des Erzbischofs, sowie er sie erreicht hatte, vom Finger und steckte ihn sich selber auf. Dann gab er Jenen Bischofstab und Mütze und Handschuh, entkleidete die Leiche bis aufs Hemde, reichte ihnen Alles heraus und sagte, weiter sei nichts da. Die Anderen versicherten, der Ring müsse da sein, und hießen ihn überall suchen, er aber gab vor, ihn nicht zu finden, stellte sich, als suche er ihn, und hielt sie eine Weile hin. Jene aber, die draußen geblieben, waren eben so schlau als er, trieben ihn ferner zum Suchen an und zogen zu gelegener Zeit den Pflock weg, der den Deckel emporhielt, und entflohen dann, während jener in dem Grabmale eingeschlossen blieb.

Wie dem Andreuccio dabei zu Muthe wurde, kann sich ein jeder denken. Zwar versuchte er zu wiederholten Malen, mit Kopf und Schultern den Deckel emporzuheben; doch war alle Müh' umsonst, und er fiel endlich, vom Schmerze übermannt, auf den todteten Körper des

Erzbischöfss ohnmächtig nieder, sodaß, wer Beide in diesem Augenblüte gesehen hätte, schwerlich im Stande gewesen wäre zu erkennen, ob der Erzbischof oder er der mehr todte sei. Als er aber wieder zu sich kam, fing er bitterlich zu weinen an, indem ihm einleuchtete, daß für ihn keine andere Aussicht sei, als entweder, wenn Niemand komme, um ihm das Grabmal zu eröffnen, dort vor Hunger und vor Gestank mitten unter den Würmern jener Leiche zu sterben, oder, wenn Jemand dazu komme und ihn dort finde, als Dieb gehängen zu werden. Während er noch gar trübsinnig solcherlei Gedanken nachhing, hörte er in der Kirche gehen und viele Leute miteinander reden, welche, wie er zu seinem Schrecken vermutete, in derselben Absicht kamen, die ihn und seine Gefährten hergeführt hatte. Als aber Jene das Grabmal eröffnet und aufgestützt hatten, stritten sie miteinander, wer hineinkriechen sollte, und Keiner wollte. Endlich und nach langem Zank sagte ein Pfaffe: „Was fürchtet Ihr Euch denn? Denkt Ihr, er wird Euch fressen? Die Todten beißen Niemand. Ich will selber hinein.“ Und mit diesen Worten stützte er die Brust auf den Rand des Sarkophages und streckte, den Kopf nach außen gewandt, die Beine hinein, um sich dann hinunterzulassen. Als Andreuccio das sah, richtete er sich auf und fasste den Pfaffen bei einem Beine, als ob er ihn niederziehen wollte. Kaum aber fühlte das der Geistliche, so schrie er laut auf und sprang mit einem Satze aus dem Sarge. Darüber erschraken denn wieder die Uebrigen so sehr, daß sie davon liefen, als ob hunderttausend Teufel hinter ihnen drein wären. Wie Andreuccio das gewahr wurde, kroch er, froher, als er je gehofft hatte, aus dem Grabmale, das Jene offen gelassen, sogleich heraus und verließ die Kirche auf denselben Wege, auf welchem er gekommen war. Inzwischen war der Morgen fast herangekommen, und Andreuccio gelangte, den Ring am Finger, an das Meerestufer und von da in sein Wirthshaus, wo seine Gefährten und der Wirth die ganze Nacht über um seinetwillen in

Angst gewesen waren. Er erzählte ihnen, was ihm begegnet war, und es ward auf den Rath des Wirthes für gut befunden, daß er Neapel sogleich verlassen sollte. So that er denn auch schleunig und kehrte nach Perugia zurück, nachdem er das Seinige, statt Pferde zu kaufen, wie seine Absicht gewesen, in einem Ringe angelegt hatte.

Sechste Geschichte.

Madonna Beritola verliert ihre zwei Söhne, wird dann mit zwei kleinen Nehen auf einer Insel gefunden und geht nach Lunigiana. Hier tritt einer ihrer Söhne bei dem Landesherrn in Dienste, beschläft dessen Tochter und wird gefangen gesetzt. Inzwischen empört sich Sicilien gegen den König Karl, der Sohn wird von seiner Mutter erkannt und heirathet die Tochter seines Herrn; der Bruder findet sich ebenfalls wieder, und Beide werden wieder vornehme Leute.

Die Damen und die jungen Männer hatten gleichmäßig über die Abenteuer des Andreuccio, die Flammetta erzählt hatte, gelacht, und Emilie begann, als die Geschichte beendigt war, auf Befehl der Königin also: „Bitter und beschwerlich sind uns die mannichfachen Wechsel des Glückes, und wir können nicht von ihnen reden hören, ohne daß unsere Seelen von dem Schlummer, in den sie leicht bei seinen Kunstbezeugungen verfallen, erweckt werden. Deshalb meine ich auch, daß Glückliche sowol als Leidende gerne solchen Erzählungen zuhören sollten, welche die Ersten lehre, auf ihrer Hut zu sein und die Letzteren trösten. Und so will ich Euch denn, so Erstaunliches auch von meinen Vorgängern gesagt worden ist, eine Geschichte erzählen, die nicht minder wahr als rührend ist, und in der die Lei-

den so groß und so anhaltend waren, daß ich, wenn ihnen gleich ein frohes Ende folgte, mir doch kaum eintreden kann, Jene seien von dem späteren Glücke jemals völlig versäumt worden.

Wisset nämlich, liebe Mädchen, daß nach dem Tode Kaiser Friedrich des zweiten Manfred zum König von Sizilien gekrönt ward, und daß bei diesem ein Edelmann aus Neapel, Namens Arrighetto Capoce, in hohem Ansehen stand, der mit Beritola Caracciola, einer schönen Neapolitanerin von guter Familie, verheirathet war. Während dem Arrighetto die Regierung der Insel von Manfred anvertraut war, erfuhr er, dieser sei zu Benevent vom König Karl besiegt und getötet worden, und das ganze Königreich wende sich dem Letztern zu. Da er nun in die unsichere Treue der Sizilianer geringes Vertrauen setzte, und dem Feinde seines Fürsten nicht gehorchen wollte, schickte er sich zur Flucht an. Indes bekamen die Sizilianer von seiner Absicht Kunde, sezten schleunig ihn und viele andere Freunde und Diener des Königs Manfred fest und übergaben diese und dann auch den Besitz der Insel dem König Karl. Madonna Beritola, die in so großem Umsturze der Dinge nicht wußte, was aus Arrighetto geworden sei, ließ, wegen Dessen, was sich bereits zugetragen, in fortwährender Furcht und besorgt, daß ihre Ehre gekränkt werden könnte, alles ihr Gehörige zurück und floh mit ihrem etwa achtjährigen Sohne Giuffredi auf einem Kahn schwanger nach Lipari, wo sie einen anderen Knaben gebaßt und diesen Scacciato nannte. Darauf nahm sie eine Amme und bestieg mit Allen ein kleines Schiff, um zu ihren Verwandten nach Neapel zurückzukehren. Doch ging es nicht nach ihrem Wunsche; das Fahrzeug, das nach Neapel bestimmt war, wurde von der Gewalt des Sturmes nach der Insel Ponza getrieben, wo die Schiffer in einen kleinen Meerbusen einzogen und günstigeres Wetter abwarteten. Frau Beritola stieg, gleich den Uebrigen, auf der Insel ans Land und

suchte sich einen einsamen und abgelegenen Platz aus, wo sie sich ganz allein hinsetzte und ihren Arrighetto beweinte. So that sie jeden Tag, und da geschah es denn, daß, als sie einmal ohne Wissen der Matrosen und anderer Reiseführten sich in ihre Klagen vertieft hatte, eine Galeere voll Corsaren Jene überfiel und Alle ohne Widerstand gefangen davon führte.

Als Frau Beritola ihr tägliches Wehklagen geendet hatte, kehrte sie nach ihrer Gewohnheit zum Ufer und, wie sie glaubte, zu ihren Kindern zurück, aber sie fand Niemand. Anfangs wunderte sie sich darüber, dann aber ahnte sie plötzlich, was geschehen sein könne, blickte hinaus auf das Meer und sah die Galeere, die sich noch nicht weit entfernt hatte, ihr Schiffchen hinter sich herziehen. Da wurde es ihr denn nur allzu klar, daß sie zu dem Manne nun auch die Kinder verloren habe, und hier arm, allein und verlassen, ohne Hoffnung,emanden der Thränen wiederzufinden, zurückgeblieben sei. Und so fiel sie, laut nach Mann und Kindern rufend, ohnmächtig am Ufer nieder. Da war aber Niemand, der mit frischem Wasser oder andern Mitteln ihre entschwundenen Kräfte hätte zurückrufen können, und ihre Lebensgeister hatten alle Mühe, wohin es ihnen gefiel, in der Irre umherzuschweifen. Als aber ihr unglücklicher Körper mit den Thränen und dem Wehklagen zugleich seine Kräfte wieder gewann, rief sie aufs neue lange nach ihren Kindern und suchte sie in jeder Höhle der Insel. Endlich aber mußte sie selbst einsehen, alle ihre Mühe sei umsonst, und als die Nacht herankam, sing sie noch immer hoffend, ohne selber zu wissen, auf was, an, um sich bekümmert zu werden, und verließ das Ufer und barg sich in der Höhle, wo sie zu weinen gewohnt war.

Nach einer unter Angst und unsäglichen Thränen verlebten Nacht fühlte sie sich am anderen Morgen, als die Sonne schon seit mehr als drei Stunden am Himmel stand, da sie am vorhergehenden Abende nichts genossen,

vom Mangel gendhigt, nun mit Kräutern ihren Hunger zu mildern. Am Ende dieser kümmerlichen Mahlzeit hing sie weinend mancherlei Gedanken über ihr künftiges Leben nach, und, während sie noch so fort sann, sah sie, ganz in ihrer Nähe, ein Reh in eine Höhle gehen und nach einiger Zeit wieder herauskommen und in den Wald laufen. Das machte Frau Beritola neugierig, und sie stand auf und ging dort hinein, wo das Reh herausgekommen war, und fand zwei kleine Rehzielein, die vielleicht erst an demselben Tage geworfen sein mochten. Sie fand die kleinen Thiere so überaus niedlich und allerliebst, daß sie, weil ihr von der neulichen Niederkunft die Milch noch nicht ausgegangen war, sie zärtlich emporhob und an ihre Brust legte. Die Thierchen verschmähten diese Wohlthat nicht, sondern sagten, wie sie es ihrer Mutter gethan haben würden, und machten auch in Zukunft zwischen dieser und der Dame keinen Unterschied. Der Edeldame dagegen war es nun zu Sinne, als hätte sie an diesem wüsten Orte einige Gesellschaft gefunden; sie aß Kräuter und trank Wasser, weinte, so oft sie sich an Mann und Kinder und an ihr früheres Leben erinnerte, wurde allmälig mit dem Mutterthiere so vertraut wie mit den Kleinen und beschloß, auf jener Insel zu leben und zu sterben.

So lebte die edle Frau, einem wilden Thiere gleich, mehrere Monate lang, bis es endlich geschah, daß ein pisanisches Schifflein ebenfalls wegen Unwetters an derselben Stelle landete, wo einst die Dame gelandet war, und mehrere Tage lang dort verweilte. Auf diesem Fahrzeuge befand sich ein adlicher Herr, Namens Markgraf Currado Malespini, mit seiner tugendhaften und frommen Gemahlin. Sie kamen von einer Wallfahrt, auf der sie alle heiligen Dörter des Landes Puglien besucht hatten, und kehrten nun in ihre Heimat zurück. Eines Tages machte sich der Markgraf, um die üble Laune zu vertreiben, mit seiner Gemahlin und einigen Dienern und Hunden nach dem Innern der Insel auf den Weg, wobei denn

die Hunde Currado's nicht gar weit von dem Orte, wo Frau Beritola weilte, die zwei kleinen Rehe verfolgten, die inzwischen herangewachsen waren und grasend umhers liefen; die Thiere flohen, von den Hunden gejagt, nirgend anders hin, als in die Höhle, in der sich Frau Beritola befand. Diese aber erhob sich, als sie die Kleinen verfolgt sah, nahm einen Stock und verjagte die Hunde. Darüber kamen Currado und seine Gemahlin, die ihren Hunden nachgingen, hinzu und wunderten sich sehr, als sie Frau Beritola erblickten, die braun und hager und struppigen Haares geworden war; diese aber erstaunte noch mehr über jene. Currado musste auf ihr Begehrten die Hunde zurückrufen; aber erst nach vielen Bitten konnte sie bewogen werden, zu sagen, wer sie sei und was sie dort für ein Leben führe. Als sie aber ihre ganze Lage und die Schicksale, die sie betroffen, ihnen vollständig erzählt und auch ihren harten Vorsatz ihnen kund gethan hatte, weinte Currado vor Mitleid; denn er hatte Arighetto Capice sehr gut gekannt. Dann suchte er sie mit vielen Worten von einem so grausamen Entschluße zurückzubringen. Er bot ihr an, sie in ihre Heimat zurückzuführen, oder bei sich aufzunehmen, wo sie wie eine Schwester geehrt werden und so lange verweilen solle, bis Gott ihr ein günstigeres Schicksal bereiten werde. Da die Dame diesen Anerbietungen nicht nachgab, ließ Currado sie mit seiner Frau allein und trug dieser auf, daß sie zu Essen bringen lassen und die Fremde, die ganz zerlumpt war, mit ihren Sachen bekleiden und auf alle Weise dahin wirken möge, daß sie mit ihnen komme.

Die Edelfrau weinte, als sie sich mit Frau Beritola allein sah, anfangs noch lange mit dieser über deren Misgeschick; dann ließ sie Kleider und Speisen holen und brachte jene nur mit der größten Mühe dahin, die einen anzunehmen und die andern zu genießen. Endlich bewog sie sie auch, da Frau Beritola sich weigerte, irgend wohin zu gehen, wo sie gekannt sei, mit ihnen nach Lunigiana

zu reisen. Doch bedang sich Frau Beritola aus, daß die beiden Rehlein und deren Mutter, die inzwischen zurückgekommen war und zu nicht geringer Verwunderung der Edelfrau jene geliebkost hatte, sie begleiten dürften. Sobald nun wieder gutes Wetter ward, ging Frau Beritola mit Currado und seiner Gemahlin zu Schiffe, und mit ihnen wurden auch das Reh und die Kleinen eingeschifft, von denen der Name Cavriuola auf Frau Beritola, deren wahren Namen die Uebrigen nicht wußten, überging. Ein günstiger Wind brachte sie schnell zur Mündung der Magra, wo sie ausstiegen und sich nach den Schlössern des Currado begaben. Hier lebte dann Frau Beritola in Würmentracht, wie eine Untergebene der Gemahlin des Currado, ehrbar, bescheiden und gehorsam, und liebte ihre Rehe und sorgte für deren Futter.

Inzwischen waren die Corsaren, die in Ponza das Schiff geraubt hatten, auf welchem Frau Beritola gekommen, mit allen Uebrigen, bis auf sie, welche unbemerkt geblieben war, nach Genua gefahren. Hier war die Beute unter den Eigenthümern getheilt worden, und es hatte sich getroffen, daß unter mehreren andern Stücken die Amme der Frau Beritola mit den beiden Kindern einem Herrn Gaspartin D'Orta zugefallen war. Dieser schickte Amme und Kinder in sein Haus, um sie als geringe Diener zu den täglichen Geschäften zu gebrauchen. Lange weinte die Amme, eben so sehr über den Verlust ihrer Gebieterin, als über das traurige Loos betrübt, zu dem sie mit den beiden Kindern herabgesunken war. Wie sie aber endlich einsah, daß ihre Thränen zu nichts führten, und sie Magd und jene Knechte wären und blieben, beruhigte sie sich, besonnen und verständig, wie sie, ihrer Armut ungeachtet, war, zuerst soviel sie vermochte, und überlegte dann, daß den beiden Kindern, in dem Zustande, in welchen sie gerathen waren, ihr wahrer Name, wenn er bekannt würde, leicht einmal nachtheilig werden könnte. Außerdem gab sie die Hoffnung nicht auf, ihr Schicksal

werde sich, wann es auch sei, noch einmal ändern, und sie würden, wenn sie nur am Leben blieben, ihre alte Stellung wieder gewinnen können, und beschloß aus diesen Gründen, bis die gelegene Zeit kommen würde, Niemandem zu offenbaren, wer sie seien. Demzufolge sagte sie Allen, von denen sie darum befragt ward, es seien ihre Kinder, und nannte den älteren nicht Giuffredi sondern Giannotto von Procida, dem jüngeren dagegen glaubte sie seinen Taufnamen lassen zu dürfen. Ferner machte sie dem Giuffredi mit großer Sorgfalt begreiflich, warum sie ihn anders benannt habe, und welchen Gefahren er ausgesetzt sein könne, wenn er erkannt würde, und begnügte sich nicht damit, ihm dies einmal zu sagen, sondern schärfste ihm dieselben Lehren oft und vielmals ein. Auch fehlte es dem Kinde nicht an Fassungskraft, und es befolgte genau die Vorschriften der verständigen Amme. So lebten die beiden Knaben, schlecht bekleidet und noch schlechter beschuh, mit ihrer Amme mehrere Jahre lang in dem Hause des Herrn Gasparrino, wo sie zu den geringsten Diensten verwandt wurden.

Als indessen Giannotto sechszehn Jahre alt geworden und edlere Gesinnungen, als sie einem Diener geziemten, hegte, verließ er den Dienst des Herrn Gasparrino und schiffte sich, seiner niedrigen und knechtischen Lage überdrüssig, auf einer Galeere, die nach Alexandrien bestimmt war, ein. So besuchte er verschiedene Länder und konnte es darum doch nicht weiter bringen. Drei oder vier Jahre verstrichen, seit er Herrn Gasparrino verlassen hatte, und er wuchs inzwischen zu einem stattlichen und wohlgebildeten Manne heran; auch erfuhr er, sein Vater, den er tot geglaubt hatte, lebe noch im Kerker vom König Karl gefesselt und bewacht; da gelangte er endlich auf seinen unsteten Irrfahrten, an seinem Glücke verzweifelnd, nach Lunigiana, und es mußte sich treffen, daß er sich eben bei Currado Malespina in Dienst that und durch sein Geschick und gutes Benehmen sich dessen Zufriedenheit er-

warb. Ob er nun gleich seine Mutter, die mit der Gemahlin des Currado zusammenwohnte, einige wenige Male zu sehen bekam, so erkannte sie doch weder ihn, noch er jemals sie, so sehr hatte den Einen und die Andere das Alter, im Vergleich mit ihrem Aussehen zu der Zeit, wo sie sich zuletzt gesehen, verändert. —

Während Giannotto in Currado's Diensten stand, eherte eine Tochter des Letzteren, mit Namen Spina, die durch den Tod ihres Mannes, eines Niccolo von Grignano, zur Witwe geworden war, in das Haus ihres Vaters zurück. Sie war schön und liebenswürdig und so jung, daß sie wenig über sechzehn Jahre zählte, und da geschah es, daß sie sowol auf den Giannotto, als er auf sie ein Auge warf, und Beide sich auf das glühendste ineinander verliebten. Es blieb diese Liebe nicht lange unbeschiedigt, und der vertraute Umgang Beider hatte bereits mehrere Monate gebauert, ehe Jemand etwas davon geahnet hatte. Doch wurden die Liebenden dadurch allzu sicher und benahmen sich unvorsichtiger, als es sich für solche Angelegenheiten ziemt. So entfernte sich denn eines Tages die junge Witwe mit Giannotto, während man in einem schönen und dicht verwachsenen Gebüsch lustwandeln ging, weit von der übrigen Gesellschaft, und wie Beide den Uebrigen zur Genüge vorangeleit zu sein glaubten, setzten sie sich an einer rings von Bäumen umschlossenen Stelle auf Kräuter und Blumen und gewährten einander die höchsten Freuden der Liebe. Ob sie nun gleich bereits eine lange Weile also geruht hatten, so ließ die Lust, die sie empfanden, sie dennoch diese Zeit für äußerst kurz halten, und so geschah es, daß sie zuerst von Spina's Mutter und dann von Currado überrascht wurden.

Tiefgekränkt durch Das, was er gesehen, ließ Currado, ohne ein Wort zu sagen, die beiden Schuldigen von dreien seiner Diener ergreifen und gebunden auf eine seiner Burgen führen, und hatte, von Zorn und Unmuth ganz übermannt, im Sinne, sie eines schmälichen Todes

sterben zu lassen. Obgleich auch Spina's Mutter übet den Fehltritt ihrer Tochter außerst aufgebracht war und die grausamste Züchtigung derselben nicht für zu hart hielt, konnte sie dennoch Das nicht ertragen, was, wie sie aus einigen Worten Currado's ertried, dieser mit den Beiden zu thun gesonnen war. So folgte sie denn eilig dem erzürnten Gemahle nach und bat ihn, sich in seinem Alter nicht in der Uebereilung des Dornes zum Mörder seiner Tochter zu machen, und seine Hände nicht mit dem Blute eines seiner Diener zu befudeln, sondern eine andere Art zu erdenken, wie er seinem Unmuthe genügen könnte, wie z. B., wenn er Beide gefangen sezen ließe, daß sie im Kerker und im Elend ihren begangenen Fehltritt beweinen könnten. Mit diesen und mit vielen andern Worten redete die fromme Dame ihm so lange zu, daß er den Vorsatz, sie zu tödten, fallen ließ und statt dessen befahl, daß ein jedes von ihnen an einem andern Orte eingekerkert, sorgsam bewacht und so lange bei wenig Speise und vielem Ungemache gehalten werden solle, bis er anders über sie verfügen würde. Was für ein Leben die beiden jungen Leute in der Gefangenschaft unter fortwährenden Thränen und bei längerem Fasten, als ihnen lieb war, führten, kann sich ein Jeder denken.

Während nun Giannotto und Spina so traurige Tage verlebten, und schon ein Jahr verstrichen war, ohne daß Currado sich ihrer erbarmt hätte, geschah es, daß König Peter von Arragonien durch die Einverständnisse des Herrn Johann von Procida die Insel Sicilien aufwiegelte und dem König Karl entrif, worüber Currado, als eifriger Ghibelline, seine Freude durch Festlichkeiten bezeigte. Dadurch erfuhr auch Giannotto von einem der Leute, die ihn zu bewachen hatten, etwas von dem Ereigniß, und wie er es hörte, seufzte er laut auf und sagte: „Gerechter Gott, nun sind es vierzehn Jahre, daß ich in der Welt umherirre und auf nichts Anderes warte, als eben darauf, und jetzt, wo es geschehen ist, muß ich im Gefängniß sitzen

und darf nicht hoffen, vor meinem Tode wieder heraus zu kommen.“ „Nun,“ sagte der Gefangenwärter, „was geht denn Dich an, was so große Könige thun? Was hastest Du denn in Sicilien zu schaffen?“ Giannotto erwiderte ihm: „Mir ist, als wollte mein Herz zerspringen, wenn ich daran denke, was mein Vater dort zu sagen hatte; denn, so klein ich auch war, als ich von dort entfliehen mußte, so erinnere ich mich doch noch, gesehen zu haben, wie er zur Zeit des Königs Manfred über die ganze Insel zu befehlen hatte.“ „Und wer war denn Dein Vater?“ entgegnete der Schließer. „Meinen Vater,“ sagte Jenner, „brauche ich jetzt nicht mehr zu verhehlen, da die Gefahr, in die ich zu kommen fürchtete, wenn ich ihn entdeckte, mich nun ohne das betroffen hat. Er hieß und heißt, wenn er anders noch am Leben ist, Arrighetto Capece, und ich nenne mich nicht Giannotto, sondern Giuffredi und zweifle nicht, daß, wenn ich hier heraus und nach Sicilien kommen könnte, ich dort eine der höchsten Stellen einnehmen würde.“ Der Schließer ließ sich weiter auf nichts ein, sondern berichtete, sobald er Zeit dazu fand, das ganze Gespräch dem Currado. Swarz stellte sich dieser gegen den Gefangenwärter, als ob der Bericht ihm gleichgültig wäre, doch ging er sogleich zu Frau Beritola und fragte sie freundlich, ob sie von Arrighetto einen Sohn, Namens Giuffredi, gehabt habe. Weinend antwortete die Dame, daß, wenn der älteste ihrer beiden Söhne noch am Leben wäre, er so heißen und etwa zwei und zwanzig Jahre alt sein würde.

Als Currado dies vernahm, überzeugte er sich, der Gefangene sei es wirklich, und es kam ihm der Gedanke ein, daß er, wenn es sich so verhielte, zu gleicher Zeit ein großes Werk der Barmherzigkeit thun und seine und seiner Tochter Schande tilgen könnte, wenn er diese Jenem zur Frau gäbe. Aus diesem Grunde ließ er den Giannotto heimlich zu sich rufen und befragte ihn genau über sein vergangenes Leben, und da er auch hierbei manche deut-

liche Beweise fand, daß Jener wirklich Giuffredi, der Sohn des Arrighetto Capice, sei, sagte er zu ihm: „Giannotto, Du weisst selber, welche, und eine wie schwere Bekleidung Du mir in meiner eignen Tochter angethan hast, während es Dir, den ich freundlich und gut behandelte, als einem Diener geziemte, meine Ehre und die Ehre alles Dessen, was mir gehört, immer aufrecht zu halten und zu befördern. Wahrlich, Viele würden, wenn Du ihnen gethan hättest, was Du mir thatest, Dich eines schmählichen Todes haben sterben lassen; doch gab mein Mitleiden das nicht zu. Weil Du nun aber wirklich, sowie Du mir sagst, eines edlen Vaters und einer edlen Mutter Sohn bist, so bin ich, wenn Du anders willst, geneigt, Deinen Leiden ein Ende zu machen, Dich aus dem Elende der Gefangenschaft, in der Du Dich befindest, zu befreien und Deine und meine Ehre auf genügende Weise wieder herzustellen. Spina, zu der Du eine liebvolle, obwol für Dich und sie ungeziemende Neigung hegtest, ist, wie Du weisst, Witwe, ihre Mitgift ist bedeutend und sicher; wie ihre Sitten, wer Vater und Mutter seien, ist Dir bekannt, und in welcher Lage Du selber Dich jetzt befindest, darüber schweige ich gänzlich. Dem Allen zufolge bin ich nun, wenn es Dir recht ist, bereit, Spina, welche umehrbarer Weise Dir Freundin war, zu Deiner ehrbaren Frau zu machen, und dann magst Du, wie mein eigner Sohn, hier am Orte mit mir und mit ihr so lange welen, als es Dir gefallen wird.“

Allerdings hatte die Gefangenschaft Giannotto's Leib abgemagert, seine adlichen und mit der Geburt ihm vererbten Gesinnungen aber waren um nichts geschwächt worden, und eben so unversehrt hatte sich in ihm auch die Liebe zu seiner Dame erhalten. Obgleich er also auf das lebhafteste Das begehrte, was Currado ihm anbot, und obgleich er sich in dessen Gewalt befand, so milderte er um deshalb nichts von Dem, was er nach seinem edlen Stolze sagen zu müssen glaubte. „Currado,“ erwiderte

er, „ich habe weder Deinem Leben, noch Dem, was Dir zugehört, aus Ehrgeiz, Geldgier oder aus irgend einem andern Grunde verrätherischer Weise nachgestellt. Deine Tochter liebt mich, liebe sie und werde sie immerdar lieben, weil ich sie meiner Liebe werth halte. Und, wenn ich nach der Meinung des großen Haufens die Ehrbarkeit gegen sie verlebt habe, so habe ich die Sünde begangen, die mit der Jugend untrennbar verbunden ist, und die nur dann getilgt werden könnte, wenn man zugleich die Jugend vertilgte. Wollten aber die Alten sich daran erinnern, daß auch sie einmal jung waren, und wollten sie an die fremden Fehler den Maßstab der eignen legen, und umgekehrt, so würde diese Sünde nicht für eine so schwere gelten, als Du und manche Andere daraus machen. Was ich übrigens gethan habe, das habe ich als Freund und nicht als Feind gethan. Was Du Dich jetzt zu thun erbietest, das habe ich immer gewünscht, und hätte ich glauben können, daß es mir gewöhrt werden würde, so hätte ich schon vor langer Zeit darum angehalten; nun aber soll es mir um so werther sein, als weniger Hoffnung dazu vorhanden gewesen ist. Solltest Du aber nicht so gesinnt sein, wie Deine Worte mich glauben machen, so nähre mich nicht mit eitler Hoffnung, sondern las mich in das Gefängniß zurückführen und dort so vieles Ungemach erleiden, als Dir gefällig sein wird; denn so lange ich Spina lieben werde, eben so lange werde ich um ihrentwillen auch Dich lieben, und was Du mir auch immer anthun magst, Dich in Ehren halten.“

Currado verwunderte sich, als er diese Worte vernahm, und meinte, sie bekundeten eine große Seele und eine glühende Liebe, um derentwillen er ihn nur um so lieber gewann und ihn umarmte und küste. Darauf ließ er, um weiteren Aufschub zu vermeiden, Spina in der Stille herbeiführen, die im Gefängniße inzwischen mager, bleich und schwach geworden war, und ebenso, wie auch Gianotto, sich völlig verändert hatte und nicht mehr dieselbe zu sein schien.

Beide vollzogen alsdann mit herzlicher Uebereinstimmung in Currado's Gegenwart ihre Verlobung nach der bei uns üblichen Form. Einige Tage lang verschwieg Currado das Geschehene vor Tebermann und versorgte indessen die Verlobten mit Allem, was sie bedurften, oder sich wünschten. Als es ihm endlich Zeit zu sein schien, die Mutter des jungen Paars an dieser Freude Theil nehmen zu lassen, rief er seine Gemahlin und die Cavriuola zu sich und sprach also zu der letzten: „Was würdet Ihr wol dazu sagen, Madonna, wenn ich Euren ältesten Sohn als den Mann einer meiner Töchter wiederbrächte?“ Darauf erwiderte Cavriuola: „Was sollte ich Anderes darauf sagen, als daß ich, wenn es anders möglich wäre, Euch größeren Dank schuldig zu sein, als dies bereits der Fall ist, Euch noch viel dankbarer sein müßte, weil ich von Euch empfangen würde, was ich lieber als mich selber habe? Und wenn Ihr ihn mir so wiedergäbet, wie Ihr sagtet, so würdet Ihr die längst erloschene Hoffnung in mir einigermaßen wieder beleben.“ und als sie das gesagt hatte, weinte sie und schwieg. Da fragte Currado seine Gemahlin: „Was würdest Du denn davon halten, Frau, wenn ich Dir so einen Schwiegersohn schenkte?“ „Mir,“ entgegnete die Frau, „würde nicht nur Einer von ihrem Hause, das ein adeliches ist, sondern der Geringste recht sein, sobald es Euer Wille wäre. „Nun denn,“ sagte Currado, „so denke ich wol, daß ich Euch in ein paar Tagen solch eine Freude machen will.“

Als die jungen Leute nach einiger Zeit ihr früheres Aussehen wieder gewonnen hatten, hieß Currado sie kostbare Kleider anlegen und fragte den Giuffredi: „Würde es wol Deine Freude noch erhöhen können, wenn Du Deine Mutter hier sähest?“ „Es scheint mir unglaublich,“ entgegnete Giuffredi, „daß der Schmerz über ihre Unfälle sie am Leben gelassen haben sollte; wäre es aber dennoch der Fall, so würde meine Freude groß sein, weil ich hauptsächlich durch ihren Rath mein Ansehn in Sizilien zu ge-

winnen hoffen würde.“ Darauf ließ Currado die beiden Frauen hereinrufen und diese bezeugten den Neuberlobten ihre herzlichste Freude, ohne sich jedoch erklären zu können, wodurch jener plötzlich so milde gestimmt worden sei, daß er der Spina den Giannotto zum Manne gegeben. Frau Bertola fasste indeß, in Folge der früheren Reden Currado's, schnell den Jüngling in's Auge, und eine geheime Kraft weckte in ihr die Erinnerungen der kindlichen Züge ihres Sohnes, daß sie ihn wiedererkannte und, ohne weiteren Aufschluß zu erwarten, ihm mit offenen Armen um den Hals fiel und vor dem Übermaße mütterlicher Liebe und Freude kein Wort zu sprechen vermochte, sondern aller Lebenskraft beraubt, gleich einer Todten an die Brust ihres Sohnes sank. Wohl wunderte sich dieser, daß er sie früher in demselben Schlosse oftmals gesehen und nie gekannt haben sollte, doch regte sich schnell in ihm das Blut, das er von ihr empfangen, und er schalt sich selber wegen seiner früheren Sorglosigkeit; fasste sie weinend in seine Arme auf, und küßte sie auf das zärtlichste. Als Frau Bertola unter dem liebevollen Beistand der Gemahlin Currado's und der Spina durch kaltes Wasser und andere Mittel ihre verlorenen Kräfte wieder gefunden hatte, umfasszte sie ihren Sohn unter vielen Thränen und zärtlichen Worten voller mütterlicher Liebe auf's neue und küßte ihn wol tausend Mal; er aber zeigte ihr in Allem die kindlichste Ehrerbietung.

Nachdem sie drei Mal oder vier Mal schon voll Zärtlichkeit und Anstand sich umfangen, und die Umstehenden sich des rührenden Schauspiels erfreut hatten, erzählten sie einander Alles, was sich mit ihnen zugetragen. Dann aber sagte Giuffredi zu Currado, der einige seiner Freunde, zu deren großer Zufriedenheit, schon von dem neugeschlossenen Bunde benachrichtigt hatte und eben ein großes und glänzendes Fest veranstaltete: „Currado, Ihr habt mir schon manche Freude gewährt und lange Zeit meine Mutter ehrenvoll beherbergt. Ich bitte Euch nun, daß Ihr, um

nichts ungeschehen zu lassen, was Ihr für uns thun könnt, durch die Gegenwart meines Bruders (den Herr Gasparino D'Oria, welcher, wie ich Euch bereits sagte, ihn und mich zur See geraubt hat, als seinen Diener im Hause hält) meine Mutter und mich erfreun und mein Hochzeitfest verherrlichen wollt. Dann aber bitte ich Euch noch,emand nach Sicilien zu schicken, damit er sich dort vollständig nach den Verhältnissen und dem Zustande des Landes erkundige und nachforsche, ob mein Vater Arrighetto todt, oder noch am Leben ist, und in was für einer Lage er sich im lechteren Falle befindet, und uns dann über dies Alles vollständigen Bescheid bringe." Dem Currado gefiel das Begehrn des Giuffredi, und er schickte auf der Stelle zuverlässige Leute nach Genua und nach Sicilien.

Der Erste von ihnen, der nach Genua gesandt war, suchte Herrn Gasparino auf und bat ihn im Namen Currado's inständig, diesem den Scacciato und dessen Amme zuzuschicken, und erzählte dabei der Reihe nach, was Currado für Giuffredi und dessen Mutter bereits gethan. Herr Gasparino war über diese Botschaften sehr verwundert und erwiderte darauf: „Gewiß will ich für Currado Alles thun, was ihm angenehm sein kann, auch habe ich allerdings vor vierzehn Jahren den Knaben, nach dem Du fragst, mit seiner Mutter ins Haus bekommen, und bin gern bereit, jenem beide zu schicken; doch sage ihm in meinem Namen, er möge sich in Acht nehmen, daß er den Erzählungen des Giannotto, der, wie Du mir sagst, sich jetzt Giuffredi nennen läßt, nicht zuviel Glauben beigemessen habe oder noch beimesse, denn der ist viel durchtriebener, als Currado sich einbilden mag.“ Nach diesen Worten ließ er den Abgesandten ehrenvoll bewirthen, zugleich aber berief er heimlich die Amme zu sich und besprach sie sorgsam über die ganze Angelegenheit. Als diese von dem Aufstande in Sicilien hörte, und daß Arrighetto noch am Leben sei, entsagte sie der Furcht, die sie bisher gehegt hatte, und erzählte ihm, wie Alles zugegangen sei,

und was für Gründe sie, also zu handeln, bewogen hätten.

Die genaue Uebereinstimmung der Reden der Amme mit Dem, was der Abgesandte Currado's berichtet, mache, daß Herr Gasparrino ansing, der Sache einigen Glauben beizumessen. So prüfte er denn, seiner großen Schlauheit zufolge, die Angelegenheit von allen Seiten und schämte sich, als er immer neue Beweise für die Wahrheit jener Erzählung fand, der Art, wie er den Knaben behandelt hatte, so sehr, daß er, um es wieder gut zu machen, und in Betracht der hohen Stellung, die Arrighetto eingenommen hatte und noch einnahm, sein elfjähriges schönes Töchterchen mit einer großen Aussteuer dem Scacciato zur Frau gab. Dann fuhr er, nachdem zuvor zu Ehren jener Verbindung ein glänzendes Fest gefeiert worden war, mit dem jungen Manne, mit seiner Tochter, mit dem Abgesandten Currado's und mit der Amme auf einer wohlbewaffneten Galeere nach Lerici, wo er von Currado ehrenvoll empfangen und mit seiner ganzen Gesellschaft auf ein nahgelegenes und zu den bevorstehenden Festlichkeiten bereits eingerichtetes Schloß des Letzteren geführt ward. Wie groß die Freude der Mutter war, als sie ihren Sohn wieder sah, wie groß die der beiden Brüder, wie herzlich die beiden Brüder die treue Amme bewillkommenet, wie freudig alle Herrn Gasparrino und seine Tochter begrüßten, wie dieser Jene, wie endlich Alle sich mit Currado, seiner Gemahlin, seinen Kindern und Freunden zusammen erfreuten, würde sich mit Worten nicht ausdrücken lassen, und darum überlasse ich Euch, Ihr Mädchen, durch Eure Einbildungskraft meine Erzählung zu ergänzen.

Damit jedoch die Freude ganz vollständig würde, wollte Gott, der freigebige Spender des Guten, es so anordnen, daß um dieselbe Zeit gute Nachrichten von dem Leben und der glücklichen Lage des Arrighetto Capice anlangten. Denn als bei dem großen Feste Männer und Frauen an den Tischen bewirthet wurden und noch an der ersten Schüssel

geessen ward, lehrte Derjenige zurück, der nach Sicilien gereist war, und erzählte unter Anderm, daß, während Arrighetto vom König Karl gefangen gehalten worden, das Volk, als der Aufstand gegen die Franzosen an jenem Orte ausgebrochen, voller Wuth nach seinem Gefängniß gelaufen sei, die Wachen getötet, ihn herausgeholt und als geschworenen Feind des Königs Karl zu ihrem Anführer gemacht und dann unter seinem Befehle die Franzosen verjagt und getötet habe. Durch dieses Ereigniß sei ihm die Gunst des Königs Peter in hohem Grade zu Theil geworden, und dieser habe ihn in alle seine Besitzthümer und Ehrenstellen wieder eingesetzt, sodaß er jetzt ein Mann von der größten Bedeutung sei. Ihn selber, fügte der Gesandte hinzu, habe Arrighetto auf das ehrenvollste empfangen und die größte Freude über seine Frau und seinen Sohn bezeigt, von denen er seit seiner Gefangennahme nie das Mindeste gehört, auch habe er ein Schiff und einige Edelleute, die dem Sprechenden auf dem Fuße folgten, mitgesandt, um die Seinigen abzuholen.

Der Gesandte war mit allgemeiner Freude und Jubel empfangen und angehört worden, nun aber ging Currado nebst einigen seiner Freunde eilig den Edelleuten entgegen, die um Frau Beritola's und Giuffredi's willen gesandt worden waren, begrüßte sie herzlich und führte sie zu seinem Gastmahle, das noch nicht bis zur Hälfte gediehen war. Das Vergnügen, das die Dame und Giuffredi, wie auch die Uebrigen alle empfanden, sie zu sehen, hatte nicht seines Gleichen, sie aber dankten, noch bevor sie sich zu Tische setzten, in Arrighetto's Namen Currado und seiner Gemahlin so verbindlich, als sie nur wußten und konnten, für die Ehre, welche sie der Frau Beritola und seinem Sohne erwiesen, und forderten sie auf, über Arrighetto und was immer in dessen Vermögen stände, nach Willkür zu verfügen. Dann wendeten sie sich auch zu Herrn Gasparino, dessen Verdienste um Scacciato ihnen vorher nicht bekannt gewesen waren, und sagten ihm, sie seien

versichert, daß, sobald Arrighetto erfahren werde, was er für Jenen gethan, er ihm eben so herzlich, wenn nicht noch herzlicher danken werde. Nun erst nahmen sie an der Festmahlzeit der jungen Bräute und Bräutigams den freudigsten Antheil. Doch dauerten die Festlichkeiten, die Currado zu Ehren seines Schwiegersohnes und seiner übrigen Angehörigen und Freunde anstelle, nicht nur diesen sondern noch viele darauf folgende Tage. Als sie endlich aufhörten, meinten Frau Beritola und Giuffredi, gleich den Uebrigen, es sei Zeit aufzubrechen, und so bestiegen sie unter vielen Thränen des Currado, seiner Gemahlin und des Herrn Gaspartino in Gesellschaft der Spina das Schiff, das ihnen Arrighetto geschickt, und sagten Jenen Lebewohl. Ein günstiger Wind brachte sie binnen Kurzem nach Sizilien, wo von Arrighetto Söhne und Frauen alle gleichmäßig in Palermo mit solcher Freude empfangen wurden, daß sie unmöglich geschildert werden kann. Dort sollen sie dann noch lange Zeit glücklich und der empfangenen Wohlthaten eingedenk in Gottes Gnaden gelebt haben.

Siebente Geschichte.

Der Sultan von Babylon schickte seine Tochter dem König von Algarbien zur Frau, sie aber gerath durch eine Reihe von Ereignissen in Zeit von vier Jahren und an verschiedenen Orten neun Männern in die Hände. Endlich wird sie ihrem Vater zurückgebracht und reist als vorgebliebe Jungfrau zum König von Algarbien, um diesen, der ersten Absicht nach, zu heirathen.

Die Geschichte der Emilie hätte vielleicht nicht mehr lange dauern dürfen, ohne daß das Mitleiden über die Unfälle

der Frau Veritola die jungen Damen zu Thronen gerührt hätte. Als jene aber beendigt war, gesiel es der Königin, daß Pamphilus im Erzählen fortführe, weshalb er gehorsam und willig also begann: „Schwierig ist es für uns, ihr anmuthigen Damen, zu erkennen, was uns gutthut. Denn während Viele, wie man oftmais zu sehen Gelegenheit gehabt, dafür hielten, wenn sie reich wären, würden sie sorgenlos und ruhig leben, und nicht allein Gott inbrünstig um Erreichung dieses Ziels batzen, sondern auch keine Mühe und Gefahr fürchteten, um zu ihm zu gelangen, fanden sie, wenn ihre Wünsche gewährt wurden, wegen ihrer Erbschaft in Denen Mörder, die, bevor sie reich wurden, ihr Leben beschützen und liebten. Andere bahnten sich aus dem niedrigen Stande, in dem sie geboren wurden, mitten durch tausend gefährliche Schlachten und durch das Blut ihrer Brüder und Freunde den Weg zu der Höhe des Thrones, in der sie das höchste Glück zu finden wählten, und mussten, unendliche Furcht und Sorgen, von denen sie sich umgeben sahen, ungewohnt, in ihrem eignen Tode erkennen, daß man an königlichen Tafeln aus goldenen Bechern Gift trinkt. Nicht gering ist ferner die Zahl Derjenigen, die körperliche Kraft und Schönheit, wie Andere den Schmuck, mit dem heftigsten Verlangen für sich begehrten und die Verkehrtheit ihres Wunsches nicht eher erkannten, als bis jene Dinge ihnen den Tod oder schwere Betrübnis gebracht. Um aber nicht im Einzelnen die menschlichen Wünsche durchzugehen, versichere ich im Allgemeinen, daß die Sterblichen keinen unter allen mit vollkommner Umsicht als unabhängig von den Schlägen des Schicksals zu wählen im Stande sind. Deshalb sollten wir also, wenn wir anders richtig verfahren wollten, immer Das hinzunehmen und festzuhalten geneigt sein, was Derjenige uns gibt, Der allein durchschaut, was uns Noth thut, und es uns zu verleihen im Stande ist. Wenn nun gleich die Männer in dieser Hinsicht vielfach durch ihre Wünsche fehlen, so sündigt Ihr, schöne Damen,

doch ganz vorzüglich in dem einen Punkte, daß Ihr schön zu sein wünscht und Euch deshalb nicht einmal mit den Reizen begnügt, welche die Natur Euch gewährt hat, sondern diese durch wunderbare Künste noch zu vermehren bestrebt seid. Um diesem Wunsche zu begegnen, will ich Euch erzählen, wie die Schönheit so sehr das Unglück einer Saracenicin machte, daß sie um ihretwillen in Zeit von etwa vier Jahren neun Mal neue Hochzeiten feiern mußte.

Schon vor geraumer Zeit war ein Sultan von Babylon, Namens Bonminebab, dem in seinen Tagen gar Mancherlei nach Wunsche ging. Unter mehreren andern Kindern beiderlei Geschlechtes hatte er auch eine Tochter, mit Namen Alatiel, die nach der Aussage aller, die sie zu seh'n bekamen, das schönste Mädchen war, das damals auf der Welt gefunden werden konnte. Diese hatte er wegen eines glänzenden Sieges über eine große Anzahl Araber, die ihn überschlagen, zu welchem der König von Algarbien besonders viel beigetragen, dem letzteren, auf dessen besonderes Begehren, zur Frau versprochen, und schiffte sie nun unter ehrenvoller Begleitung von Männern und Frauen mit vielen kostbaren und schönen Gerdäthen auf einem wohl bewaffneten und ausgerüsteten Fahrzeuge ein, um unter Gottes Schutz zu ihrem Brüderigam zu reisen. Die Matrosen spannten dem Winde die Segel auf, sobald ihnen das Wetter günstig aussah, verließen den Hafen von Alexandrien und hatten mehrere Tage lang eine glückliche Fahrt. Als indeß Sardinien schon hinter ihnen lag, und sie dem Ziele ihrer Reise nahe zu sein glaubten, erhoben sich eines Tages streitende Winde, von denen ein jeder so übermäßig ungestüm war, daß das Schiff, auf dem die junge Fürstin mit den Matrosen sich befand, wild umhergeworfen und von den letzten mehrmals aufgegeben ward. Da diese jedoch in der Schiffahrt große Geschicklichkeit besaßen und alle Kraft und Kunst aufboten, gelang es ihnen, im Kampfe mit dem tobenden Meere, das Schiff zwei Tage lang zu erhalten. Als indeß bei Anbruch der

dritten Macht, seitdem der Sturm begonnen, dieser nicht allein nicht nachließ, sondern noch immer im Zunehmen begriffen war, und die Schiffer nicht mehr wußten, wo sie seien, und (weil der Himmel von dichten Wolken umzogen und wie von dunkler Nacht verfinstert war) weder durch ihre Schiffahrtskunde, noch durch Beobachtungen Auskunft darüber erlangen konnten, wurden sie in der Nähe von Majorca gewahr, daß ihr Schiff auseinanderzugehn ansange. In dieser Lage, die jede Möglichkeit der Rettung vernichtete, dachte ein Jeder an sich selbst und nicht an den Andern, und so sprangen die Schiffsherren in das Boot, das sie schnell ins Meer geworfen hatten, entschlossen, sich lieber diesem, als dem aufgeldsten Schiffe anzuvertrauen. Ihnen folgten die übrigen Männer, die im Schiffe waren, ungestüm nach, obgleich die zuerst Eingestiegenen sie mit den Messern in der Hand daran hindern wollten, und wähnend, nur so dem Tode entgehen zu können, wurden sie nur um so schneller seine Beute; denn, weil bei dem widrigen Wetter das Boot nicht so viel Personen ertragen konnte, ging es unter, und Alle, die auf ihm waren, mußten umkommen.

Inzwischen wurde das Schiff, auf dem Niemand geblieben war, als die junge Dame und ihre Frauen, die von der Wuth des Sturmes und von ihrer Angst betäubt, wie Tode auf demselben umherlagen, obgleich schon ganz zerschellt und voller Wasser, von dem ungestümen Winde getrieben und im schnellsten Laufe an die Küste der Insel Majorca verschlagen. Dabei war die Gewalt des Stoßes so groß, daß das Schiff vielleicht einen Steinwurf vom Ufer entfernt ganz im Sande stecken blieb und, wie sehr es auch die Nacht über von den Fluthen bekämpft ward, sich dennoch nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Als endlich der helle Tag angebrochen war und der Sturm ein wenig nachgelassen hatte, erhob die junge Dame, die sich dem Tode nahe fühlte, das Haupt und rief, so schwach sie war, bald nach dem Einen und bald nach dem Andern

von ihrer Dienerschaft. Doch sie rief vergebens, denn die Gerufenen waren allzuentfernt, um ihre Stimme zu hören. Wie sie auf ihr Rufen keine Antwort erhielt und keinen der Ihrigen erblickte, erschrak sie gewaltig und wurde von großer Furcht überfallen; doch richtete sie sich so weit auf, als ihre Kräfte es zuließen, und sah die Frauen von ihrer Begleitung und die übrigen Weiber alle am Boden liegen. Nach langem vergeblichen Ansprechen rüttelte sie die eine nach der andern, fand aber nur wenige unter ihnen noch am Leben, denn die meisten waren vor Magenbeschwerden und vor Angst bereits gestorben. Dieser Anblick erschreckte die Dame nur noch mehr; da sie sich jedoch so ganz allein sah und weder wußte noch errathen konnte, wo sie sei, ermunterte sie, guten Rathes bedürftig, wie sie war, die am Leben Gebliebenen so lange, bis sie sich aufrichteten. Wie aber auch diese ihr nicht zu sagen wußten, wo die Männer hingegangen seien, und sie entdeckte, daß das Schiff auf den Strand gelaufen und voller Wasser sei, fing sie gemeinschaftlich mit ihnen bitterlich zu weinen an. Und schon war Mittag seit drei Stunden vorüber, ohne daß sie am Ufer oder sonst in der Näheemand gewahr geworden wären, dessen Mitleid und Beistand sie hätten ansprechen können.

Um jene Stunde aber kam ein Edelmann, mit Namen Pericone von Bisalgo, auf dem Rückwege von einer seiner Besitzungen mit mehreren seiner Leute zu Pferde dort von ungefähr vorüber. Sobald dieser das Schiff erblickte, errieth er sogleich, was geschehen sei, und befahl einem der Diener, daß er so schnell als möglich suchen möchte, das Wrack zu ersteigen, um ihm dann zu berichten, wie es sich damit verhalte. Es gelang dem Diener, aller Schwierigkeit ungeachtet, dem Befehle seines Herrn nachzukommen, und er fand die junge Dame mit der wenigen Begleitung, die ihr geblieben war, unter dem vorgebauten Vorbertheil des Schiffes ganz furchtsam verborgen. Sobald diese ihn erblickten, flehten sie ihn weinend

um Mitleid an und suchten, als sie sahen, sie würden so wenig verstanden, wie sie ihn verstehen konnten, ihm ihr Unglück durch Zeichen begreiflich zu machen. Der Diener bemerkte Alles, so gut er konnte, und erzählte dann dem Pericone, was er auf dem Schiffe gesehen. Dieser ließ sogleich die Frauen und die kostbarsten Sachen, die sich auf dem Wrack befanden und erreicht werden konnten, ans Land bringen und ging mit ihnen auf sein Schloß, wo er sie durch Ruhe und durch Speise erquickte. Dabei erriet er denn aus den kostbaren Geräthen, die Dame, die er gefunden, müsse von gar vornehmer Abkunft sein, und erkannte sie auch bald vor den Uebrigen an der Ehre, die diese ihr allein erwiesen. Auch schienen ihm, ihrer Blässe und des Uebelbefindens ungeachtet, welche das Ungemach des Meeres in ihr hervorgebracht, die Formen ihres Körpers von großer Schönheit zu sein, weshalb er augenblicklich bei sich den Entschluß faßte, sie zur Frau zu nehmen, wenn sie noch keinen Mann haben sollte, und, wenn sie nicht seine Frau werden könnte, ihre Freundschaft zu gewinnen.

Pericone war ein Mann von kräftigem Aussehen und gewaltigem Gliederbau. Als er die Dame einige Tage lang auf das beste hatte bewirthen lassen und sie sich bereits vollkommen wieder erholt hatte, fand er sie noch um Vieles schöner, als er vermuthet, und gab sich deshalb, von ihrer Schönheit auf das leidenschaftlichste entflamm't, obgleich sie, zu seinem großen Bedauern, weder ihn, noch er sie verstehen konnte, alle Mühe, sie durch Liebkosungen und zuthuliches Benehmen dahin zu bewegen, daß sie ohne Widerstreben ihm zu Willen wäre; doch blieben alle seine Versuche ganz vergeblich. Je mehr sie indeß seine Vertraulichkeiten von sich wies, desto mehr entflammte sich Pericone's Gluth. Als die junge Dame dies gewahr wurde und im Verlaufe ihres mehrtägigen Aufenthalts an den Gebräuchen der Leute auch schon bemerkt hatte, daß sie Christen seien, leuchtete ihr wohl ein, daß sie mit

der Zeit durch Güte oder durch Gewalt den verliebten Anforderungen des Pericone werde nachgeben müssen, und daß ihr unter diesen Umständen, selbst wenn sie sich hätte verständlich machen können, nichts daran liegen konnte, gekannt zu werden. Demzufolge beschloß sie, mit festem Muthe ihrem widerwärtigen Schicksale entgegen zu treten, und befahl ihren Begleiterinnen, deren ihr nur drei geblieben waren, Niemandem jemals zu offenbaren, wer sie seien; es wäre denn, daß sich ihnen dadurch sichere Rettung därbte. Außerdem ermunterte sie sie auf das nachdrücklichste, ihre Keuschheit zu bewahren, und versicherte, daß sie selber fest entschlossen sei, sich Niemandem, als ihrem Gemahle hinzugeben. Die Mädchen priesen ihren Entschluß und versprachen den Befehlen nach Kräften zu gehorchen.

Pericone aber entbrannte täglich um so mehr, je näher er sich dem geliebten Gegenstande sah und je mehr ihm alle Kunst verweigert ward, sodaß er endlich, als alle seine Aufmerksamkeiten vergeblich blieben, sich entschloß, Schlauheit und Künste anzuwenden, um erst im äußersten Fall zu der Gewalt seine Zuflucht zu nehmen. Nun hatte er ein paar Mal bemerkt, daß die junge Dame, die dem Verbote ihrer Religion zufolge des Weines ungewohnt war, an diesem besondern Gefallen fand, und hoffte deshalb sie durch den Wein, als einen Diener der Venus, zu fangen. Zu diesem Ende stellte er sich, als nahme er auf ihre Ungefügigkeit keine Rücksicht, und ordnete eines Tages ein kostbares und festliches Abendessen an, zu dem die Dame auch wirklich erschien. Die Tafel war in aller Weise glänzend bestellt, Pericone aber hatte Demjenigen, der der Dame aufwartete, den Befehl gegeben, ihr mehrere Weine zusammenzumischen, und dieser vollzog den erhaltenen Auftrag auf das beste. Die Dame, die dessen kein Arges hatte und von dem Wohlgeschmack des Getränktes verleitet ward, genoß davon mehr, als ihrer Ehrbarkeit gut that. Der Wein machte sie mit der Zeit so lustig, daß sie alle ihr vergangenes Ungemach vergaß und,

wie sie einige Mädchen nach der Weise von Majorca tanzen sah, selber nach alexandrinischem Brauche zu tanzen anfing. Als Pericone das bemerkte, glaubte er sich dem Ziele seiner Wünsche nahe und verlängerte unter fortwährendem Ueberflusse von Speisen und Getränken die Tafel bis tief in die Nacht hinein. Endlich entfernten sich die Gäste, und Pericone ging allein mit der Dame in deren Zimmer, wo sie vom Weine mehr aufgereggt, als von der Sittsamkeit im Raum gehalten, sich in Pericone's Gegenwart, völlig ohne Scham und Scheu, als ob er eine ihrer Frauen wäre, entkleidete und zu Bett legte. Dieser zögerte nicht, ihr zu folgen, sondern löschte alle Lichter aus, legte sich dann eilig auf der andern Seite neben ihr nieder, umfing sie mit seinen Armen und begann, ohne Widerstand von ihrer Seite, die Früchte der Liebe zu plücken. Als Alatiel, die zuvor nicht gewußt hatte, was für Hörner die Männer zum Stoßen haben, das einmal empfunden, that es ihr fast leid, sich gegen Pericone's Bitten so lange gesträubt zu haben, und in Zukunft lud sie sich, ohne weitere Aufforderungen abzuwarten, oftmals selber, zwar nicht mit Worten, denn mit denen konnte sie sich nicht verständigen, wol aber durch die That zu so süßen Nächten ein.

Doch es genügte dem Schicksale noch nicht, sie von der Braut eines Königs zur Bettgenossin eines Burgherrn gemacht zu haben, und ihre und Pericone's Freuden wurden durch eine grausamere Leidenschaft unterbrochen. Pericone hatte nämlich einen Bruder, Namens Marato, der fünf und zwanzig Jahre alt und schmuck und frisch wie eine Rose war. Dieser nun hatte, sobald er Alatiel gesehen, das größte Gefallen an ihr gefunden und an ihren Geberden zu bemerken geglaubt, daß er wohl bei ihr angeschrieben sei. So meinte er denn, daß allein die strenge Aufficht, unter der Pericone sie hielt, ihn daran hinderte, von ihr die Erfüllung seiner Wünsche zu erlangen, und versiel dadurch auf einen ruchlosen Vorsatz, dem die schänd-

liche That auf dem Fuße folgte. Es traf sich, daß eben um jene Zeit im Hafen der Stadt ein Schiff vor Anker lag, das mit Waaren beladen, unter Leitung zweier junger Genuesen, denen es gehörte, nach Clarenza in Romania absegeln sollte. Schon waren die Segel aufgezogen, um, sobald der Wind günstig würde, abreisen zu können. Mit diesen Schiffen kam Marato überein und verabredete, wie sie in nächster Nacht ihn nebst der jungen Dame einnehmen sollten. Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, und es Nacht zu werden anfing, ging Marato, der sich bereits ausgesonnen, was er thun wollte, mit ein paar zuverlässigen Gefährten, deren Hilfe er zu der beabsichtigten That angesprochen, unerkannt in Pericone's Haus, der sich dergleichen nicht versah, und versteckte sich nebst ihnen, ein Feder an dem verabredeten Platze, in verschiedenen Theilen des Hauses. Als schon ein Theil der Nacht verstrichen war, öffnete Marato seinen Gefährten das Zimmer, wo Pericone mit seiner Schönen schlief, und so tödten sie diesen im Schlaf. Als die Dame erwachte und zu weinen anfing, droheten sie ihr mit dem Tode, wenn sie das mindeste Geräusch mache, und brachten sie nebst einem großen Theile der bedeutendsten Kostbarkeiten Pericone's, ohne von Jemandem bemerkt zu werden, eilig an das Ufer. Hier bestiegen Marato und die Dame das Schiff, und seine Gefährten kehrten zurück, die Schiffer aber spannten vor dem günstigen frischen Winde die Segel auf und reisten ab. Die Dame beklagte sich anfangs bitterlich, sowol über ihr erstes Unglück, als über dieses zweite; Marato aber wußte sie, den heiligen Crescentius, den uns Gott geschenkt hat, in der Hand, solcher Gestalt zu trösten, daß sie zahm gegen ihn wurde und den Pericone vergaß.

Schon glaubte sie wieder gut daran zu sein, als das Schicksal, dem die vorigen Unfälle noch nicht genügten, ihr neues Ungemach bereitete. Die beiden jungen Schiffsherren verliebten sich in ihre, wie schon öfters berichtet worden ist, wunderschöne Gestalt und in ihr äußerst feines

Betrugen dergestalt, daß sie alles Andere darüber vergaßen und nur bemüht waren, ohne daß Marato den Grund davon gewahr werden konnte, ihr zu dienen und ihr Gefälligkeiten zu erweisen. Da sie bald gegenseitig ihre Leidenschaft bemerkten, besprachen sie sich darüber insgeheim und beschlossen, den Gegenstand ihrer gemeinsamen Liebe, als ob Liebe vergleichen vertrüge, wie eine Kaufmannswaare oder wie einen Gewinn miteinander zu erwerben. Weil aber Marato sie auf das eifersüchtigste bewachte und so ihren Absichten entgegentrat, gingen sie eines Tages, während das Fahrzeug besonders schnell segelte, beide in Uebereinstimmung auf Jenen, der am Hintertheile stand und, ohne sich von ihnen etwas Arges zu vermuthen, ins Meer sah, zu, faßten ihn plötzlich von hinten und warfen ihn ins Meer. So führten sie denn weiter als eine Migrille, ohne daßemand gewahr wurde, Marato sei ins Meer gefallen. Als es aber endlich die junge Dame erfuhr, fing sie abermals auf dem Schiffe zu weinen und zu klagen an. Sogleich eilten die beiden Liebenden, sie zu trösten, und redeten ihr, so wenig sie davon verstand, mit süßen Worten und großen Versprechungen auf das eindringlichste zu, obgleich sie weniger den verlorenen Gemahl als ihr Misgeschick beweinte. Als sie nach langen und zu verschiedenen Zeiten gepflogenen Reden sie einigermaßen beruhigt zu haben meinten, besprachen sie sich untereinander, wem von ihnen sie zuerst zufallen sollte. Da nun aber ein jeder von Beiden der erste sein wollte und kein Mittel zur Einigung zu finden war, geriethen sie in heftigen Wortwechsel und erhitzten sich dabei so sehr, daß sie endlich zu den Messern griffen, wütend: übereinander herfielen und, ohne daß die Uebrigen, die sich auf dem Schiffe befanden, sie zu trennen vermocht hätten, sich so gefährliche Stöße beibrachten, daß der Eine auf der Stelle totst niedersiel und der Andere zwar am Leben blieb, aber an mehreren Theilen des Körpers schwere Wunden davontrug. Die junge Dame bedauerte dies Ereigniß gar sehr; denn

nicht nur fand sie sich nun allein und ohne Rathgeber auf dem Schiffe, sondern sie besorgte auch, der Zorn der Freunde und Angehörigen der beiden Schiffsherren möchte sich gegen sie wenden. Doch die Bitten des Verwundeten und die baldige Ankunft in Clarenza befreiten sie von der letzten Gefahr.

Kaum war sie an diesem Orte angelangt und mit dem Verwundeten in demselben Hause eingekehrt, als sich auch das Gerücht von ihrer großen Schönheit durch die Stadt verbreitete und bis zu den Ohren des Fürsten von Morea drang, welcher damals in Clarenza verweilte. So wurde er begierig, sie zu sehen, und verliebte sich, wie er sie gesehen und noch weit schöner, als das Gerücht sie schilderte, gefunden hatte, so heftig in sie, daß er an nichts Anderes zu denken im Stande war. Als er die Art, wie sie nach Clarenza gekommen war, erfuhr, schöpfte er Hoffnung, daß er sie werde erlangen können, und wirklich schickten die Angehörigen des Verwundeten sie dem Fürsten ohne Weiteres zu, sobald sie dessen Lust erfahren, während dieser noch darüber nachdachte, wie er sie gewinnen wollte. Die Freude des jungen Fürsten war groß, aber auch der Dame war dies Ereigniß, durch welches sie sich von einer großen Gefahr gerettet glaubte, erwünscht. Der Fürst errieth aus den königlichen Sitten, die sie noch außer der Schönheit schmückten, ob er gleich keine andere Nachricht über sie erlangen konnte, daß sie von edlem Stämme sein müsse. Und dadurch steigerte sich seine Liebe zu ihr in solchem Maße, daß er sie in allen Stücken nicht als Bettgenossin behandelte, sondern als rechtmäßige Gemahlin ehrt. Durch diese Behandlung schöpfte die Dame, die ihre jetzige angenehme Lage mit ihren früheren Unfällen verglich, neuen Mut; ihre fröhliche Munterkeit kehrte wieder und ihre Reize gewannen wieder solche Frische, daß man in ganz Romania von nichts Anderem reden hörte.

Dadurch bekam der Herzog von Athen, ein schöner,

junger Herr von einnehmendem Wesen, der mit dem Fürsten verwandt und befreundet war, Lust, sie zu sehen. Zu dem Ende gab er vor, er wolle, wie er das wol zuweilen zu thun pflegte, seinen Vetter besuchen, und kam in erlebener und ehrenvoller Begleitung nach Clarenza, wo er mit Freuden und Auszeichnungen empfangen ward. Nach einigen Tagen brachte der Herzog die Rede auf die Schönheit der Dame und fragte den Fürsten, ob sie denn wirklich so erstaunlich sei, als man erzählen wollte. Darauf antwortete der Fürst: „Sie ist viel schöner, als man von ihr sagt, allein, nicht meine Worte, sondern Deine Augen sollen Dich davon überzeugen.“ Der Herzog trieb den Fürsten zur Erfüllung dieses Versprechens, und so gingen sie miteinander dahin, wo die Dame sich aufhielt. Diese empfing sie zuvorkommend und höflich, und mußte sich zwischen Beiden niedersetzen, obgleich sie das Vergnügen, mit ihr zu reden, nicht genießen konnten, weil sie von der Sprache jenes Landes wenig oder nichts verstand. So konnten denn die Beiden sie nur gleich einem Wunder bestaunen, und besonders that dies der Herzog, der sich kaum zu überreden vermochte, daß sie ein sterbliches Wesen sein sollte. Glaubte er indeß durch das Beschauen seine Lust zu stillen, so verwickelte er sich selbst in deren Fesseln, indem er zugleich das Gift der Liebe mit den Augen einsog und in heftiger Glut für die Dame entbrannte. Als er aber dann mit dem Fürsten von ihr gegangen war und Muße hatte, sich mit sich selber zu besprechen, erachtete er diesen für glücklich vor allen Andern, daß er sich des vollen Besitzes einer solchen Schönheit freuen dürfe.

Mancherlei Gedanken stiegen in ihm auf, endlich aber überwog die Glut der Liebe die Rechtlichkeit, und er beschloß, was immer daraus werden sollte, dem Fürsten dieses Glück zu entreißen und selber dessen zu genießen. Er glaubte die Ausführung dieses Vorsatzes beschleunigen zu müssen und fann, der Vernunft und der Gerechtigkeit zum Troz, auf nichts als Trug und List. So ließ er

denn eines Tages, zufolge der schändlichen, von ihm mit einem vertrauten Diener des Fürsten, der Kyriakos hieß, getroffenen Verabredung, seine Pferde und sein Gepäck in aller Stille zur Abreise bereiten. Die Nacht darauf öffnete Kyriakos ihm und einem Gefährten, beide bewaffnet, leise das Zimmer des Fürsten, der, um der großen Hitze willen, während die Dame schlief, sich ganz nackt an ein Fenster gegen das Meer hinaus gelegt hatte, um sich an dem leichten Winde, der von dort herüberkam, etwas zu kühlen. Der Herzog, der seinen Begleiter im Vorraus von Dem unterrichtet hatte, was zu thun wäre, ging sachte durch das Zimmer hindurch bis ans Fenster und stieß, ehe der Fürst ihn bemerkten konnte, diesem ein Messer so tief in die Seite, daß es auf der andern Seite wieder heraus kam. Dann ergriff er schnell die Leiche und stürzte sie zum offenen Fenster hinaus. — Es war der Palast hoch gegen das Meer hinausgebaut, und das Fenster, an dem der Fürst gestanden, hatte die nächste Aussicht auf ein paar Häuser, die von der Gewalt des Meeres zusammengefallen waren und daher selten oder niemals betreten wurden. So geschah es denn, daß, wie der Herzog sich dessen im Vorraus verschen hatte, Niemand es gewahr wurde oder gewahr werden konnte, als die Leiche des Fürsten hinunterstürzte. Sobald der Begleiter des Herzogs sah, was geschehen, warf er, unter dem Scheine ihn zu liebkoszen, dem Kyriakos einen Strick um den Hals und zog diesen so fest an, daß er keinen Lärm zu machen im Stande war, bis der Herzog dazu kam; worauf sie ihn erbrosselten und eben dahin warfsen, wohin sie den Fürsten bereits geworfen.

Nachdem dies Alles vollbracht war und der Herzog sicher sein konnte, daß weber die Dame noch sonst Jemand etwas davon bemerk habe, nahm er ein Licht in die Hand, ging damit an das Bett und deckte die Dame, die noch ruhig schlief, leise völlig auf. Ihre Formen, die er nun enthüllt sah, schienen ihm von vollendetem Schön-

heit, und, hatte sie bekleidet ihm gefallen, so entzückte sie ihn nackt über alle Maßen. Dieser Anblick entzündete in ihm neue Glut, und die Scheu des eben begangenen Verbrechens hielt ihn nicht ab, mit noch blutigen Händen sich neben sie zu legen und sie, die im halben Schlummer ihn für den Fürsten hielt, zu beschlafen. Als er eine Weile mit dem größten Vergnügen an ihrer Seite zugebracht, erhob er sich wieder und ließ von einigen der Seiten, die er herbeitrief, mit Vermeidung alles Geräusches, die Dame durch eine verborgene Thür, durch welche er hereingekommen, davontragen; draußen mußte sie sich zu Pferde segeln, und die ganze Gesellschaft machte sich eilig und so still als möglich auf den Weg und kehrte gegen Athen zurück. Weil aber der Herzog verheirathet war, führte er die mehr als je betrübte Dame nicht nach Athen selber, sondern nach einem schönen Landhause, das er unweit der Stadt und nahe am Meere besaß, und hielt sie dort verborgen, während sie auf das anständigste mit Allem versehen ward, was sie bedurfte.

Um Tage nach jener That warteten die Höflinge des Fürsten bis nach der Mittagsstunde, daß er aufstehen sollte. Da er sich aber noch immer nicht regte, stießen sie die Thüren, die nur zugeklinkt waren, auf; doch sie fanden Niemand und bekümmerten sich, in der Vermuthung, daß er mit seiner schönen Dame auf ein paar Tage zu seinem Vergnügen heimlich verreist sein möchte, nicht weiter darüber. In dieser Ungewißheit warteten sie noch, als am anderen Tage ein Narr, der in die verfallenen Häuser gelaufen war, in denen die Leichen des Fürsten und des Kyriakos lagen, die letztere bei dem Stricke herauszog und hinter sich herschleppte. Mehrere Leute erkannten diese Leiche mit Erstaunen und schmeichelten dem Narren so lange, bis er sie hinführte, wo er jene herausgeholt hatte, und wo sie nun zum großen Schmerze der ganzen Stadt den Körper des Fürsten fanden, der alsbald ehrenvoll begraben ward. Darauf spürte man dem Thäter eines so

großen Verbrechens nach und vermutete, da der Herzog von Athen nicht mehr anwesend, sondern heimlich abgereist war, er möchte, wie er es wirklich gethan hatte, den Fürsten erschlagen und die Dame mit sich geführt haben. In Folge dieses dringenden Verdachtes wurde schnell ein Bruder des Verstorbenen an dessen Stelle gesetzt und von den Seinigen auf das nachdrücklichste zur Rache angestippt. Dieser fand die Meinung der Uebrigen noch von mehreren Seiten bestätigt, forderte daher seine Freunde, Verwandten und Untergebenen in verschiedenen Landschaften zur Hülfe und brachte in kurzen ein ansehnliches, mächtiges und wohlgewaffnetes Heer zusammen, mit dem er gegen den Herzog von Athen in den Krieg zog.

Auch der Herzog rüstete sich indeß, sobald er von den jenseitigen Schritten Kunde erhielt, nach allen Kräften zur Vertheidigung, und viele Herren kamen zu seiner Hülfe herbeizogen; namentlich schickte der Kaiser von Konstantinopel seinen Sohn Konstantin, und Manuel, seinen Neffen, mit zahlreichen und schönen Truppen. Der Herzog, noch mehr aber die Herzogin, die des Erstern Schwester war, empfingen sie auf das ehrenvollste. Inzwischen rückte der Krieg auf alle Weise immer näher heran, und die Herzogin ergriff eines Tages die Gelegenheit, ließ Bruder und Vetter zu sich rufen, erzählte ihnen mit Thränen und ausführlichen Worten die ganze Geschichte und den Anlaß des Krieges und beschwerte sich über die Beschimpfung, die der Herzog ihr dadurch anthue, daß er jenes Frauenzimmer, seiner Meinung nach unbemerkt, unterhalte. Aufgebracht und verlegt, forderte sie sie auf, zur Herstellung der Ehre des Herzogs und zu ihrer Genugthuung, was in ihren Kräften stehe, zu unternehmen. Da indeß die beiden Jünglinge bereits wußten, wie sich Alles zugetragen hatte, so hielten sie die Herzogin nicht weiter mit Fragen auf, sondern suchten sie, so weit sie es vermochten, zu beruhigen, und gaben ihr, wegen ihres Verlangens, die beste Hoffnung; darauf entfernten sie sich, nachdem sie zuvor

noch über den Aufenthaltsort der Schönen unterrichtet worden waren. Nun hatten sie schon früher oftmals die wunderbare Schönheit jener Dame rühmen hören und verlangten daher sehr danach, sie zu sehen, und batzen den Herzog, er möchte sie ihnen zeigen. Dieser sagte es ihnen, Dessen uneingedenk, was dem Fürsten deshalb widersahen war, weil er sie ihm gezeigt hatte, zu, und ließ in dem reizenden Garten, der zu dem Landhause gehörte, das die Dame bewohnte, ein prächtiges Mittagessen bereiten, wo hin er sie am folgenden Tage mit wenigen andern Bekannten zur Tafel führte. Bei dieser Mahlzeit mußte Konstantin, der mit ihr zu Tische saß und sie voller Bewunderung betrachtete, sich gestehen, nie eine solche Schönheit gesehen zu haben, und den Herzog sowol als jeden Andern, der, um ein so schönes Wesen zu besitzen, einen Verrath oder sonstige Schlechtigkeit beginge, in Gedanken entschuldigen. Wie er sie nun ein Mal über das andere sich ansah und sie jedes Mal nur schöner fand, ging es ihm nicht anders, als es dem Herzog gegangen war. Er schied von ihr verliebt, dachte nicht mehr an den Krieg, sondern allein daran, wie er sie dem Herzog entreißen wolle, und verhehlte dabei seine Liebe vor Federmann auf das beste.

Während er aber in solchem Feuer entbrannte, kam die Zeit heran, gegen den Fürsten, der sich schon dem Gebiete des Herzogs nahte, ins Feld zu rücken. Demzufolge zogen der Herzog und Konstantin und die Uebrigen alle nach der getroffenen Anordnung aus Athen und gegen die Grenze, um den Fürsten am weiteren Vordringen zu hindern. Hier verweilte man mehrere Tage; Konstantin aber hatte indessen Herz und Gedanken nur bei jener Dame und meinte, jetzt, wo der Herzog ihr nicht mehr nahe sei, möchte es ihm leichter werden, ans Ziel zu gelangen. Um nun Gelegenheit zu haben, nach Athen zurückzukehren, stellte er sich krank und nahm vom Herzoge Urlaub, nachdem er zuvor dem Manuel seine Macht

übertragen hatte. In Athen bei seiner Schwester angelangt, brachte er nach einigen Tagen das Gespräch auf die Krankung, welche der Herzog, ihrer Meinung nach, durch seine Leidenschaft für jene Fremde ihr anthue, und sagte, wenn sie anders wolle, könne er leicht ihren Beschwerden dadurch abhelfen, daß er Jene ihrem Aufenthaltsorte entreiße und anders wohin führe. Die Herzogin billigte, in dem Wahne, dies Alles geschehe nur ihr, nicht aber der Fremden zu Liebe, diesen Plan vollkommen, wenn anders so dabei zu Werke gegangen würde, daß der Herzog nie zu erfahren bekomme, sie habe in die Sache gewilligt. Konstantin sagte ihr das auf das bestimmteste zu, und die Herzogin gab nun ihre Zustimmung, daß Jener verfahren möchte, wie es ihm am besten dünken würde.

Darauf ließ Konstantin ein kleines Fahrzeug in der Stille bewaffnen und schickte dies eines Abends mit mehreren der Seinigen bemannet, die er zuvor von Dem, was sie zu thun hätten, unterrichtet, in die Nähe des Gartens, wo die Dame verweilte. Dann begab er selbst mit einigen Andern sich nach dem Schloße der letzteren und wurde dort sowol von Denen, die zu ihrem Dienste bestimmt waren, als von ihr selber freundlich empfangen. Auf seinen Wunsch ging sie, von ihren eignen Dienern und von Konstantin's Gefährten begleitet, mit ihm in den Garten, er aber führte die Dame, als ob er im Namen des Herzogs mit ihr zu reden habe, allein nach einer Thür zu, die auf das Meer hinauswies. Diese war inzwischen schon von einem der Seinigen eröffnet, das Fahrzeug erschien auf das verabredete Zeichen sogleich, und die Dame wurde schnell ergriffen und hineingetragen. Hierauf wandte sich Konstantin zu ihrer Dienerschaft und sagte: „Keiner, der nicht des Todes sein will, wage es, sich zu bewegen, oder einen Laut von sich zu geben; denn ich bin nicht gesonnen, dem Herzog seine Geliebte zu rauben, sondern nur, die Schande zu tilgen, die er meiner Schwester anthut.“

Niemand verstand sich, darauf etwas zu antworten, und Konstantin stieg mit den Seinigen zu Schiffe, setzte sich neben die Dame, die noch immer weinte, und hieß die Ruder auswerfen und vom Lande stoßen. Die Schiffser schienen nicht zu rudern, sondern zu fliegen und waren bald nach Anbruch des andern Tages bereits in Aegina angelangt. Hier ging man ans Land, um auszuruhen; Konstantin aber genoss die Reize der Dame, die ihre unselige Schönheit beweinte. Dann ging es wieder zu Schiffe, und nach wenigen Tagen ward Chios erreicht, wo Konstantin aus Furcht vor dem Zorne des Vaters und vor den Versuchen, die gemacht werden könnten, ihm die Dame zu entreißen, als an einem sicheren Orte, zu verweilen beschloß. Mehrere Tage lang beweinte die Dame noch ihr Misgeschick, endlich aber gab sie den Trostungen Konstantin's Gehör und begann nach gerade sich an Dem zu freuen, was das Glück ihr eben bot.

Während sich indes dies Alles auf die angegebene Weise zutrug, kam Osbeck, der damals König der Türken war und mit dem Kaiser in fortwährendem Kriege lebte, von ohngefähr nach Smyrna und erfuhr dort, wie Konstantin, ohne einige Sicherheitsmaßregeln auf Chios, mit einem Mädchen, das er geraubt habe, ein wollüstiges Leben führe. Demzufolge schiffte er eines Nachts mit einigen bewaffneten Fahrzeugen hinüber, drang mit seinen Leuten in den Ort ein und nahm, bevor die Griechen den Einfall der Feinde gewahr wurden, deren eine große Anzahl in ihren Betten gefangen. Andere, die zuletzt erwacht und zu den Waffen gelaufen waren, wurden getötet, der Ort niedergebrannt, und Beute und Gefangene zu Schiffe gebracht und nach Smyrna abgeführt. Hier angelangt, erfuhr Osbeck, der noch jung und kräftig war, beim Durchmustern der Beute, die schöne Dame sei dieselbe, die mit Konstantin schlafend im Bette gesangen worden war, und machte sie, hocherfreut über ihren Anblick, sogleich zu seiner Gemahlin, voll-

zog feierlich die Hochzeit und genoß mehrere Monate lang wohlgemuth mit ihr die Freuden der Liebe.

Schon vor diesen Ereignissen hatte der Kaiser mit Basanus, dem König von Kappadocien, unterhandelt, daß dieser von der einen Seite mit seiner Macht über Osbeck herfallen sollte, während der Kaiser von der andern ihn mit der seinigen angriffe; doch waren diese Unterhandlungen wegen gewisser Ansprüche, die Basanus machte, und die dem Kaiser ungelegen waren, noch immer nicht zu Stande gekommen. Als nun der Letzte das Schicksal seines Sohnes vernahm, betrübte er sich außer Maßen und that sogleich, was der König von Kappadocien von ihm verlangte, rüstete sich selber zum Angriff gegen Osbeck und trieb Jenen, so viel er konnte, daß er von der andern Seite her den Türkenkönig überfalle. Sobald Osbeck davon Kunde erhielt, sammelte er sein Heer, ging, bevor ihn zwei so mächtige Fürsten in ihre Mitte nehmen möchten, dem König von Kappadocien entgegen und ließ inzwischen seine Schöne unter der Aufsicht eines treuen Dieners und Freundes in Smyrna. In der That kam es bald zwischen ihm und dem König von Kappadocien zu einem Gefecht, in dem sein Heer geschlagen und zerstört, er selbst aber getötet wurde. In Folge dieses Sieges rückte Basanus dreist gegen Smyrna vor, und auf dem Wege gehorchte alles Volk ihm als dem Sieger.

Während dieser Zeit hatte sich Antiochus, denn so hieß der Diener, dem Osbeck die Dame anvertraut hatte, seines Alters ungeachtet, und ohne der Treue zu gedenken, die er seinem Gebieter und Freunde schuldig war, um ihrer großen Schönheit willen in sie verliebt. Da er ihre Sprache wußte, war sein Umgang auch der Dame lieb geworden, die nun schon mehrere Jahre lang gleich einer Taubstummen hatte leben müssen, ohneemanden zu verstehen, oder von Jemandem verstanden zu werden. So wußte er denn, von der Liebe gespont, in wenig Tagen ihre Vertraulichkeit in solchem Maße zu gewinnen, daß ihr

gemeinsamer Herr, der in den Waffen und im Felde war, vergessen ward, die Neigung von einer freundschaftlichen in eine verliebte sich verwandelte, und Beide zwischen den Bettlaken sich auf das beste miteinander unterhielten. Als sie nun vernahmen, daß Osbeck besiegt und getötet sei, und daß Basanus Alles auf dem Zuge sich zueigne, beschlossen sie gemeinschaftlich, ihn nicht abzuwarten, sondern nahmen einen großen Theil der dort befindlichen Reichthümer des Osbeck an sich und gingen heimlich nach Rhodus.

Hier hatten sie noch nicht lange geweilt, als Antiochus todkrank wurde. Da geschah es, daß ein Kaufmann aus Cypern, der von Antiochus sehr geliebt und genau mit ihm befreundet war, bei ihm einkehrte, weshalb dieser, als er sein Ende kommen sah, seine Sachen und die geliebte Dame diesem Freunde zu hinterlassen beschloß. Schon dem Tode nahe, rief er Beide zu sich und sprach: „Ich sehe, daß ich ohne Hülfe sterben muß, und bin betrübt darüber, weil ich niemals so gern lebte, als eben jetzt. Zugleich sterbe ich aber auch zufrieden, weil ich in den Armen der Beiden sterbe, die ich mehr, als sonst Jemanden auf der Welt liebe; in den Deinigen, theurer Freund, und in denen dieses Weibes, die ich, seit ich sie gekannt, mehr, als mich selbst geliebt habe. Allerdings schmerzt es mich, daß sie fremd, wie sie in diesem Lande ist, ohne Hülfe und ohne Rath bei meinem Tode zurückbleiben soll, und noch mehr würde es mich schmerzen, wußte ich nicht, daß Du, mein Freund, hier bist, zu dem ich das Vertrauen hege, daß Du um meinetwillen eben so viel Sorge für sie tragen wirst, als Du für mich selbst haben würdest. Darum bitte ich Dich denn auf das inständigste, Dich, wenn ich wirklich sterben muß, meines Vermögens sowol als ihrer anzunehmen und über Beide so zu verfügen, wie Du glauben wirst, daß es zur Beruhigung meiner Seele dienen könne. Dich aber, geliebtes Weib, bitte ich, nach meinem Tode mich nicht zu

vergessen, damit ich noch jenseit mich rühmen könne, daß mich hier das schönste Weib, das jemals von der Natur gesformt ward, geliebt habe. Wollt Ihr mir diese beiden Dinge verheissen, so werde ich sicher beruhigt diese Welt verlassen.“ Der Kaufmann sowol als die Dame weinten bei diesen Worten, sprachen ihm, als er ausgeredet hatte, Muth zu und versprachen ihm auf ihr Wort, im Falle er sterben sollte, nach seinen Wünschen zu thun. Nicht lange darauf verschied er und wurde ehrenvoll von ihnen begraben.

Einige Tage später hatte auch der cyprische Kaufmann seine Geschäfte in Rhodus vollendet und war im Begriff, auf einem catalonischen Schiffe, das dort vor Anker lag, nach Eypern zu reisen; doch fragte er zuvor die schöne Dame, was sie zu thun beschlossen, indem er jetzt in seine Heimat zurückkehren müsse. Die Dame erwiderte ihm, sie werde, wenn er anders nichts dagegen habe, ihn gerne begleiten, da sie voraussehe, daß er sie, dem Antiochus zu Liebe, als eine Schwester ansehen und behandeln werde. Der Kaufmann erklärte mit Allem, was ihr gefällig sein würde, zufrieden zu sein und gab, um sie vor aller Verunglimpfung auf der Reise nach Eypern zu schützen, sie für seine Frau aus. Auf dem Schiffe wurde ihnen ein Kämmerchen im Hintertheile angewiesen, und sie schliefen, um nicht durch die That ihren Worten zu widersprechen, in einem kleinen Bettchen beide miteinander. So geschah denn, was bei der Abreise von Rhodus weder des Einen noch des Andern Absicht gewesen war; Nacht, Gelegenheit und die Wärme des Bettes, deren erregende Kräfte nicht gering sind, ließen sie die Freundschaft für den verstorbenen Antiochus vergessen, und sie schlossen, von ähnlicher Lust gezogen und gleichzeitig einander anregend, noch ehe sie nach Baffa, dem Wohnorte des Eypriers, gelangten, miteinander Schwägerschaft.

Als nun die Dame in Baffa noch einige Zeit bei dem Kaufmanne gewohnt hatte, kam glücklicher Weise ein

Ebelmann, Namens Antigonus, nach Baffa, der mit einem hohen Alter und noch höherem Geiste geringe Reichthümer verband, weil ihm das Glück in mancherlei Unternehmungen, die er im Dienste des Königs von Cypren gemacht, stets zuwider gewesen war. Dieser ging eines Tages, als der cyprische Kaufmann eben mit Waaren nach Armenien gereist war, vor dem Hause vorüber, in welchem die schöne Dame wohnte, und sah diese auch zum Glück gerade an einem der Fenster stehen. Da sie nun so schön war, wurde Antigonus aufmerksam und betrachtete sie genauer und glaubte sich zu erinnern, daß er sie schon anderwärts gesehen habe; wo das aber geschehen sei, darauf konnte er sich durchaus nicht besinnen. Die Dame, die so lange ein Spielball des Schicksals gewesen, war nun dem Zeitpunkte nahe, der ihre Unfälle beschließen sollte, denn sie erinnerte sich, sobald sie Antigonus ins Gesicht sah, ihn zu Alexandrien im Dienste ihres Vaters einst in guten Umständen gesehen zu haben. Aus diesem Grunde fäste sie augenblicklich die Hoffnung, jetzt, wo ihr Kaufmann abwesend war, ihren königlichen Rang vielleicht noch durch den Rath des Antigonus wieder gewinnen zu können, und ließ diesen, sobald es anging, zu sich rufen. Als er gekommen war, fragte sie ihn schüchtern, ob er, wie sie glaubte, Antigonus von Samagosta sei. Antigonus bejahte die Frage und fügte hinzu: „Madonna, ich sollte Euch kennen und kann mich doch auf keine Weise besinnen, wo ich Euch gesehen habe; so bitte ich Euch denn, mich, im Falle es Euch nicht lästig ist, zu erinnern, wer Ihr seid.“ Als die Dame hörte, er sei es wirklich, schläng sie laut weinend um ihn ihre Arme und fragte nach einer Weile den höchstlich Verwunderten, ob er sie jemals in Alexandrien gesehen habe. Kaum hatte Antigonus diese Frage vernommen, so erkannte er sie als Alatiel, des Sultans Tochter, die, wie man glaubte, im Meere umgekommen war, und wollte ihr seine Verehrung in der schuldigen Form beweisen; sie aber ließ es nicht zu, son-

dern bat ihn, sich ein wenig zu ihr niederzusezen. Antigonus gehörte ihr und fragte sie dann voller Ehrerbietung, wie, wann und woher sie nach Bassa gekommen sei, während man im ganzen Lande Aegypten es für ausgemacht hielte, daß sie schon vor mehreren Jahren im Meere ertrunken sei. Die Dame antwortete ihm: „Wollte Gott, ich wäre es wirklich, statt solch ein Leben führen zu müssen, als ich es gemust habe; und, wenn mein Vater es jemals erfährt, so wird er gewiß ebenso sprechen.“ und mit diesen Worten fing sie aufs neue gar erbärmlich an zu weinen. Darauf sagte ihr Antigonus: „Madonna, verlierst nur den Mut nicht eher, als Ihr dazu wahren Anlaß habt. Wenn es Euch beliebt, so erzählt mir Eure Unfälle, und was für ein Leben Ihr habt führen müssen. Immer möglich, daß Alles noch so abgelaufen ist, um mit Gottes Hülfe einen genügenden Ausweg finden zu lassen.“ „Antigonus,“ erwiderte die Schöne, „als ich Dich erblickte, war mir's nicht anders, als sähe ich meinen Vater, und die Liebe und die Zärtlichkeit, die ich ihm schuldig bin, machten, daß ich mich Dir entdeckte, während ich mich verborgen halten konnte. In der That wußte ich Wenige, mit denen zusammenzutreffen mir so lieb gewesen wäre, als es mir ist, Dich zuerst und vor allen Uebrigen gesehen und erkannt zu haben; und so will ich denn Dir, wie einem Vater, Das entdecken, was ich während meiner Misgeschicke immer sorgfältig verborgen habe. Siehst Du alsdann, nach Dem was Du sogleich erfahren wirst, irgend ein Mittel, mich in meine frühere Lage zurückzudringen, so bitte ich Dich, es anzuwenden; siehst Du aber keines, dann bitte ich Dich, Niemandem zu sagen, daß Du mich gesehen oder das Mindeste von mir gehört hast.“

Nach dieser Einleitung berichtete sie ihm unter fort-dauernden Thränen, was ihr von dem Tage an, wo sie bei Majorca gestrandet, bis zu dem Augenblick, in dem sie erzählte, begegnet war. Auch Antigonus mußte bei diesem Berichte vor Mitleid weinen; dann aber sagte er

nach kurzem Besinnen: „Madonna, da während Eurer Unfälle Euer Name und Euer Stand immer verborgen geblieben sind, so will ich es dahin bringen, daß Euer Vater Euch lieber haben soll, als je zuvor, und der König von Algarbien Euch zur Gemahlin nimmt.“ Auf ihre Frage, wie das geschehen solle, setzte er ihr Alles der Ordnung nach auseinander und kehrte dann, um andern Hindernissen vorzubeugen, sogleich nach Famagosta zurück. Hier wartete er dem Könige auf und sagte: „Mein Gebieter, wenn es Euch beliebt, könntet Ihr zu gleicher Zeit für Euch selbst große Ehre einlegen, und mir, der ich in Eurem Dienste arm geworden bin, einen ansehnlichen Nutzen bereiten.“ Der König fragte, wie, und Antigonus antwortete ihm: „Die junge und schöne Tochter des Sultans, von der so lange Zeit gesagt wurde, sie sei ertrunken, ist jetzt nach Baffa gekommen und hat, um ihre jungfräuliche Ehe zu bewahren, lange so großes Ungemach erlitten, daß sie jetzt, wo sie zu ihrem Vater zurückzukehren begehrt, sich in blürftigen Umständen befindet. Wenn es Euch nun beliebt, sie unter meiner Obhut dem Vater zuzuschicken, so würde das Euch große Ehre, mir aber bedeutenden Vortheil bringen, und ich bin überzeugt, daß der Sultan einen solchen Dienst nie vergäße.“ Der König gab mit fürstlichem Sinne sogleich seine Zustimmung, ließ die Dame durch eine ehrenvolle Gesandtschaft nach Famagosta führen und empfing sie nebst seiner Gemahlin mit der größten Auszeichnung. Auf die Fragen, die König und Königin wegen ihrer Schicksale an sie richteten, antwortete sie mit einer Erzählung, die Antigonus sie vorher gelehrt hatte.

Nach Verlauf von einigen Tagen sandte sie dann der König auf ihre Bitte mit ehrenvoller und erlebener Gesellschaft von Männern und Frauen unter Antigonus' Führung an den Sultan zurück. Wie groß die Freude bei ihrer Ankunft war, wird mich wol Niemand erst fragen; aber auch Antigonus und seine ganze Gesellschaft wurden

nicht weniger freundlich aufgenommen. Raum hatte sich indeß die junge Fürstin ein wenig ausgeruht, so wollte der Sultan von ihr hören, wie sie am Leben geblieben sei, und wo sie so lange Zeit über sich aufgehalten habe, ohne ihm jemals von ihrem Zustande einige Runde zu geben. Darauf hub die Dame, die des Antigonus Unterricht vollkommen aufgefaßt hatte, also zu ihrem Vater zu reden an:

„Es mochte etwa am zwanzigsten Tage nach meiner Abreise von Euch, mein Vater, sein, als ein furchterlicher Sturm unser Schiff zerschellte und Nachts gegen eine Küste im Westen, nahe bei einem Orte trieb, der Aigues Mortes genannt wird. Was aus den Männern geworden sei, die sich auf dem Schiffe befanden, habe ich niemals erfahren und erinnere mich nur, daß, wie ich mit dem andern Tage mich gleichsam von den Todten erwacht fühlte, ich nebst zweien meiner Begleiterinnen von den Bewohnern jenes Landes, die das gestrandete Schiff inzwischen bemerkt hatten und von allen Seiten zusammengelaufen waren, um es zu berauben, erst ans Land getragen wurde, und dann mehrere junge Männer, jeder Eine von uns ergriffen und nach verschiedenen Richtungen mit ihr davon eilten. Von jenen Beiden habe ich nie etwas Weiteres vernommen. Mich aber hatten, trotz meines Widerstandes zwei Männer ergriffen und zogen mich, unter meinen Thränen, bei den Haaren hinter sich her. Da geschah es, daß vier Ritter, als Jene mich über eine Herstraße weg eben in einen dichten Wald schleppen wollten, desselben Weges gezogen kamen. Sobald meine Räuber jene Viere sahen, ließen sie mich plötzlich los und begaben sich auf die Flucht. Die vier Ritter, die von ehrbarem und gesetztem Aussehen waren, kamen, als sie Jene fliehen sahen, auf mich zu und fragten mich Vielerlei, auch sprach ich viel zu ihnen, doch verstanden sie mich eben so wenig als ich sie. Darauf hielten sie lange miteinander Rath und hoben mich endlich auf eines ihrer Pferde und führten mich in ein nach ihren Religionsgesetzen eingerichtetes

Frauenkloster. Was die Ritter dort gesagt haben mögen, weiß ich nicht, genug ich wurde mit vielem Wohlwollen aufgenommen und immer mit Achtung behandelt, während ich mit den Klosterfrauen den heiligen Crescentius in Tiefenthal, den die Weiber dort zu Lande sehr lieb haben, auf das inbrünstigste verehrte. Als ich nun schon einige Zeit mit ihnen gelebt und ihre Sprache schon einigermaßen erlernt hatte, fragten sie mich, wer und woher ich wäre. Ich überlegte aber, wo ich mich befand, und fürchtete, wenn ich die Wahrheit sagte, könnten sie mich leicht als eine Feindin ihres Glaubens verstossen, und antwortete deshalb, ich sei die Tochter eines angesehenen Edelmannes in Eypern und habe, vom Sturme weit verschlagen, auf der Fahrt zu meinem verlobten Gemahl in Creta, Schiffbruch gelitten. In dieser Zeit mußte ich aus Furcht vor größerem Schaden manche ihrer Gebrüduche mitmachen. Als mich aber einmal die Erste unter diesen Klosterfrauen, die man Äbtissin nennt, fragte, ob ich nach Eypern zurückzukehren wünsche, antwortete ich, daß mich nach nichts so sehr verlange. Indes wollte sie mich aus Besorgniß für meine Ehre Niemandem anvertrauen, der nach Eypern reiste, bis endlich, jetzt vor zwei Monaten, einige gesetzte Männer, von denen der Eine mit der Äbtissin verwandt war, mit ihren Frauen aus Frankreich in jene Gegend kamen. Als die Äbtissin hörte, daß Jene nach Jerusalem reisten, um das Grab zu besuchen, in das Derjenige (nachdem die Juden ihn getötet) gelegt wurde, den sie dort für einen Gott halten, empfahl sie mich ihnen an und bat sie, mich in Eypern meinem Vater zu überbringen. Wie glüttig diese Edelleute mich als Reisegesärtin aufnahmen, und wie viel Ehre sie nebst ihren Frauen mir anthaten, würde weitläufig sein zu erzählen. Genug wir gingen zu Schiffen und gelangten in einiger Zeit nach Baffa. Hier angekommen, ohne irgendemand zu kennen, wußte ich nicht, was ich jenen Edelleuten sagen sollte, die in Folge des Auftrages der ehrwürdigen Frau mich meinem Vater zu-

führen wollten; doch führte mir Gott, der vielleicht Erbarmen für mich hegte, in dem Augenblick, wo wir in Bassa aussiegen, Antigonus am Ufer entgegen. So gleich rief ich ihn an und sagte ihm in unserer Sprache, damit die Edelleute und ihre Frauen mich nicht verstehen sollten, er möge mich als seine Tochter aufnehmen. Er begriff mich im Augenblick, bezeigte mir die größte Freude und bewirthete meine Reisegefährten und ihre Frauen, so gut als es irgend in seinen geringen Kräften stand. Dann führte er mich zum König von Cypern, der mich so ehrenvoll aufgenommen und Euch zugesandt hat, als ich nicht im Stande bin, es Euch zu berichten. Sollte noch etwas zu sagen übrig sein, so mag Antigonus es nachtragen, der diese meine Schicksale schon oft von mir hat erzählen hören."

Darauf wandte sich Antigonus zu dem Sultan und sagte: „Mein Gebieter, Eure Tochter hat Euch Dasselbe erzählt, was ich oftmals, sowol aus ihrem Munde, als aus dem der Edelleute, mit denen sie nach Cypern kam, vernommen habe. Nur Eines hat sie zu sagen unterlassen, und das mag sie, wie ich glaube, gethan haben, weil es sich nicht ziemt, daß sie es selber erzähle. Ich meine nämlich, was mir jene Edelleute und Damen, mit denen sie gereist war, von dem ehrbaren Leben, das sie mit den frommen Frauen geführt, und von ihren Tugenden und guten Sitten berichtet haben, und wie Männer und Frauen weinten und klagten, als sie sie bei mir zurücklassen und sich von ihr trennen mußten. Wollte ich Euch Alles wiederholen, was Jene mir über diesen Punkt gesagt haben, so würde nicht allein der gegenwärtige Tag, sondern auch die kommende Nacht nicht zureichen. Nur soviel will ich hinzufügen, daß Ihr nach den Berichten jener Leute und nach Dem, was ich durch eigne Beobachtung habe wahrnehmen können, Euch rühmen dürft, unter allen Herren, die eine Krone tragen, die schönste, sittsamste und trefflichste Tochter zu besitzen.“ Ueber dies

Alles freute der Sultan sich unbeschreiblich und bat Gott mehr als einmal, ihm die Gnade zu erzeigen, daß er jedem, der sich um seine Tochter verdient gemacht, besonders aber dem König von Cypern, der sie ihm auf so ehrenvolle Weise zurückgesendet, angemessenen Dank beweisen könne. Einige Tage darauf ließ er dem Antigonus außerst kostbare Geschenke reichen, erlaubte ihm, nach Cypern zurückzukehren, und dankte dem König brieslich und durch besondere Gesandte auf das verbindlichste für Alles, was er an seiner Tochter gethan.

Nach alle Diesem wünschte der Sultan den ursprünglichen Vorsatz verwirklicht und Ulatiel an den König von Algarbien vermaht zu sehen. Zu dem Ende schrieb er diesem die ganze Geschichte und forderte ihn auf, wenn er sie noch zu nehmen wünsche, nach ihr zu schicken. Dem König von Algarbien waren diese Nachrichten sehr willkommen; er ließ sie auf das ehrenvollste abholen und empfing sie voller Freuden. Dann legte sie, die von acht Menschen vielleicht zehntausend Mal beschlafen worden war, sich als Jungfrau neben ihn nieder, machte ihn glauben, sie sei es wirklich, und lebte als Königin lange Zeit mit ihm glücklich. Darum sagt man noch heute: „Neumond und geküsster Mund sind gleich wieder hell und frisch und gesund.“

Achte Geschichte.

Der Graf von Antwerpen geht auf eine fälschliche Beschuldigung ins Exil und läßt seine zwei Kinder an verschiedenen Orten in England. Als er später unerkannt aus Irland zurückkehrt, findet er beide in glücklicher Lage; er geht als Stallknecht mit dem Heere des Königs von Frankreich; seine Unschuld wird entdeckt, und er erlangt seine frühere Stellung wieder.

Bei Anhörung der mannigfachen Schicksale, welche die schöne Alatiel betroffen, seufzten die Damen häufig; wer weiß aber, was die Ursache jener Seufzer war? Leicht möglich, daß die Eine oder die Andere aus Verlangen nach eben so zahlreichen Hochzeiten nicht minder als aus Mitleid seufzte. Ohne mich indeß für jetzt bei jener Untersuchung zu verweilen, sage ich, daß die Königin, als die letzten Worte des Pamphilus, aus denen sie entnahm, das Ende seiner Erzählung sei gekommen, von Allen belacht worden waren, zu Elisen gewandt, dieser mit einer neuen Geschichte in der bisherigen Ordnung fortzufahren auftrug. Elise war dazu gerne bereit und begann also:

„Wir ergehen uns heute auf einem Kampfplatz vom weitesten Umfange, auf dem wol ein Jeder nicht nur eine, sondern zehn und mehrere Lanzen ohne Mühe zu brechen vermöchte, so reichen Vorrath an unerwarteten und harten Fällen bietet uns das Schicksal. Aus dieser ungezählten Menge hebe denn auch ich eine Geschichte aus und sage,

Dafß, als das römische Kaiserreich von den Franzosen auf die Deutschen übergegangen war, zwischen dem einen und anderen Volke große Feindschaft und anhaltende und

erbitterte Kriege entstanden. In Folge dieser stellten einmal der König von Frankreich und sein Sohn, theils zur Vertheidigung des eigenen Landes, theils aber auch, um das fremde anzugreifen, mit aller Anstrengung des Reiches und mit Unterstützung aller Freunde und Verwandten, die deren bieten konnten, ein großes Heer gegen den Feind ins Feld. Bevor sie aber zum Heere abreisten, verordneten sie, um das Reich nicht ohne Führung zu lassen, den Grafen Walther von Antwerpen, einen Mann von edlem Hause und großer Einsicht, der ihnen, wie sie wußten, besonders treu, ergeben und bestreundet war, zum allgemeinen Reichsverweser. Denn, obgleich dieser in der Kriegskunst wohl erfahren war, so glaubten sie ihn dennoch mehr zu dem weichen Hofleben als zu den Anstrengungen des Feldes geeignet. So fing denn Walther mit Verstand und Umsicht das ihm übertragene Amt zu führen an, und zog dabei jedes Mal die Königin und ihre Schwieger Tochter zu Rathe, welche er beide, wenn sie gleich seiner Aufsicht und Lenkung anvertraut waren, immer als seine Obern und Gebieterinnen behandelte.

Walther war ein schöner Mann zu nennen; er mochte vielleicht vierzig Jahre alt sein und war so wohlgesittet und so unterhaltend, als ein Edelmann es nur immer sein kann. Dabei war er der sauberste und zierlichste Ritter seiner Zeit und zeichnete sich durch reichgeschmückten Anzug vor allen Andern aus. Seine Frau war ihm bereits gestorben und ihm von ihr nur ein Sohn und eine Tochter geblieben, die beide klein waren, und so geschah es, daß, während der König von Frankreich und sein Sohn den erwähnten Krieg verfolgten, und Walther deshalb den Hof der beiden Frauen oft besuchte und über die Angelegenheiten des Reiches mit ihnen sprach, die Gemahlin des Königsohnes ein Auge auf ihn warf, seine Gestalt und seinen Sitten mit leidenschaftlicher Vorliebe betrachtete und im Verborgenen in glühender Liebe für ihn entbrannte. Da sie sich nun bewußt war, jung und hübsch zu sein,

und es ihm an einer Frau fehlte, meinte sie mit leichter Mühe zur Erfüllung ihres Wunsches zu gelangen und entschloß sich, da derselben, nach ihrem Dafürhalten, allein ihre Scham im Wege stand, diese völlig abzutun und sich ihm ganz zu offenbaren.

In dieser Absicht schickte sie eines Tages, als sie eben allein war, und die Zeit ihr zu ihrem Vorhaben gelegen schien, nach ihm, als ob sie über andere Dinge mit ihm zu reden habe. Der Graf, dessen Gesinnung von den Wünschen der Dame weit entfernt war, gehorchte augenblicklich diesem Befehle. Schon hatte er sich auf ihr Geheiß in einem Gemache, in welchem er sich mit ihr allein befand, neben sie auf ein Ruhebett gesetzt und sie zu zweien Malen, ohne Antwort zu erhalten, nach der Ursache gefragt, um derentwillen sie ihn habe kommen lassen, als sie endlich von der Liebe überwältigt, obwohl vor Scham mit Purpurröthe überzogen, zitternd und mit unterbrochener Rede also zu sprechen begann: „Theurer und geliebter Freund, dem ich angehöre, Euch, als einem so verständigen Manne, ist die Gebrechlichkeit, der Männer sowol als der Frauen, obgleich ihr aus verschiedenen Gründen die eine mehr als die andere unterliegt, sicher nicht unbekannt. Mit Rücksicht auf sie wird ein gerechter Richter dieselbe Sünde nach Verschiedenheit der Personen nicht mit derselben Strafe belegen. Und wer könnte denn wollen leugnen, daß ein armer Mann, oder ein armes Weib, die sich mit dem eignen Schweife verdienen müssen, was sie zu ihres Lebens Unterhalte bedürfen, weit mehr zu tadeln wären, wenn sie sich von der Liebe verlocken ließen und ihren Reizungen folgten, als wenn eine Frau es thut, die in Reichthum und Muße sich nichts von Dem zu versagen gewohnt ist, wonach sie ein Verlangen empfindet? Mich dunkt, gewißlich Niemand. So glaube ich denn, daß die erwähnten Umstände zur Entschuldigung Derjenigen, für welche sie eintreten, großes Gewicht haben müssen, wenn sie sich so weit vergift, der Liebe Gehör zu geben.“

Hat aber die Liebende noch außerdem sich einen verständigen und ehrenwerthen Geliebten erkoren, so meine ich, vollendet dies ihre Entschuldigung. Nun trifft nicht allein Beides, wie mich dünkt, in mir zusammen, sondern mich verleiten noch überdies manche andere Ursachen zur Liebe, wie zum Beispiel, meine Jugend und die Abwesenheit meines Gemahls. Alles Dies möge also jetzt verbunden auftreten, um mich in Euren Augen wegen meiner glühenden Liebe zu entschuldigen; und gelingt dies Bestreben, wie es bei einem verständigen Manne gelingen muß, so bitte ich Euch, mit Euren Rath und Eure Hülfe zu gewähren. Ich gestehe Euch nämlich, daß ich, unsfähig, während der Abwesenheit meines Gemahls den fleischlichen Lüsten und der Gewalt der Liebe Widerstand zu leisten, welche beide so mächtig sind, daß die stärksten Männer, geschweige denn zarte Frauen von ihnen oftmals überwältigt wurden und noch täglich werden, in dem Wohlleben und in der Muße, in denen ich, wie Ihr seht, mich befindet, schwach genug gewesen bin, dem Verlangen der Liebe nachzuhängen und in verliebter Gluth mich zu entzünden. Ob ich nun gleich wohl weiß, daß diese meine Schwachheit, wenn sie bekannt würde, für unziemlich gelten müßte, (während sie mir, so lange sie verborgen ist und bleibt, kaum in irgend etwas den Anstand zu verleihen scheint), so ist mir Amor doch in so weit günstig gewesen, daß er mir in der Wahl des Geliebten die gehörige Einsicht nicht genommen, sondern mir deren vielmehr reichlich verliehen hat, indem er mir Euch als Den gezeigt hat, der die Liebe einer Dame meinesgleichen verdient. Bin ich nicht von Täuschung verblendet, so seid Ihr der schönste, liebenswürdigste, artigste und verständigste Ritter, der im Königreiche Frankreich gefunden werden kann. Außerdem seid Ihr ebenso ohne Frau, wie es mir jetzt am Gemahle fehlt. So bitte ich Euch denn bei der heißen Liebe, die ich für Euch im Herzen trage, mir die Eurige nicht vorzuhalten und mit meiner Jugend Mitleid zu haben, die

sich in Wahrheit um Eure Willen wie das Eis am Feuer völlig verzehrt."

Diesen Worten folgte ein solches Uebermaß von Thränen, daß die Dame, die noch fernere Bitten hinzufügen wollte, nicht im Stande war, weiter zu reden, sondern das Haupt niederbeugte und, wie vom Gefühle überwältigt, weinend damit an die Brust des Grafen sank. Der Graf dagegen schalt, als ein durchaus rechtlicher Ritter, so thörichte Liebe, stieß die Dame, die ihm schon um den Hals fallen wollte, zurück und versicherte sie mit den heiligsten Schwüren, sich lieber viertheilen lassen zu wollen, als an sich oder an Andern solch ein Vergehen gegen die Ehre seines Herren zu dulden.

Kaum hatte die Dame das vernommen, so war ihre Liebe schon vergessen und in den wütendsten Haß verwandelt. „Plumper Ritter,“ rief sie, „soll ich denn auf solche Weise wegen meines Antrages von Euch verhöhnt werden? Da sei doch Gott für, daß ich, weil Ihr mich tödten wollt, nicht Euch statt dessen ums Leben bringen oder aus der ganzen Welt vertreiben sollte.“ Und während sie noch so sprach, fuhr sie mit den Händen in die Haare, zerrauzte und verwirrte sie sich ganz und gar, riß sich die Kleider auf, zerschlug sich den Busen und schrie so laut sie konnte, „zu Hülfe, zu Hülfe, der Graf von Antwerpen will mir Gewalt antun.“

Als der Graf dies Benehmen sah, fürchtete er sich mehr vor dem höfischen Neide, als die Reinheit seines Gewissens ihm Schutz gewähren konnte; er ahnete, daß jener der Bosheit der Fürstin größeren Glauben verschaffen werde, als seiner Unschuld, und erhob sich deshalb und mied, so schnell er konnte, das Zimmer und den Palast und floh in seine Wohnung. Hier hob er, ohne sich weiter zu besinnen, seine beiden Kinder zu Pferde, stieg selber ebenfalls auf und eilte, so sehr es sich thun ließ, nach Calais. Inzwischen liefen auf das Geschrei der Dame viele Leute herbei und glaubten, als sie sie in dem beschrie-

benen Zustände trafen, nicht allein dem von ihr angegebenen Grunde ihres Schreiens, sondern fügten noch hinzu, die Artigkeit und das zierliche Wesen des Grafen seien allein, um zu diesem Ende zu gelangen, so geraume Zeit von ihm geübt worden. So ließ denn Alles wütend nach dem Hause des Grafen, um ihn zu verhaften, und plünderte und zerstörte es, als er nicht mehr gefunden ward, bis es der Erde gleich war. Auch kam die Neugkeit, entstellt, wie sie zu Paris erzählt wurde, in das Heer des Königs und seines Sohnes; und diese verurtheilten, hoch-erzürnt über solchen Frevel, den Grafen und seine Nachkommen zu ewiger Verbannung und versprachen einem Feden, der sie lebend oder todt einbrächte, die größten Geschenke.

Es betrübte den Grafen, daß er, seiner Unschuld ungeachtet, durch die Flucht den Schein der Schuld auf sich geladen, doch ließ er darum nicht von seiner Eile nach, kam unerkannt mit seinen Kindern nach Calais, schiffte von dort eilig nach England hinüber und machte sich in ärmlicher Kleidung nach London auf den Weg. Bevor er indeß in diese Stadt eintrat, unterwies er seine beiden Kinder ausführlich, besonders aber in zwei Punkten: erstens, daß sie die dürftige Lage, in welche das Schicksal ohne ihre Schuld sie gemeinschaftlich gestürzt, geduldig ertragen möchten, dann aber, daß sie, so lieb ihnen ihr Leben sei, mit der möglichsten Sorgfalt vor Federmann verborgen halten möchten, woher und wessen Kinder sie seien. Der Sohn hieß Ludwig und zählte etwa neun Jahre, die Tochter, die Violante hieß, hatte deren ohngefähr sieben, und beide fasteten, soweit ihr zartes Alter es zuließ, die Unterweisungen ihres Vaters wohl auf, wie das später der Erfolg bewies. Damit indeß der Zweck leichter erreicht werden könne, glaubte der Vater die Namen der Kinder verändern zu müssen und nannte den Knaben Pierrot und das Mädchen Jeannette. Als sie nun in ärmlicher Tracht nach London gekommen waren,

gingen sie an, in der Weise nach Almosen umherzugehen, wie wir es täglich die französischen Bettler thun sehen. Da geschah es denn, daß, wie sie eines Morgens in gleicher Absicht eine Kirche heimgesucht, eine vornehme Dame, welche mit einem der Marschälle des Königs von England vermaßt war, den Grafen und seine beiden Kinder gewahr wurde, als sie eben um Almosen batzen. Die Dame fragte ihn, woher er sei, und ob die Kinder ihm zugehörten. Er erwiderte, er sei aus der Picardie und habe der Verbrechen seines ungerathenen älteren Sohnes wegen mit diesen beiden, die allerdings die seinigen seien, fliehen müssen. Es hatte die Dame ein gar mitleidiges Herz und sie warf ein Auge auf die Kleine, die ihr wohl gefiel, weil sie hübsch und manierlich und zuthulich war, und sie sagte: „Guter Freund, wenn Du nichts dawider hast, mir Dein Töchterchen zu lassen, so will ich sie um ihres günstigen Aussehens willen gerne nehmen, und wenn dann ein ordentliches Mädchen aus ihr wird, so werde ich sie zur geziemenden Zeit angemessen verheirathen.“ Dem Grafen war das Begehrn höchst willkommen, er sagte sogleich „ja“ dazu, übergab der Dame mit Thränen das Kind und empfahl es ihr auf das dringendste.

Wie nun der Graf das Töchterchen untergebracht hatte und in guten Händen wußte, beschloß er nicht länger dort zu bleiben, sondern durchstrich bettelnd die Insel und gelangte mit Pierrot, von der ungewohnten Anstrengung der Fußreise außerst ermüdet, endlich nach Wales. Hier wohnte ein anderer königlicher Marschall, der ein großes Hauswesen und eine zahlreiche Dienerschaft hielt, und an dessen Hofe der Graf und sein Sohn, um eine Mahlzeit zu erhalten, häufig ansprachen. Es hatte dieser Marschall einen Sohn, der mit den Kindern anderer Edelleute, nach Art der Kinder, körperliche Uebungen im Laufen und Springen und mehr dergleichen vornahm, zu denen Pierrot sich gesellte und in allen ihren Uebungen es einem jeden der Andern gleich, oder auch zuvorthat. Einige Male sah

der Marschall diesen Spielen zu, und das Betragen des Knaben gefiel ihm so sehr, daß er fragte, wer er sei. Man erwiderte, es sei der Sohn eines armen Mannes, der zu Zeiten komme, um sich ein Almosen zu fordern. Darauf ließ der Marschall den Vater um den Knaben ansprechen, und dieser, der Gott um nichts mehr gebeten hatte, willigte gerne ein, so leid es ihm auch that, sich von dem Knaben trennen zu sollen.

Als nun der Graf Sohn und Tochter versorgt sah, gedachte er nicht länger in England zu verweilen, sondern sah, wie er nach Irland hinüber kam. Hier angekommen, verbündet er sich in der Nähe vom Stamford bei einem Grafen auf dem Lande als Knecht, versah sämtliche Geschäfte, die einem Knechte oder Pferdejungen obliegen, und blieb dort unter vielem Ungemach und großer Mühe lange Zeit, ohne von irgendemandem erkannt zu werden.

Inzwischen nahm Violante, die jetzt Jeannette hieß, bei der Edeldame in London an Jahren und an Schönheit zu und gewann die Gunst der Dame, ihres Gemahles, jedes Anderen im Hause und Aller, die sie sonst noch kannten, in einem erstaunlichen Maße. Denn es war Niemand, der nicht gestehen mußte, ihr Vertragen und ihre Sittsamkeit seien der höchsten Auszeichnung und des schönsten Lohnes würdig. Demzufolge hatte die Dame, die sie von dem Vater erhalten und über ihre Abkunft nie etwas Anderes hatte erfahren können, als was sie von diesem selber gehört, sich bereits vorgenommen, sie dem Stande gemäß, den sie ihr beilegte, gut zu verheirathen. Gott aber, der die Verdienste der Menschen mit einem gerechten Auge durchschaut, erwog ihre adlige Geburt und wie schuldlos sie für fremde Sünde büße, und lenkte es anders; denn wir müssen glauben, daß Seine Gnade Das, was sich nun ereignete, zuließ, um das Mädchen nicht in niedrige Hände gerathen zu lassen.

Die Edelfrau, welche Jeannetten zu sich genommen,

hatte von ihrem Manne einen einzigen Sohn, den sowol sie als der Vater, nicht allein weil er ihr Sohn war, sondern auch wegen seiner Tugenden und Verdienste, auf das innigste liebten; denn er war wohlgesittet, tapfer und schön von Gestalt und von adelicher Gesinnung, wie kein Anderer. Dieser nun mochte etwa sechs Jahre älter sein, als Jeannette, und ihre Schönheit und Anmut machten solchen Eindruck auf ihn, daß er sich auf das heftigste in sie verliebte und nur sie vor Augen hatte. Weil er sie aber von geringer Abkunft glaubte, wagte er nicht allein nicht, sie von seinen Eltern zur Frau zu begehrn, sondern er verbarg, aus Furcht, man werde ihn tadeln, daß er seiner Liebe einen so niedrigen Gegenstand erwählt, diese so viel er konnte. Dies Bestreben indeß regte seine Flammen um Vieles mehr an, als wenn er sie offenbart hätte, und so geschah es, daß er von übermäßiger Leidenschaft verzehrt, in eine schwere Krankheit verfiel. Viele Aerzte wurden berufen, um ihn zu heilen; so viel sie aber auch die Zeichen der Krankheit beobachteten, so vermochten sie doch ihren wahren Grund nicht zu erkennen und mußten ihn endlich insgesammt aufgeben. Die Betrübnis der Eltern des jungen Mannes über diesen Ausspruch konnte nicht größer gedacht werden und oftmals baten sie ihn auf das zärtlichste, ihnen die Ursache seines Uebels zu entdecken, er aber antwortete ihnen nur mit Seufzern, oder sagte, er fühle sich innerlich verzehrt.

Da traf es sich, daß eines Tages, als ein junger, aber in seine Wissenschaft tiefeingedrungener Arzt neben dem Kranken saß und dessen Arm an der Stelle hielt, wo die Kunstverständigen nach dem Pulse zu fühlen pflegten, Jeannette, die ihn der Mutter zu Gefallen sorgfältig pflegte, in das Zimmer kam, wo der Kranke lag, um etwas für ihn zu besorgen. Sobald der Jüngling sie gewahr ward, fühlte er, obwol er kein Wort redete und die Miene nicht veränderte, in seinem Herzen die liebevolle Gluth heftiger aufflammen, sodß der Puls stärker

als zuvor zu schlagen begann. Der Arzt bemerkte das sogleich und verwunderte sich darüber; doch schwieg er, um zu sehen, wie lange diese Verstärkung des Pulses anhalten werde. Nun hatte Jeannette das Zimmer kaum wieder verlassen, als der Puls sich auch beruhigte. Da vermutete der Arzt, der Ursache jener Krankheit auf die Spur gekommen zu sein, und ließ nach einiger Zeit, während er den Arm des Kranken noch immer in der Hand hielt, Jeannetten unter dem Vorwande, daß er sie nach etwas zu fragen habe, wieder hereinrufen. Sie gehorchte sogleich und war nicht sobald in das Zimmer eingetreten, als der Puls des jungen Mannes zunahm, wie er nachließ, als sie das Zimmer wieder verließ. Nun glaubte der Arzt seiner Sache vollkommen gewiß zu sein, stand auf und nahm Vater und Mutter des Kranken bei Seite und sagte ihnen: „Die Gesundheit Eures Sohnes ist nicht in der Aerzte, sondern in Jeannettens Händen. Sichere Zeichen haben mich überzeugt, daß Euer Sohn sie auf das feurigste liebt, obgleich sie, soviel ich bemerke, nichts davon ahnet. Jetzt wißt Ihr, was Ihr zu thun habt, wenn sein Leben Euch am Herzen liegt.“

Der Edelmann und seine Gemahlin waren erfreut über diese Nachricht, weil sie nun doch wenigstens eine Aussicht zu seiner Heilung entdeckten, wie hart es ihnen auch ankam. Das zu thun, was ihnen unvermeidlich schien, nämlich die Jeannette ihrem Sohne zur Frau zu geben. So gingen sie denn, nachdem sie den Arzt entlassen, zu dem Kranken, und die Mutter sagte: „Mein Sohn, ich hätte nie gedacht, daß Du mir einen Deiner Wünsche verhehlen, am wenigsten aber, daß Du dies thun würdest, wo Dein unerfülltes Verlangen Dich innerlich völlig verzehrt. Du durfstest und darfst ja mit Sicherheit darauf zählen, daß ich, um Dich zufrieden zu stellen, Alles, was ich nur vermag, selbst wenn es minder ziemlich sein sollte, ganz so wie für mich selber thun würde. Weil Du aber dennoch nicht offen gegen mich gewesen bist, hat unser

Herrgott größeres Mitleid für Dich bezeigt, als Du selber es gethan hast, und, damit diese Krankheit Dir nicht tödtlich werde, mir die Ursache Deines Uebels entdeckt, welche in nichts Anderem besteht, als in übergroßer Liebe, die Du für ein Mädchen, deren Namen ich jetzt dahin gestellt sein lasse, empfindest. Warum scheust Du Dich aber, mir dies zu entdecken? Bringt es Dein Alter nicht mit sich, und müßte ich Dich nicht gar gering schäcken, wenn Du nicht verliebt wärest? So fürchte Dich denn nicht länger vor mir, mein Sohn, sondern entdecke mir dreist alle Deine Wünsche. Verscheuche den Trübsinn und die Bedenken, die Du hegst und die Dir allein diese Krankheit zugezogen haben. Fasse Mut und halte Dich überzeugt, daß Du Nichts von mir fordern kannst, was ich nicht, um Dich, den ich mehr als mein Leben liebe, zu stieben zu stellen, so weit es in meinen Kräften steht, gerne thäte. Verbanne Deine Scheu und Deine Besorgniß, sage mir, ob ich Deine Liebe in etwas fördern kann, und halte mich für die grausamste Mutter, die jemals einen Sohn geboren, findest Du mich nicht auf das eifrigste bemüht, Dich zum Ziele zu führen."

Als der Jüngling diese Worte seiner Mutter vernahm, erhobte er ansangs darüber, daß sein Geheimniß entdeckt sei. Als er aber bedachte, daß Niemand besser als sie im Stande sei, seinem Verlangen Gewährung zu verschaffen, überwand er seine Scheu und sagte: „Madonna, um keiner andern Ursache willen habe ich meine Liebe vor Euch verborgen gehalten, als weil ich bemerkt habe, daß die meisten Menschen, wenn sie zu Jahren gekommen sind, sich nicht mehr daran erinnern wollen, daß auch sie einmal jung waren. Weil ich aber Euch hierin so verständig finde, leugne ich Euch nicht allein nicht, daß es sich wirklich so verhalte, wie Ihr vermuthet, sondern ich will Euch auch offenbaren, wen ich liebe, vorausgesetzt, daß Ihr Euer Versprechen nach Euren Kräften erfüllt, denn nur dadurch könnt Ihr mich wieder gesund machen.“

Die Dame erwiderte, im Vertrauen darauf, daß ihr gelingen werde, was wenigstens in der Weise, wie sie dachte, ihr nicht gelang, zuversichtlich, er möge ihr seine Wünsche ohne Bedenken eröffnen und sie werde sich so gleich bemühen, seinem Verlangen Gewährung zu verschaffen.

Darauf sagte der Jüngling: „Madonna, die hohe Schönheit und das musterhafte Betragen unserer Jeannette, die Unmöglichkeit, ihr meine Liebe bemerkbar zu machen, geschweige denn sie zum Mitleiden zu bewegen, und meine eigne Scheu, die mich gehindert hat, zu irgend jemandem von meiner Liebe zu sprechen, haben mich in den Zustand versetzt, in dem Ihr mich seht. Und sollte aus was immer für einem Grunde Das, was Ihr mir versprochen habt, unterbleiben, so haltet Euch überzeugt, daß mein Leben in Kurzem enden wird.“

Die Dame, die wohl fühlte, es sei jetzt an der Zeit, den jungen Mann zu ermutigen, nicht aber ihm Vorwürfe zu machen, antwortete lächelnd: „Darum also hast Du Dich frank gegrämt? Nun, wenn das ist, so sei nur guten Muthes und laß mich sorgen, sobald Du wieder gesund bist.“

Der Jüngling, der jetzt voll der besten Hoffnung war, gab in Kurzem Zeichen der entschiedenen Besserung, und die Dame dachte nun, hocherfreut über den glücklichen Erfolg, daran, wie sie das dem Sohne gegebene Versprechen erfüllen wollte. Zu dem Ende rief sie eines Tages Jeannetten und fragte sie unter freundlichen Scherzen, ob sie einen Geliebten habe. Jeannettens ganzes Gesicht überzog sich bei dieser Frage mit Röthe und sie erwiderte: „Gnädige Frau, für ein armes, von Hause verstoßenes Mädchen, wie ich, die, wie ich, in anderer Leute Diensten steht, ziemt es sich nicht, mit der Liebe sich abzugeben.“ Darauf sagte die Dame: „Wenn Ihr denn keinen Liebhaber besitzt, so wollen wir Euch einen verschaffen, an dem Ihr Eure Freude haben und Eure Schönheit erst recht

genießen sollt; denn es ist ja unerlaubt, daß so ein schönes Mädchen, wie Ihr, ohne Liebhaber sei.“ „Gnädige Frau,“ sagte darauf Jeannette, „Ihr habt mich aus der Armut meines Vaters gerissen und wie Eure Tochter auferzogen und darum wäre es meine Pflicht, Alles zu thun, was Ihr verlangt. In diesem Einen aber kann ich Eurem Willen nicht gehorchen und glaube daran recht zu thun. Wenn es Euch gefällig ist, mir einen Mann zu geben, so werde ich den lieben, aber keinen Andern; denn mir ist von der Erbschaft meiner Vorfahren nichts geblieben, als die Sittsamkeit, und so will ich denn die bewahren und an ihr halten, so lange mein Leben währt.“

Diese Worte dünkteten der Dame dem Plane sehr entgegen, den sie sich ersonnen hatte, um das Versprechen zu erfüllen, das sie ihrem Sohne gegeben, obwol sie, verständig wie sie war, in ihrem Herzen das Mädchen um so höher achten mußte, und sie sagte: „Wie aber, Jeannette, wenn unser gnädigster König, der ein junger Herr ist, wie Du ein schönes Mädchen bist, von Deiner Liebe eine Kunst begehrte, würdest Du sie ihm abschlagen?“ Sogleich erwiederte jene: „Gewalt könnte mir der König anthun, aber mit meinem Willen würde er nie von mir etwas Anderes erlangen, als was der Sittsamkeit gemäß ist.“

Die Dame sah nun wohl, wie ihre Gesinnungen beschaffen waren, sparte deshalb weiteres Reden und dachte darauf, durch die That sie auf die Probe zu stellen. Demzufolge sagte sie zu ihrem Sohne, sie werde, sobald er genesen sei, das Mädchen mit ihm in Eine Stube bringen, dann möge er selber an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen suchen, da es, wie sie sagte, ihr unziemlich scheine, wenn sie für ihren Sohn wie eine Kupplerin gute Worte geben und ein Mädchen in ihrem Dienste bitten sollte.

Der junge Mann war mit diesem Antrag keinesweges zufrieden und wurde alsbald wieder um Vieles kränker.

Als die Mutter das sah, eröffnete sie der Jeannette ihre Wünsche vollständig, fand aber diese noch standhafter als zuvor. Nun erzählte sie Alles, was sie bisher gethan, ihrem Gemahle und so entschlossen sie sich, so hart es ihnen auch vorkam, dennoch gemeinsam, die Jeannette ihrem Sohne zur Frau zu geben, da sie immer noch lieber den Sohn mit einer Frau, die sich nicht für ihn ziemte, lebendig, als ohne Frau todt sehen wollten. Und so thaten sie denn nach vielem Hin- und Herreden wirklich. Jeannette freute sich dessen innigst und dankte Gott aus vollem Herzen, daß Er sie nicht vergessen habe, sagte aber dem Allen ungeachtet nicht anders, als, sie sei die Tochter eines Picarden. Der junge Mann genaß, feierte seine Hochzeit fröhlich wie kein Anderer und genoß die Freuden, welche die Liebe ihm gewährte.

Inzwischen hatte Pierrot, der in Wales bei dem andern Marschall des Königs von England zurückgeblieben war, wie er heranwuchs, die Kunst seines Herrn erworben und war schön von Gestalt und wacker, wie kein Anderer auf der ganzen Insel, geworden, sodass in Kampfspielen und Turnieren Niemand unter den Einheimischen sich der Waffen so mächtig bewies, als er. So war er denn unter dem Namen Pierrot der Picarde, den sie ihm beigelegt, überall bekannt und geehrt. Wie aber Gott seine Schwester nicht vergessen hatte, so zeigte sich bald, daß Er auch seiner gedachte. Es kam über jene Gegenden eine verheerende Seuche, die fast die Hälfte der Bevölkerung hinwegraffte, zu geschweigen, daß auch von den Uebrigen ein so großer Theil in ferne Landschaften floh, daß das Land völlig verlassen zu sein schien. In dieser allgemeinen Sterblichkeit kamen nun auch Pierrot's Herr, der Marschall, dessen Gemahlin und Sohn nebst mehreren anderen Brüdern, Neffen und Verwandten des Hauses um, sodass Niemand übrig blieb, als eine schon mannsbare Tochter, Pierrot und einige andere Diener. Wie die Seuche ein wenig nachgelassen hatte, entschloß sich die

junge Dame auf den Rath und zur Freude einiger am Leben gebliebenen Nachbaren, Pierrot, als einen tapferen und tüchtigen Menschen, zum Manne zu nehmen, und machte ihn zum Herrn über Alles, was ihr durch Erbschaft zugefallen war. Auch dauerte es nicht lange, so vernahm der König von England den Tod des Marschalls und ernannte darauf Pierrot den Picarden, dessen Tüchtigkeit ihm bereits bekannt geworden war, an der Stelle des Verstorbenen zu dessen Nachfolger in jener Würde.

Dieses ist denn in Kurzem, was sich mit den beiden unschuldigen Kindern des Grafen von Antwerpen zutrug, die er für verloren zurückgelassen hatte.

So waren schon achtzehn Jahre verstrichen, seit der Graf von Antwerpen Paris auf flüchtigem Fuße gemieden hatte, als er nach mancherlei Leiden und gar dürtigem Leben Lust bekam, Irland, wo er sich bis dahin aufgehalten, zu verlassen, um nun, weil er alt geworden, wo möglich zu vernehmen, was aus seinen Kindern geworden sei. Er sah wohl, daß er in der Zeit seine Gestalt völlig verändert hatte, auch war er durch die langen körperlichen Anstrengungen rüstiger geworden, als er es gewesen, während er in Muße lebte, und so verließ er denn, arm und schlecht gekleidet wie er war, den Herrn, bei dem er lange Zeit gelebt, und fuhr nach England hinüber. Bündchst ging er an den Ort, wo er Pierrot gelassen, und fand ihn als einen großen Herrn und königlichen Marschall wieder und sah, daß er gesund und kräftig und schön von Gestalt geworden war. Zwar freute er sich darüber herzlich, doch zu erkennen wollte er sich ihm nicht eher geben, als bis er über Jeannettes Auskunft erhalten hätte.

Zu dem Ende machte er sich auf den Weg und könnte sich unterwegs keine Ruhe, bis er in London angekommen war. Hier fragte er vorsichtig nach der Dame, welcher er seine Tochter gelassen, und nach ihren Umständen und erfuhr, daß Jeannette die Frau ihres Sohnes geworden sei. Seine Freude darüber war so groß, daß er alles

vergangene Ungemach gering achtete, weil er die Kinder lebendig und in glücklicher Lage wieder gefunden. Woller Verlangen die Tochter wiederzusehen, ging er nun täglich in der Nähe ihres Hauses betteln. Hier sah ihn eines Tages Jacob Lamiens, denn so hieß der Gemahl Jeannettes, und es erbarmte ihn des armen, alten Mannes und er hieß einem seiner Diener, ihn in das Haus führen und ihm zu Essen geben. Der Diener that willig, wie ihm geboten. Jeannette aber hatte dem Jacob schon mehrere Kinder geboren, von denen der älteste nicht mehr als acht Jahre zählte und die sämmtlich die hübschesten und artigsten Kinder von der Welt waren. Als diese den Grafen essen sahen, waren sie gleich alle um ihn her und thaten schön mit ihm, als ob sie von verborgener Kraft gezogen, erkannt hätten, daß er ihr Großvater sei. Der Graf wurde bald gewahr, daß es seine Enkel seien, und herzte und liebkoste sie; weshalb denn die Kinder, so viel auch Derjenige, der zu ihrer Aufficht bestimmt war, sie rufen möchte, nicht von ihm lassen wollten. Jeannette hörte das und kam aus einem anstoßenden Gemache in das Zimmer, wo der Graf sich befand, und drohte den Kindern nachdrücklich mit Schlägen, wenn sie nicht thäten, was ihr Lehrer ihnen befehle. Da singen die Kinder zu weinen an und sagten, sie wollten bei dem wackern Manne bleiben, der sie lieber hätte als ihr Lehrer, worüber Graf und Gräfin herzlich lachen mußten.

Inzwischen war der Graf von seinem Sitz aufgestanden, nicht um die Tochter als Vater zu begrüßen, sondern um ihr, wie ein armer Mann einer vornehmen Dame, seine Ehrfurcht zu beweisen, und hatte sich über ihren Anblick im Stillen unsäglich gefreut. Sie aber erkannte ihn weder damals, noch späterhin, so sehr hatte er sich im Vergleich mit seinem früheren Aussehen verändert; denn alt und grau und bärzig, mager und braun von Farbe, wie er war, glich er eher einem Wildfremden als dem Grafen von Antwerpen. Wie die Dame sah, daß die

Kinder nicht von ihm lassen wollten, sondern weinten, wenn man ihnen zu gehen befahl, sagte sie dem Lehrer, er möge sie nur eine Weile lassen.

Während aber die Kinder noch bei dem wackern Manne verweilten, kam Jacob's Vater von ungefähr nach Hause und erfuhr von dem Lehrer das Geschehene. Nun war ihm Jeannette ohnehin zuwider und so sagte er zu dem Lehrer: „Läßt sie beim Henker, der sie holen mag, wenn er Lust hat; sie zeigen ihre Abkunft in ihrem Benehmen. Bettelkinder sind es von mütterlicher Seite und da ist es denn kein Wunder, wenn sie am liebsten bei Bettlern sind.“ Der Graf hörte die Rede und fühlte sich schwer gekränkt, doch zuckte er die Achseln und trug diesen Schimpf geduldig, wie so manchen andern. Jacob dagegen hatte die Kinder so lieb, daß er, nachdem er gesehen, wie freundlich sie gegen den wackern Mann gewesen, ob es ihm gleich nicht gelegen war, doch, um sie nur nicht weinen zu sehen, diesem sagen ließ, wenn er im Hause einen Dienst annehmen wolle, werde er willkommen sein. Der Graf antwortete, er wolle gerne bleiben, doch verstehe er sich auf weiter nichts, als die Pferde zu warten, was er sein lebenslang gethan. Darauf wurde ihm ein Pferd angewiesen, und sobald er das besorgt hatte, scherzte und spielte er mit den Kindern.

Während das Schicksal auf die bisher geschilderte Weise den Grafen und seine Kinder umhergeführt hatte, war der König von Frankreich, nachdem er mit den Deutschen mehrmals Waffenstillstand geschlossen, gestorben und an seiner Stelle sein Sohn gekrönt worden, dessen Gemahlin die Ursache gewesen, um derentwillen der Graf vertrieben war. Als der letzte Waffenstillstand mit den Deutschen abgelaufen war, fing der junge König den Krieg mit neuer Erbitterung an, und der König von England sandte ihm zu dem Ende, als sein neuer Vetter, zahlreiche Hülfsvölker unter der Führung seines Marschalls Pierrot und des Jacob Lamiens, des Sohnes seines andern Marschalls. In dem

Gefolge des Letztern zog dann auch der wackere Mann, nämlich der Graf, ohne von Jemandem erkannt zu werden, mit, lebte geraume Zeit im Lager als Pferdeklecht und bewirkte hier, in Folge seines Verstandes und seiner Erfahrung, durch Rath und That viel mehr Gutes, als für seine Lage sich schickte.

Während dieses Krieges nun wurde die Königin von Frankreich von einer schweren Krankheit befallen. Und wie sie fühlte, daß sie dem Tode nahe sei, bereute sie alle ihre Sünden und beichtete sie zerknirscht dem Erzbischof von Rouen, der allgemein für einen besonders frommen und wohlmeintenden Mann gehalten wurde. Diesem erzählte sie denn unter andern Sünden auch das schwere Unrecht, das sie dem Grafen von Antwerpen zugefügt, und begnügte sich nicht damit, dies dem Bischofe zu beichten, sondern wiederholte den ganzen Hergang der Sache in Gegenwart vieler anderer angesehener Personen und bat diese, bei dem Könige sich dahin zu verwenden, daß der Graf selber, wenn er noch am Leben sei, wo nicht, aber seine Nachkommen in ihren früheren Stand wieder eingesetzt würden. Nicht lange nach diesem Geständnisse starb die Königin und ihre Leiche ward ehrenvoll begraben.

Als dem König das Wissen seiner Gemahlin hinterbracht ward, beseußte er zuerst das schwere Unrecht, das er einem so wackern Manne angethan, dann aber ließ er in dem ganzen Heere und sonst noch weit und breit im Lande ausrufen; daß, wer den Grafen von Antwerpen oder eines seiner Kinder nachzuweisen wisse, für einen Seiden auf das nahmhafteste belohnt werden solle, denn der König habe aus den Geständnissen seiner Gemahlin entnommen, daß der Graf des Vergehens, um dessentwillen er verbannt worden, unschuldig sei, und er beabsichtigte ihn nun in die alten Ehren und Würden wieder einzufegen und ihm noch größere zu verleihen.

Diesen Aufruf hörte auch der Graf, als Stallklecht, und da er wohl wußte, daß sich wirklich Alles so verhalte,

ging er sogleich zu Jacob und bat diesen, ihn mit Pierrot zusammenzubringen, denn er wolle dem König nachweisen, was er suche. Wie sie nun alle drei beisammen waren, sagte der Graf zu Pierrot, der schon selbst sich zu entdecken geneigt war; „Pierrot, Jacob, der hier steht, hat Deine Schwester zur Frau, ohne jemals eine Mitgift bekommen zu haben. Damit aber Deine Schwester nicht ohne Aussteuer sei, so will ich, daß er und Niemand anders die große Belohnung erhalten, die der König Dem verspricht, der Dich anzugeben weiß. So möge er denn Dich als den Sohn des Grafen von Antwerpen angeben, seine Frau, als Violante, Deine Schwester, und mich, Euren Vater, als den Grafen von Antwerpen.“ Bei diesen Worten blickte Pierrot dem Redenden genauer ins Gesicht und erkannte ihn plötzlich, warf sich ihm weinend zu Füßen, umarmte ihn und sagte: „Vater, seit tausend Mal willkommen.“ Jacob aber war zuerst von der Rede des Grafen und dann von dem Benehmen Pierrots so verwundert und so freudig überrascht, daß er anfangs gar nicht wußte, was er thun solle. Doch maß er bald den Worten des Grafen vollen Glauben bei und schämte sich der harten Reden sehr, die er gegen jenen als Pferdekncht wol verführt, und sank weinend zu seinen Füßen nieder, um für das Geschehene demütig die Verzeihung von ihm zu erbitten, die der Graf ihm willig ertheilte, indem er ihn aufstehen ließ.

Als sich alle drei ihre verschiedenen Schicksale unter vielen Thränen und eben so viel Freude gegenseitig erzählten hatten, wollten Pierrot und Jacob den Grafen mit neuen Kleidern versehen. Er gab es indeß auf keine Weise zu, sondern bestand darauf, daß Jacob, nachdem ihm die Belohnung zuvor gesichert wäre, ihn im Knechtsgewande dem Könige vorführe, um diesen desto mehr zu beschämen. So ging denn Jacob, dem der Graf und Pierrot in einer Entfernung folgten, vor den König und versprach ihm, den Grafen und dessen Kinder zu bringen, wenn er ihn anders dem ergangenen Rufe gemäß belohnen wolle.

Sogleich ließ der König die für einen Jeden bestimmten Belohnungen, über deren Größe Jacob sich nicht genug wundern konnte, herbeibringen und hieß ihm, diese hinnehmen, wenn er wirklich, seinem Versprechen zufolge, den Graf und dessen Kinder nachzuweisen wüste. Darauf wandte Jacob sich herum und ließ den Grafen, seinen Knecht, und Pierrot vortreten und sagte: „Eindigster Herr, hier sind Vater und Sohn; die Tochter, die meine Gemahlin ist, ist zwar nicht zur Stelle, doch sollt Ihr sie mit Gottes Hülfe baldigst sehen.“

Als der König das hörte, blickte er den Grafen an, und so sehr dieser auch gegen sein früheres Aussehen entstellt war, erkannte er ihn doch, nachdem er ihn eine Weile betrachtet hatte, wieder, und hob den Knienden, fast mit Thränen in den Augen, zu sich empor und küßte und umarmte ihn. Auch den Pierrot empfing er freundschaftlich und befahl, daß der Graf sogleich mit Kleidern, Dienerschaft, Pferden und Geräthen, so reichlich, als es seinem hohen Range gezieme, versehen werde. Alsobald wurde dieser Befehl vollzogen. Dann erwies der König dem Jacob ebenfalls vielfache Ehre und verlangte von ihm die Erzählung der vorhergegangenen Begebenheiten. Als aber Jacob die Belohnungen wegtragen ließ, die er für die Auskunft über den Grafen und dessen Kinder erhalten, sagte dieser: „Nimm das als ein gnädiges Geschenk unseres Herrn, des Königs, und vergiß nicht Deinem Vater zu sagen, daß Deine Kinder, seine wie meine Enkel, nicht von mütterlicher Seite Bettlerkinder sind.“ Jacob nahm die Geschenke und ließ die Frau und deren Schwiegermutter nach Paris kommen. Auch Pierrot's Frau wurde herbeigeführt und alle lebten in großen Freuden mit dem Grafen zusammen, den der König in alle seine Güter wieder eingesetzt und mit größeren Würden begabt hatte, als je zuvor. Dann beurlaubte sich ein Jedes und kehrte an seinen Wohnort zurück; er aber lebte noch viel ruhmvoller als vorher bis an sein Ende in Paris.“

Neunte Geschichte.

Bernabò von Genua verliert durch Ambrogiuolo's Betrug das Seinige und befiehlt, daß seine unschuldige Frau getötet werde. Sie entkommt und dient in Männerkleidern dem Sultan. Dann entdeckt sie den Betrüger und veranlaßt Bernabò nach Alexandrien zu kommen. Der Betrüger wird bestraft und sie kehrt, wieder in Weiberkleidern, mit dem Manne reich nach Genua zurück.

Als Elise durch die rührende Geschichte ihrer Pflicht Ge- nüge geleistet, nahm die Königin Philomena, die schön und von schlanker Gestalt war und deren Gesichtszüge durch Anmut und Freundlichkeit vorzugsweise sich aus- zeichneten, einen Augenblick sich zusammen und sagte dann: „Wir müssen dem Dioneus schon Wort halten, und so will ich denn, da nur er und ich noch zu erzählen haben, meine Geschichte zuerst sagen und er mag, wie er sich es ausgebeten, der letzte sein, der für heute uns erzählt.“ Als sie so gesprochen, begann sie: „Man pflegt im Volke oft sprüchwörtlich zu sagen, wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Ob dies Sprichwort aber wahr sei, können wir nur daran erkennen, wenn es im Leben wirk- lich so zugeht. Demzufolge ist mir eingefallen, Euch, Ihr lieben Mädchen, ohne mich von der allgemeinen Aufgabe zu entfernen, an einem Beispiele zu zeigen, daß es sich wirklich, so wie man sagt, verhalte. Laßt es Euch denn nicht gereuen, meine Geschichte zu hören, aus der Ihr lernen könnt, wie man sich vor Betrügern zu hüten hat.

Es waren ein Mal in einem Wirthshaus zu Paris eine Anzahl italienischer Großhändler beisammen, die nach

der Weise ihres Standes um verschiedener Geschäfte willen an jenen Ort gekommen waren. Diese geriethen eines Abends nach fröhlich beendigtem Essen auf allerhand Gespräche. Das Eine brachte sie auf das Andere und so kamen sie endlich auf ihre Frauen zu reden, die sie daheim gelassen. Da sagte Einer lachend: „Was meine thut, das weiß ich nicht, so viel weiß ich aber wohl, daß, wenn mir hier ein Mädel nach meinem Geschmacke in den Wurf kommt, ich die Liebe zu meiner Frau auf der einen Seite liegen lasse und Alles mitnehme, was ich von Jener kriegen kann.“ Darauf sagte ein Anderer: „Ich mach' es ebenso. Denn bilde ich mir ein, daß meine Frau sich derweile einen Zeitvertreib sucht, so thut sie's; bilde ich's mir nicht ein, so thut sie's doch. Also besser, man rechnet miteinander ab; wie der Esel in den Wald schreit, so schalt es wieder 'raus.“ Die Meinung des Dritten kam auf dasselbe hinaus und mit einem Worte, die Anwesenden schienen alle darin übereinzustimmen, daß ihre zurückgelassenen Frauen die Zeit schwerlich ungenügt lassen möchten.

Nur ein Einziger, Namens Bernabò Comellino aus Genua, sagte das Gegentheil, und versicherte, durch Gottes besondere Gnade eine Frau zu besitzen, der alle Tugenden, die einem Weibe, und mit wenig Ausnahmen auch diejenigen, die einem Ritter oder Knappe geziemten, in solchem Grade eigen seien, wie vielleicht in ganz Italien keiner Andern. Denn sie sei schön von Gestalt und noch bei jungen Jahren, körperlich geschickt und rüstig und es gebe keinerlei weibliche Arbeit, wie Seidenwirken und mehr dergleichen, die sie nicht besser zu machen wisse, als irgend eine Andere. Ja es sei noch überdies kein Knappe und kein Diener zu finden, was Namen er auch haben möge, der besser und aufmerksamer als sie eine herrschaftliche Tafel zu bedienen wisse, denn sie sei in allen Dingen wohl erzogen, umsichtig und verständig. Endlich rühmte er noch von ihr, daß sie besser zu Pferde säße und den Falken

halte, besser zu lesen, zu schreiben und zu rechnen wisse, als ob sie ein Kaufmann wäre. Von diesem und vieler andern Lobe kam er dann auf den Gegenstand des vorhergegangenen Gespräches und versicherte bei seinem Eide, daß keine sittsamere und keine keuschnere Frau zu finden sei. Darum, fügte er hinzu, vertraue er fest darauf, daß, möchte er zehn Jahre lang oder für immer vom Hause entfernt sein, sie sich niemals mit einem andern Manne auf dergleichen Geschichten einlassen würde.

Unter den Kaufleuten, die also miteinander redeten, war ein junger Mann, Ambrogiuolo von Piacenza genannt, der über das Lob, das Bernabd seiner Frau zulezt ertheilt, überlaut zu lachen anfing und ihn höhnend fragte, ob denn der Kaiser nur ihm vor allen Andern solch ein Vorrecht ertheilt habe. Bernabd erwiederte nicht ohne Empfindlichkeit, Gott, der etwas mehr vermöge als der Kaiser, und nicht dieser, habe ihm solche Gnade verliehen. Darauf sagte Ambrogiuolo: „Bernabd, ich zweifle nicht daran, daß Du selber die Wahrheit zu sagen glaubst. Mich dünkt aber, Du hast den Lauf der Dinge nicht gehörig ins Auge gefaßt; denn hättest Du es gethan, so halte ich Dich nicht für kurzsichtig genug, daß Du nicht Mancherlei wahrgenommen haben solltest, was Dich veranlassen müste, über dergleichen Dinge mit minderer Zuversicht zu reden. Damit Du aber einsehen mögest, daß wir, die wir uns vorhin über unsere Frauen so duldsam aussprachen, darum nicht der Meinung sind, wir hätten deren schlechtere, oder anders geschaffene, als die Deinige ist, sondern daß wir nur aus besserer Kenntniß der menschlichen Natur so gesprochen haben, will ich über diesen Gegenstand ein wenig mit Dir reden. Ich habe immer gehört, der Mann sei das edelste unter den sterblichen Wesen, die Gott geschaffen, und erst nach ihm das Weib; und in der That zeigt auch die Erfahrung, daß die allgemeine Meinung wahr und der Mann vollkommner ist. Besitzt er nun aber größere Vollkommenheit, so muß er ohne Zweifel auch mehr Festigkeit und

Beständigkeit haben; denn die Weiber sind in Allem veränderlich und dafür ließen sich mancherlei natürliche Gründe angeben, die ich aber für jetzt bei Seite lassen will. Hat nun der Mann größere Festigkeit und kann er sich dennoch nicht enthalten, nach einer Jeden zu verlangen, die ihm gefällt, geschweige denn, Einer, die ihn bittet, zu willfahren, und, außer diesem Verlangen, Alles was in seinen Kräften steht, zu thun, um in ihren Besitz zu gelangen, und begegnet ihm dies nicht ein Mal im Monat, sondern täglich tausend Mal, wie willst Du von einem Weibe, die von Natur veränderlich ist, erwarten, daß sie den Bitten, den Schmeicheleien, den Geschenken und tausend andern Mitteln widerstehen werde, die ein erfahrener Mann, wenn er in sie verliebt ist, anwenden wird? Glaubst Du wirklich, sie kann Stand halten? Wenn Du mich es auch versicherst, so glaube ich dennoch nicht, daß Du es glaubst. Gestehst Du doch selber ein, daß Deine Frau ein Weib ist und wie die andern aus Fleisch und Bein besteht. Ist dem aber also, so muß sie dieselben Gelüste fühlen und hat nur dieselben Kräfte wie die Andern, um jenen natürlichen Antrieben zu widerstehen. Du siehst mithin, daß, so sittsam sie auch sein mag, es darum immer möglich ist, daß sie thut, was die Andern thun. Etwas Mögliche soll man aber niemals so hartnäckig verneinen, oder das Umgekehrte behaupten, wie Du es thust."

Bernabò entgegnete ihm darauf: „Ich bin ein Kaufmann und kein Philosoph, kann Dir also auch nur als Kaufmann antworten. So sage ich denn, daß ich wohl einsehe, wie es den Einfältigen, die kein Gefühl für Scham haben, so gehen kann, wie Du da beschreibst. Die Beständigen aber sind um ihre Ehre so besorgt, daß sie in diesem Punkte stärker werden als die Männer, die darin ein loses Gewissen haben. Und zu denen gehört meine Frau.“

„Wahrhaftig,“ sagte Ambrogiuolo, „wenn den Weibern für jedes Mal, das sie sich auf derlei Geschichten einlassen,

ein Horn aus der Stirn wüchse, das ein Zeugniß ihrer That wäre, so möchten sich wenige damit abgeben. Nun aber wächst ihnen kein Horn und wenn sie klug sind, ist keine Spur zu finden. Scham und Entehrung entstehen nur aus Dem, was offenbar wird; so thun die Weiber denn, was sie im Verborgenen thun können, oder unterlassen es aus Alberheit. Darum halte Dich überzeugt, nur Die ist keusch, die entweder von Niemand gebeten worden, oder, wenn sie selber gebeten hat, nicht erhört worden ist. So genau ich übrigens aus natürlichen und aus andern Gründen weiß, daß sich dies Alles so verhalten müsse, wie ich Dir sage, so würde ich doch nicht mit solcher Zuversicht darüber sprechen, wenn ich nicht schon so oft und so Manche auf die Probe gestellt hätte. Deshalb sage ich Dir denn: wäre ich nur bei Deiner so ausblündig sittsamen Frau; ich wollte sie wol in kurzer Zeit zu Dem bringen, wozu ich schon so manche Andere gebracht habe."

Bernabò antwortete verdrießlich: „Dies Herumstreiten mit Worten möchte sich etwas in die Länge ziehen. Du würdest sagen und ich würde sagen, und am Ende käme doch nichts heraus. Weil Du aber doch meinst, daß jede Frau so nachgiebig und Dein Geschick so groß sei, so bin ich bereit, um Dich von der Sittsamkeit meiner Frau zu überführen, mir den Kopf abschneiden zu lassen, wenn Du sie jemals dazu bewegen kannst, Dir in dieser Art irgend zu Willen zu sein. Gelingt es Dir aber nicht, so verlange ich von Dir weiter nichts, als eine Buße von tausend Goldgulden.“

Ambrogiuolo, der sich bei der Angelegenheit schon erhöht hatte, erwiederte: „Bernabò, ich weiß nicht, was ich mit Deinem Blute machen sollte, wenn ich die Wette gewinne. Hast Du aber Lust, von Dem, was ich Dir gesagt habe, die Probe zu sehen, so sege gegen meine tausend Goldgulden fünftausend andere, die Dir doch wol minder werth sein müssen, als Dein Kopf. Dann will ich, während Du mir keine Zeit vorgeschrieben hast, nach

Genua reisen und binnen drei Monaten, von dem Tage meiner Abreise aus Paris angerechnet, von Deiner Frau meinen Willen erreicht haben. Und zum Zeugniß will ich Dir Dinge mitbringen, die sie besonders wert hält, und Dir so viel Umstände und Anzeichen berichten, daß Du selber an der Wahrheit nicht mehr zweifeln sollst. Dabei bedinge ich mir nur das Eine aus, daß Du während dieser Zeit weder nach Genua kommst, noch ihr irgend etwas über diese Angelegenheit schreibst."

Bernabd versicherte damit völlig zufrieden zu sein, und so sehr die übrigen Kaufleute, die gegenwärtig waren, weil sie das große Uebel erkannten, das daraus entstehen konnte, sich bemühten, die Sache zu verhindern, so hatten sich jene Beiden die Köpfe doch so erhitzt, daß sie sich wider den Willen der Andern in förmlichen eigenhändigen Urkunden gegeneinander verpflichteten.

Nachdem diese Beschreibung gemacht war, reiste Ambrogiuolo so schnell er konnte nach Genua, während Bernabd in Paris zurückblieb. Jener hatte aber kaum einige Tage in Genua zugebracht und sich mit vieler Vorsicht unter der Hand nach dem Namen der Straße und nach den Sitten der Frau erkundigt, als er ganz dasselbe, ja noch mehr Gutes von ihr hörte, als was Bernabd ihm gesagt hatte, und deshalb sein Unternehmen für vorwiegig erkennen mußte. Nichtsdestoweniger verschaffte sich Ambrogiuolo die Bekanntschaft eines armen Weibes, die häufig in jenes Haus zu kommen pflegte und bei Bernabd's Frau besonders wohlgeleitete war. Da diese sich zu keinen weiteren Diensten verstehen wollte, bestach er sie endlich dahin, daß sie ihn in einer Kiste, die er künstlich zu seinen Zwecken eingerichtet, nicht allein in das Haus, sondern in das Schlafzimmer der Frau selbst tragen ließ. Das arme Weib mußte nämlich vorgeben, sie wolle über Land reisen, und jener die Kiste für einige Tage zum Aufbewahren empfehlen.

Als die Kiste in dem Zimmer stehen geblieben und die

Nacht gekommen war, öffnete Ambrogiuolo sie zu der Stunde, wo er vermuthen konnte, die Frau werde schlafen, durch den Druck einiger Federn und trat sachte in das Zimmer ein, das von einer Lampe erhellt ward. Nun betrachtete er die Form des Gemaches, die Malereien, welche es schmückten, und was sonst darin bezeichnend schien, auf das Genaueste und prägte Alles seinem Gedächtnisse ein. Darauf näherte er sich dem Bette und, da er bemerkte, daß die Frau sowol als ein kleines Döchterlein, das neben ihr lag, fest schliefen, deckte er sie völlig auf und sah, daß sie nackt eben so schön zu nennen war, als bekleidet. Doch wußte er an dem Körper kein anderes Abzeichen zu entdecken, das er dem Manne anführen könnte, als ein Maal unter der linken Brust, um das ein Paar goldgelbe Härtchen standen. Sobald er dies gesehen, deckte er sie leise wieder zu, so großes Verlangen sich auch bei dem Anblick ihres schönen Körpers in ihm regte, sein Leben daran zu wagen und sich zu ihr zu legen. Da er aber gehörte, daß sie in solchen Geschichten so übermäßig streng und ungefüge sei, wollte er es doch nicht darauf ankommen lassen. So verweilte er denn den größten Theil der Nacht über nach seiner Bequemlichkeit in dem Zimmer, nahm sich aus einem Schreine noch eine Tasche, ein Staatskleid und ein paar Ringe und Gürtel, that dies Alles in seine Kiste und verschloß diese ganz wie zuvor, nachdem er sich selber hinein begeben hatte. Dasselbe wiederholte er die folgende Nacht, ohne daß die Frau das Mindeste bemerkte hätte.

Am dritten Tage kam das arme Weib, nach der getroffenen Vereinbarung, wieder, um ihre Kiste abzuholen, und trug sie dorthin zurück, wo sie sie hergebracht hatte. Ambrogiuolo aber stieg sogleich heraus, belohnte das Weib seinem Versprechen gemäß und kehrte mit den genommenen Sachen noch vor der bestimmten Frist nach Paris zurück. Hier rief er die Kaufleute zusammen, die bei dem Streite und der abgeschlossenen Wette zugegen gewesen, und erklärte

in Bernabò's Gegenwart, er habe die Summe, um welche sie damals gewettet, gewonnen, und ausgeführt, was er zu thun sich gerühmt hatte. Zum Beweise bezeichnete er die Gestalt des Zimmers und die Malereien in demselben und zeigte dann auch die Sachen vor, die er mitgebracht, und von denen er behauptete, daß sie sie ihm geschenkt habe. Bernabò gestand, daß das Zimmer wirklich so ausschehe, wie Tener es beschrieben, auch erkannte er jene Sachen als solche, die seiner Frau zugehört haben, doch meinte er, Ambrogiuolo könne leicht von einem der Dienstboten des Hauses die Beschreibung des Zimmers und auf gleichem Wege auch die Sachen erhalten haben. Deshalb halte er sich durch das Vorgebrachte, wenn Tener nicht noch Anderes hinzufüge, keineswegs für besiegt. Ambrogiuolo sagte darauf: „Wahrlich, Du solltest Dich damit begnügen; weil Du aber einmal verlangst, ich soll noch mehr sagen, so will ich es thun. So sage ich Dir denn, Frau Ginevra, Deine Gattin, hat unter ihrer linken Brust ein kleines Maal, um das wol sechs goldgelbe Härchen herumstehen.“ Als Bernabò das hörte, war es ihm wie ein Messerstich durch das Herz, und die plötzliche Blässe seines Gesichtes hätte auch ohne Worte die Wahrheit Dessen, was Ambrogiuolo gesagt, deutlich bekundet. Doch nach einigen Augenblicken sagte er: „Ihr Herren, was Ambrogiuolo berichtet, ist wahr; so hat er denn gewonnen und mag sich, wann es ihm beliebt, die Zahlung abholen.“

Wirklich wurde Ambrogiuolo schon am folgenden Tage vollständig bezahlt. Bernabò aber verließ Paris und zog voll bösen Blutes gegen seine Frau gen Genua. Als er der Stadt nahegekommen war, wollte er nicht hinein, sondern blieb wol zwanzig Meilen weit davon auf einer ihm gehörigen Besitzung und sandte einen Diener, dem er besonders vertraute, mit zwei Pferden und einem Briefe an seine Frau nach Genua, in dem er ihr schrieb, wie er zurückgekehrt sei, und wie sie mit jenem ihm entgegen kommen

solle. Dem Diener aber ertheilte er heimlichen Befehl, sobald er mit der Frau an einem Orte wäre, der ihm gelegen dünkte, ohne Erbarmen sie zu ermorden und dann zu ihm zurückzukehren.

Als der Diener in Genua angelangt war, den Brief abgegeben und seine Aufträge ausgerichtet hatte, empfing ihn die Frau mit herzlicher Freude. Am andern Morgen stieg sie mit ihm zu Pferde und verfolgte den Weg nach jener Besitzung, bis sie unter mancherlei Gesprächen, die sie im Reiten miteinander führten, in ein tiefes, einsames Thal gelangten, das Bäume und hohe Felsenwände rings umschlossen. Das schien dem Diener der gelegene Ort, um die Befehle seines Herrn mit Sicherheit vollführen zu können, und er zog sein Messer heraus und fasste die Frau beim Arme und sagte: „Madonna, empfehl unsr'm Herrgott Eure Seele; denn hier müßt Ihr sterben und dürft nicht mehr von der Stelle.“ Wie die Frau das Messer sah und des Dieners Worte hörte, rief sie voll Entsetzen: „Um Gottes Willen, Gnade! Eh' Du mich umbringst, sage mir, was ich Dir gethan habe, daß Du mich morden willst?“ „Madonna,“ sagte der Diener, „mir habt Ihr nichts zu Leide gethan; worin Ihr aber Euern Gemahl beleidigt habt, das weiß ich weiter nicht, als daß er mir befohlen, Euch auf diesem Wege ohne einiges Erbarmen zu tödten, und, wenn ich es nicht thäte, hat er mir gedroht, mich aufzuhängen zu lassen. Ihr wißt wohl, wie viel ich ihm verbanke und wie ich mich nicht weigern darf, zu thun, was er befiehlt. Weiß es Gott, mir ist es Leid um Euch; was will ich aber machen?“ Darauf antwortete die Frau unter Thränen: „Ach, um Gottes Willen, Gnade! Wolle doch nicht um eines Andern willen an mir zum Mörder werden, die ich Dir niemals etwas zu Leide gethan. Gott, der Alles kennt, ist mein Zeuge, daß ich Nichts verübt habe, was mir solche Strafe von meinem Manne verdienen könnte. Doch, das beiseite. Du aber kannst Dich, wenn Du willst, um

Gott, um Deinen Herrn und um mich zugleich verdient machen. Nimm hier meine Kleider und schenke mir dafür nur Deine Jacke und Deinen Mantel. Rehre mit jenen zu meinem und Deinem Herrn zurück und sage, Du hast mich umgebracht. Ich schwöre Dir, bei meinem Leben, das ich von Dir zum Geschenke erwarte, ich will verschwinden, ich will in ein anderes Land gehen, und weder er noch Du sollen in diesen Gegenden je das Mindeste von mir hören."

Der Diener, der sie ohnehin nicht gerne morden wollte, wurde leicht zum Mitleiden bewogen. Er nahm ihre Kleider, gab ihr seine alte Jacke und seinen Mantel, ließ ihr das wenige Geld, das sie bei sich hatte, und, nachdem er sie zuvor gebeten, jene Gegenden zu meiden, ließ er sie zu Fuß in dem Thale zurück. Dann eilte er zu seinem Herrn und sagte ihm, er habe seinen Befehl nicht nur vollzogen, sondern über ihren Leichnam mehrere Wölfe herfallen sehen.

Einige Zeit darauf kam Bernabb wieder nach Genua, man erfuhr, was er gethan, und tadelte ihn darüber allgemein.

Inzwischen war die Frau einsam und trostlos zurückgeblieben und bei einbrechender Nacht möglichst entstellt in einer benachbarten Bauernhütte eingekrochen. Hier bekam sie von einer Alten, was sie bedurfte, um die Jacke nach ihrer Gestalt zu kürzen und zurecht zu machen. Aus ihrem Hemde nähte sie sich Hosen, schor sich die Haare, gab sich überhaupt das Ansehen eines Matrosen und ging in solcher Gestalt dem Meere zu. Da traf sie von ohngefähr auf einen spanischen Edelmann, der Herr Encarache genannt ward, und aus einem ihm gehörigen Schiffe, das in geringer Entfernung vor Anker lag, bei Alba ausgestiegen war, um sich an einer Quelle zu erfrischen. Mit diesem fing sie zu reden an, verdung sich bei ihm als Diener und bestieg das Schiff, wo sie sich Sicurano aus Finale nennen ließ. Der Edelmann versah sie nun mit

besseren Kleidern; sie aber wußte ihm in Allem so gut aufzuwarten, daß der neue Diener ihm über die Masken lieb ward.

Nicht lange darauf schiffte der Spanier mit einer Waarenladung nach Alexandrien und nahm unter Andern auch mehrere seltene Falken mit, die er dem Sultan zum Geschenk machte. Darauf lud ihn der Sultan einige Male zu Tische und wurde, weil Sicurano immer mitbediente, auf dessen geschicktes Benehmen dabei aufmerksam und fand daran solchen Gefallen, daß er ihn von dem Spanier forderte, was denn dieser, so leid es ihm that, nicht abschlagen konnte. Sicurano gewann in Kurzem durch sein gutes Betragen die Gunst und Liebe des Sultans nicht minder, als er die des Spaniers früher besessen.

Da geschah es denn im Verlaufe der Zeit, daß ein großer Zusammenfluß von christlichen und saracensischen Kaufleuten stattfinden sollte, der zu einer bestimmten Jahreszeit wie eine Art Messe in Acre gehalten wurde. Zu diesem Markte pflegte der Sultan, unter dessen Hoheit Acre lag, außer mehreren andern Beamten, zur Sicherheit der Kaufleute und ihrer Waaren jedes Mal einen seiner Großen und eine Anzahl Bewaffneter zu senden. Als nun dies Mal die Zeit herankam, beschloß er den Sicurano, der bereits der Sprache vollkommen mächtig geworden war, zu diesem Geschäfte zu bestimmen, und wirklich führte er diesen Vorsatz aus. So wurde denn Sicurano Befehlshaber von Acre und der vom Sultan zum Schutze der Kaufleute und ihrer Waaren dorthin gesandten Wache; und während er sein Amt auf das beste und sorgfältigste versah und zu dem Ende achtsam umherging, traf er auf viele Kaufleute aus Sizilien, Pisa, Genua, Venetien und aus andern Gegenden Italiens, und ließ sich in der Erinnerung an sein Vaterland gern mit ihnen in trauliche Gespräche ein.

Da traf es sich unter Andern ein Mal, daß er in einem Kaufhause der Venetianer, wo er einen Augenblick

eintraf, neben mancherlei anderm Schmucke eine Tasche und einen Gürtel gewahr ward, die er schnell und voller Verwunderung als die seinigen wiedererkannte. Doch verbarg er sein Erstaunen und fragte freundlich, wem sie gehörten, und ob sie zu verkaufen wären. Ambrogiuolo von Piacenza nämlich war auf einem venetianer Schiffe mit vielen Waaren zu dieser Messe gekommen und trat jetzt, als er den Befehlshaber der Wache fragen hörte, wem jene Sachen gehörten, lächelnd vor und sagte: „Herr, die Dinger gehören mir und sind nicht zum Verkauf. Findet Ihr aber Gefallen daran, so mache ich sie Euch gerne zum Geschenk.“ Wie Sicurano ihn lächeln sah, fürchtete er schon, Jener möchte seine Lüge wiedererkannt haben; doch hielt er sein Gesicht vollkommen in seiner Gewalt und sagte: „Du lachst wol, daß ein Kriegsmann, wie ich, nach solchem Weiberzeuge fragt?“ „Herr,“ entgegnete Ambrogiuolo, „ich lache nicht darüber, sondern nur über die Art, wie ich zu den Sachen gekommen bin.“ Darauf sagte Sicurano: „Nun, beim Himmel, wenn nichts Unziemliches dabei ist, so möchte ich doch, Du erzähltest uns die Geschichte.“ „Herr,“ sagte Jener, „die Dinger, die Ihr da seht, und noch ein paar andere schenkte mir ein Mal eine genueser Dame, Frau Ginevra genannt, die Frau des Bernabd Lomellino, weil ich eine Nacht bei ihr geschlafen, und bat mich, sie ihr zu Liebe zu behalten. Nun mußte ich aber lachen, weil ich an Bernabd's Albernhheit dachte, der dummm genug war, fünftausend Goldgulden gegen tausend zu sezen, daß ich von seiner Frau meinen Willen nicht erlangen würde. Sie gewährte mir aber Alles, und ich gewann diese Wette, und Bernabd, der lieber sich für seine Dummheit, als die Frau dafür hätte bestrafen sollen, daß sie gethan, was alle Weiber thun, reiste von Paris nach Genua zurück und hat sie, wie ich späterhin vernommen, umbringen lassen.“

Wie Sicurano dies vernommen, erkannte er alsbald den Grund von Bernabd's Zornen gegen sie, und daß

Ambrogiuolo die einzige Ursache aller ihrer Leiden sei, und dachte darauf, diesem seinen Betrug nicht ungestraft durchgehen zu lassen. Deshalb stellte sich denn Sicurano, als ob jene Geschichte ihm vielen Spaß gemacht, und wußte mit Ambrogiuolo in Kurzem so vertraulich zu werden, daß dieser am Ende der Messe ihn mit Sack und Pack zu seinem Bergnügen nach Alexandrien begleitete. Hier richtete ihm Sicurano ein Kaufhaus ein und vertraute ihm von seinem eignen Gelde bedeutende Summen an, sodaß Ambrogiuolo in Folge des großen Nutzens, der ihm aus seinem Aufenthalte erwuchs, gern in Alexandrien verweilte.

Sicurano, der in alle dem nichts Anders vor Augen hatte, als Bernabd von ihrer Unschuld überzeugen zu können, ließ nicht eher nach, als bis sie ihn durch Vermittelung einiger angesehenen genuesischen Kaufleute, die in Alexandrien wohnten, unter allerhand Vorwänden bewogen hatte, dorthin zu kommen. Da Bernabd in ziemlich ärmlichen Umständen anlangte, ließ Sicurano ihn, bis ihm die Zeit zur Ausführung seiner Pläne gelegen dünken würde, von einem seiner Freunde in der Stille beherbergen. Inzwischen hatte Sicurano den Ambrogiuolo schon veranlaßt, seine Geschichte vor dem Sultan zu erzählen und diesen angenehm dadurch unterhalten.

Wie nun aber Bernabd angelangt war, meinte er, seine Unternehmung nicht weiter aufschieben zu dürfen, und nahm die gelegene Zeit wahr, um vom Sultan die Erlaubniß zu erhalten, Ambrogiuolo und Bernabd vor ihn führen zu dürfen, damit in Gegenwart des Legtern Ambrogiuolo, wo nicht in Güte, mit Gewalt genöthigt würde, zu bekennen, wie es sich in Wahrheit mit Dem verhalten habe, dessen er sich in Betreff der Frau Bernabd's rühmte. Wie nun Ambrogiuolo und Bernabd gekommen waren, befahl der Sultan in Gegenwart vieler dem ersten mit ungärdigem Gesichte, der Wahrheit gemäß zu gestehen, wie er von Bernabd die fünftausend Goldgulden gewonnen habe. Ambrogiuolo sah den Sicurano, auf

dem er am meisten Zutrauen septe, gegenwärtig; doch auch dieser drohete ihm mit noch weit zornigerer Miene die größten Martern an, wenn er die Wahrheit nicht gestände. So sah sich denn Ambrogiuolo, von der einen wie von der andern Seite verschüchtert, ja mit Zwang bedroht, in Bernabd's und vieler Andern Gegenwart genöthigt, den ganzen Hergang der Sache klar und einfach zu erzählen. Ambrogiuolo meinte dadurch höchstens zur Erstattung der fünftausend Gulden und der genommenen Sachen verpflichtet zu werden; Sicurano aber wandte sich als ein vom Sultan berufener Richter sogleich zu Bernabd und sagte: „Was thatest denn Du Deiner Frau in Folge dieser Lüge?“ Bernabd erwiderte: „Vom Zorne über das verlorene Geld und von Scham über die Schande bewältigt, die meine Frau mir, wie ich glauben mußte, angethan, ließ ich sie durch einen meiner Diener tödten, und, wie dieser mir berichtet, ward ihr Leichnam von vielen Wölfen zerrissen.“

Alle diese Verhandlungen wurden in Gegenwart des Sultans gepflogen und vollkommen von ihm verstanden, ohne daß er darum gewußt hätte, zu welchem Ende Sicurano dies Alles veranstaltet habe. Darauf sprach indes der Letzte folgendermaßen: „Mein Gebieter, Ihr seht nun wol klar genug ein, was für eines Liebhabers und was für eines Mannes die gute Frau sich zu rühmen gehabt. Der Liebhaber bringt zu gleicher Zeit sie durch die schmähslichsten Lügen um ihre Ehre und stützt ihren Mann ins Unglück, und der Mann misst den fremden Unwahrheiten größeren Glauben bei, als der Wahrheit, die er durch lange Erfahrung selber zu erkennen Gelegenheit gehabt, und läßt sie tödten und von Wölfen verzehren. Und noch überdies ist die Liebe, die Liebhaber und Ehemann für sie empfinden, so groß, daß Beide lange Zeit mit ihr zusammenleben, ohne sie wiederzuerkennen. Wollt Ihr aber, der Ihr nun deutlich erkennet, welche Strafe jeder von Beiden verdient, mir zur besondern Gnade gewähren, daß

der Betrüger bestrafe, dem Betrogenen aber verziehen werde, so will ich die arme Frau selber vor Eure und vor Jener Augen führen."

Der Sultan, der in dieser Angelegenheit allein dem Sicurano gefällig zu sein wünschte, erklärte sich damit zufrieden und sagte, Jener möge die Frau nur kommen lassen. Bernabò wunderte sich über diese Reden nicht wenig, da er seine Frau mit Gewissheit tott glaubte. Ambrogiuolo ahnte zwar schon sein Unglück und fürchtete Schlimmeres, als die Erstattung des Geldes; auch wußte er nicht, was er von dem Erscheinen der Frau hoffen oder fürchten sollte; doch waltete auch bei ihm Neugierde und Verwunderung in Betreff ihrer Ankunft vor.

Wie nun der Sultan dem Sicurano seine Bitten gewährt, warf dieser sich weinend vor ihm auf die Kniee und veränderte in dem Augenblick, wo sie für keinen Mann mehr gelten wollte, die bisher männliche Stimme und sagte: „Mein Gebieter, ich bin die elende, unglückliche Ginevra und bin nun schon sechs Jahre lang in männlicher Kleidung durch die Welt umhergeirrt, seit dieser Verräther Ambrogiuolo mich fälschlich, aber nur allzufühlbar beschimpft, und seit mein grausamer und ungerechter Mann hier mich von einem seiner Diener hat umbringen und den Wölfen vorwerfen lassen wollen.“ Bei diesen Worten zerriß sie ihre Kleider, zeigte ihren Busen und bewies dadurch dem Sultan und allen Andern, die gegenwärtig waren, daß sie ein Weib sei. Dann aber wandte sie sich gegen Ambrogiuolo und fragte ihn im höchsten Zorn, wann er jemals, wie er sich gerühmt, bei ihr geschlafen habe. Ambrogiuolo erkannte sie wohl und fühlte sich so beschämmt, daß er schwieg, nicht anders, als wäre er stumm geworden. Der Sultan, der sie immer für einen Mann gehalten, geriet bei diesen Worten und diesem Anblick in solches Erstaunen, daß er mehrmals, was er sah und was er hörte, nicht für wahr, sondern für einen Traum halten wollte. Endlich aber legte sich sein Staunen; er er-

kannte die Wahrheit und überhäufte die Lebensweise, die Standhaftigkeit, die guten Sitten und die Tugenden Ginevra's, die bis dahin Sicurano genannt worden war, mit den höchsten Lobprüchen. Dann ließ er ihr anständige, weibliche Kleidungsstücke bringen, versah sie, nach ihrer Bitte, mit Frauen, die ihr Gesellschaft leisteten, und schenkte dem Bernabd sein verwirktes Leben. Dieser aber hatte sie kaum erkannt, als er sich weinend zu ihren Füßen warf und sie um Verzeihung bat, die sie ihm denn auch, so wenig er sie verdient hatte, freundlich gewährte, ihn aufzustehen hieß und zärtlich ihn als ihren Gemahl umarmte.

Darauf befahl der Sultan sogleich, daß Ambrogiuolo an einen erhabenen Platz der Stadt geführt, dort in der Sonne nackend an einen Pfahl gebunden und mit Honig bestrichen werde, um nicht eher von dort wieder losgebunden zu werden, als bis seine Gebeine von selber aus den Banden fielen. Als dieser Befehl des Sultans vollzogen war, ließ er Alles, was bisher dem Ambrogiuolo gehörte, als ein Geschenk der Frau überantworten, und es fand sich, daß dieses nicht weniger als zehntausend Doublonen betrug. Dann ordnete er ein herrliches Fest an, bei welchem er den Bernabd als den Mann der Frau Ginevra, diese aber als ein Muster trefflicher Frauen ehrt und ihr an Schmuck, goldenen und silbernen Gefäßen und baarem Gelde mehr denn zehntausend Doublonen an Werth schenkte. Als das Fest ein Ende genommen, rüstete er ein Schiff aus und beurlaubte sie, nach Gefallen auf diesem nach Genua zurückzureisen. So kehrten sie denn reich und froh in ihre Heimat und wurden dort auf das ehrenvollste empfangen; besonders aber Frau Ginevra, die von Allen tott geglaubt worden war, und nun, so lange sie lebte, wegen ihrer Tugenden und ihres Verstandes allgemein gerühmt ward.

Ambrogiuolo war noch am selben Tage an den Pfahl gebunden und mit Honig bestrichen worden und hatte nicht

allein mit unsäglichen Schmerzen unter den Stichen der Fliegen, Wespen und Bremsen, deren sich in jenem Lande besonders viele finden, seinen Geist aufgeben müssen, sondern sein Leichnam ward auch bis auf die Knochen von ihnen verzehrt. So blieben die weißen Gebeine, von den Sehnen zusammengehalten, noch lange Zeit unangerührt dem Vorübergehenden ein Zeugniß von Ambrogiuolo's Bosheit, und so bewährte sich das Sprichwort: wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Zehnte Geschichte.

Paganino von Monaco raubt dem Herrn Ricciardo von Chinzica seine Frau. Dieser erfährt, wo sie sei, bestreutet sich mit Paganino und fordert sie von ihm wieder. Paganino verspricht sie ihm, wenn sie wieder zu ihm wolle. Sie hat aber keine Lust, zu ihm zurückzukehren, und wird nach Herrn Ricciardo's Tode Paganino's Frau.

Jeder von der werthen Gesellschaft rührmte die Geschichte, welche die Königin erzählt, als besonders schön; vor Allen aber Dioneus, dem für den heutigen Tag die Mühe des Erzählens allein noch oblag. So begann er denn nach einem ausführlichen Lobe seiner Vorgängerin also zu reden: „Schöne Damen, eine Stelle in der Geschichte der Königin hat mich veranlaßt, eine, die mir im Sinne lag, jetzt beiseite zu lassen und dafür eine andere zu erzählen. Ich meine nämlich die durch den glücklichen Ausgang nicht gemilderte Dummheit des Bernabb, daß er sich einreden konnte, wie manche Andere es mit ihm thun, während sie in der Welt herumreisen und sich bald mit dieser und bald mit jener die Zeit vertreiben, werden ihre

Frauen zu Hause die Hände in den Schoß legen; als ob wir, die wir unter den Frauen auf die Welt kommen und groß werden, nicht wüssten, wonach sie Verlangen tragen. So will ich Euch denn in meiner Geschichte zu gleicher Zeit die Thorheit solcher Leute und die noch größere einiger Andern bemerklich machen, die sich für vermögender halten, als die Natur selber, und mit fabelhaftem Geschwäche bewirken zu können glauben, was nicht in ihrer Macht liegt, und nach ihrer Constitution, die Anderen völlig widerstrebt, diese umformen wollen.

In Pisa nämlich lebte einmal ein Richter, der mehr mit Kenntnissen als mit körperlicher Kraft begabt war und Herr Ricciardo von Chinzica genannt ward. Dieser mochte sich wol einbilden, daß einer Frau dieselben Fähigkeiten genügen, die zum Lehramt erfordert werden, und suchte sich im Vertrauen auf seinen ansehnlichen Reichthum mit allem Eifer eine schöne und junge Frau; während er doch, wenn er sich selbst so gut zu berathen gewußt hätte, wie Fremde, das Eine sowol als das Andere sorgfältig hätte vermeiden sollen. Indes wurden seine Wünsche erfüllt. Herr Lotto Gualandi gab ihm eine seiner Töchter, Namens Bartolomea, eines der hübschesten und muntersten Mädchen in Pisa, zur Frau, wo doch die meisten so niedlich und so flink sind wie die Eidechsen. Der Richter holte sie mit den größten Festlichkeiten ein und feierte eine glänzende und prachtvolle Hochzeit. Auch saßte er in der Brautnacht ernstlich darauf an, die Ehe zu vollziehen; doch fehlte wenig daran, so wäre er wenn nicht matt, doch patt geworden, und am andern Morgen mußte er sich, mager und ausgedörrt und kraftlos wie er war, mit rothem Wein und stärkendem Gebäck und andern Aufregungsmitteln wieder einigermaßen ins Leben zurückrufen.

Durch diese nächtlichen Erfahrungen lernte der Herr Richter seine Kräfte richtiger anschlagen, als er es zuvor gethan, und er begann in Folge dessen, seiner Frau einen Kalender vorzutragen, der den Schulkindern wol gefallen

haben möchte und ursprünglich vielleicht in Ravenna gemacht sein möchte. Denn nach seinen Erklärungen gab es keinen Tag, an dem nicht mehrere Feste zusammen, geschweige denn eines, getroffen hätten, denen zu Ehren man, wie der Mann der Frau auseinandersetzte, aus mancherlei triftigen Gründen sich dergleichen fleischlicher Vermischungen enthalten müste. Zu diesen Festen kamen noch die Quatember, die heiligen Abende der Apostel- und tausend anderer Heiligen Tage, die Freitage und die Sonnabende, der Sonntag, als Tag des Herrn, die ganze Fastenzeit, gewisse Mondphasen und eine Menge anderer Ausnahmen, für welche alle er im Wette seiner Frau gleiche Ferien in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte, als er sich deren in den Prozessen, die er führte, manchmal bediente. Auf diese Weise fuhr er zum großen Verdrusse seiner Frau, an die es solcher Gestalt kaum ein Mal im Monate kam, lange Zeit fort, und hatte dabei immer sorgfältig darauf Acht, daß nicht etwa ein Anderer sie mit den Werktagen bekannt machen möge, wie er ihr die Festtage gelehrt hatte.

Da kam einmal zur Zeit der großen Hitze dem Herrn Ricciardo die Lust an, sich auf einem schönen Landgute, das ihm in der Nähe des Monte Nero gehörte, zu erhalten und während des Aufenthalts von einigen Tagen frische Luft zu schöpfen. Seine schöne Frau mußte ihn begleiten; und um sie in der Zeit, während sie dort verweilten, einigermaßen zu unterhalten, ließ er eines Tages eine Fischerei anstellen. Auf dem einen Kahn fuhr er mit den Fischern, auf dem andern sie mit mehreren Frauen; so sahen sie dem Fischfang zu, und das Wohlgefallen an diesem Schauspiele lockte sie, ohne daß sie es gewahr wurden, mehrere Meilen in das Meer hinaus. Während sie aber noch auf die Fische achteten, näherte sich ihnen plötzlich eine Galeere des Paganino vom Meere, der damals ein berühmter Seeräuber war. Wie dieser die Kahn bemerkte, machte er Jagd auf sie, und sie konnten nicht

schnell genug entfliehen, daß Paganino nicht den Kahn erreicht hätte, auf dem die Frauen sich befanden. Hier fiel sein Blick sogleich auf die schöne Dame, und, ohne irgend etwas Anderes zu begehrten, nahm er sie, unter Herrn Ricciardo's Augen, der bereits gelandet war, auf seine Galeere und fuhr davon.

Ob der Herr Richter, der so eifersüchtig war, daß er sich vor jeder Lust fürchtete, über diesen Anblick betrübt war, brauche ich Euch nicht erst zu sagen. Er beklagte sich in und außerhalb Pisa über die Ruchlosigkeit der Seeräuber und wußte darum doch nicht, wem seine Frau in die Hände gefallen, oder wohin sie gebracht worden sei. Paganino aber fand an der Schönheit der jungen Frau Gefallen und schätzte sich glücklich, sie gewonnen zu haben. Da er selber unbeweibt war, nahm er sich vor, sie für immer bei sich zu behalten, und tröstete sie auf das freundlichste, da er sie heftig weinen sah. Wie nun die Nacht kam, segte er, der keinen Kalender bei sich führte und alle Fest- und Faststage längst vergessen hatte, seinen Trost, da ihm die Worte den Tag über wenig gefruchtet, durch Thaten nachdrücklicher fort, und er wußte sie solchergestalt zu beruhigen, daß, bevor sie noch in Monaco anlangten, der Richter und seine Gesetze dem Gedächtniß der guten Frau völlig entfallen waren, sie dagegen mit Paganino bereits das fröhlichste Leben von der Welt angefangen hatte. In Monaco gewährte ihr der lezte, außer dem Vergnügen, das er ihr Tag und Nacht bereitete, noch die ehrenvollste Behandlung, wie, wenn sie seine rechtmäßige Gemahlin wäre.

Inzwischen war nach dem Verlaufe einiger Zeit dem Herrn Ricciardo zu Ohren gekommen, wo seine Frau sich befindet, und er entschloß sich, in der Meinung, daß kein Anderer alles Erforderliche zu thun im Stande sein würde, selber ihr nachzureisen, und war bereit, jede Summe, die für ihre Auslösung verlangt werden sollte, willig zu bezahlen. Darauf begab er sich zu Schiffen und fuhr nach

Monaco, wo er bald die Frau zu sehen bekam. Aber auch sie hatte ihn bemerkt; sagte es noch am selben Abend dem Paganino und kündigte diesem im Voraus ihren Entschluß an.

Am andern Morgen begegnete Herr Ricciardo dem Paganino, machte sich an ihn und bewarb sich eifrig um dessen Vertraulichkeit und Freundschaft; Paganino aber stellte sich, als kenne er ihn nicht, und war dabei voller Neugierde, wo das hinauslaufen wolle.

Ricciardo nahm eine Zeit wahr, die er für gelegen hielt, und entdeckte dem Paganino in so wohlgesetzten und freundlichen Worten, als er zu finden wußte, den Grund seiner Reise und bat ihn inständigst, gegen beliebigen Erfolg, ihm die Frau wiederzugeben. Paganino erwiederte darauf ganz freundlich: „Herr, zunächst seid mir willkommen. Was das Andere betrifft, so antworte ich Euch mit kurzen Worten. Allerdings habe ich eine junge Frau im Hause, von der ich nicht weiß, ob sie Euer, oder eines Andern Frau ist, denn Euch kenne ich überall nicht, sie aber erst seit der kurzen Zeit, daß sie mit mir zusammenwohnt. Seid Ihr nun ihr Mann, so will ich Euch, als einen artigen und wackeren Mann, wofür ich Euch halte, zu ihr führen und zweifle nicht daran, daß sie Euch erkennen wird. Sagt sie dann Dasselbe, was Ihr mir jetzt gesagt, und will sie mit Euch heimkehren, so bin ich, Eurer Artigkeit wegen, zufrieden, daß Ihr mir als Lösegeld für sie gebet, was Ihr selber für recht halten werdet. Sollte Dem aber nicht so sein, so wäre es unziemlich von Euch, wenn Ihr sie mir entreißen wolltet; denn ich bin noch ein junger Mann und kann mir so gut als ein Anderer ein Frauenzimmer halten, vor Allen aber eben diese, die die liebenswürdigste unter Allen ist, die ich je gesehen habe.“ Darauf sagte Herr Ricciardo: „Wahrhaftig, sie ist meine Frau, und wenn Du mich nur zu ihr führst, so wirst Du schon sehen, wie sie mir gleich um den Hals

fallen wird. Drum verlange ich's auch nicht anders, als wie Du selber gesagt hast." „Gut," entgegnete Paganino, „so wollen wir gehn."

Darauf gingen sie miteinander nach Paganino's Wohnung, und, wie sie in einen Saal eingetreten, ließ Paganino die Frau herbeirufen. Sie kam alsbald angekleidet und geschmückt aus einem anstoßenden Zimmer in den Saal, wo die beiden Männer sich befanden; doch sagte sie zu Herrn Ricciardo weiter nichts, als was sie zu jedem andern Fremden, der mit Paganino zu Hause gekommen wäre, gesagt haben würde. Darüber konnte sich denn der Richter, der geglaubt hatte, sie werde ihn mit der größten Freude empfangen, gar nicht genug wundern und er sprach zu sich selber: „Leicht möglich, daß die Trauer und der lange Gram, die sich meiner bemächtigt, seit ich sie verloren, mich so entstellt haben, daß sie mich nicht mehr wiederkennt." Demzufolge sagte er: „Frau, wohl kommt mir der Fischfang, zu dem ich Dich geführt, theuer zu stehen; denn nie empfand ich größeren Schmerz, als den ich erdulden muß, seitdem ich Dich verloren. Du aber scheinst mich nicht zu erkennen, so fremde redest Du mit mir. Siehst Du denn nicht, daß ich Dein Herr, Ricciardo, bin, hergekommen, um dem Edelmann, in dessen Hause wir uns befinden, was er nur verlangt zu bezahlen, allein um Dich wieder zu haben und mit mir zu führen? Er aber gibt Dich mir, dank sei es seiner Güte, für Das, was ich selber bestimmen werde." Bei diesen Worten wandte sich die Dame zu dem Richter, lächelte fast unmerklich und sagte: „Herr, redet Ihr mit mir? Ihr mögt mich wol mit einer Andern verwechseln; denn, so viel mir bewußt ist, erinnere ich mich nicht, Euch jemals gesehen zu haben." Darauf sagte Herr Ricciardo: „Bedenke, was Du sprichst, und betrachte mich genau. Wenn Du Dich nur besinnen willst, mußt Du ja sehn, daß ich Dein Ricciardo von Chinzica

bin.“ Die Dame erwiderte: „Verzeiht mir, Herr; Euch so genau zu betrachten, möchte sich vielleicht nicht so für mich schicken, als Ihr zu glauben scheint; dennoch habe ich Euch hinlänglich betrachtet, um zu wissen, daß ich Euch nie zuvor gesehen.“

Nun glaubte Herr Ricciardo, sie wolle nur aus Furcht vor Paganino in dessen Gegenwart nicht gestehen, daß sie ihn kenne, und deshalb bat er nach einiger Zeit Paganino um die Erlaubniß, allein in einem Zimmer mit ihr reden zu dürfen. Paganino erklärte sich auch damit, unter der einzigen Bedingung, zufrieden, daß Ricciardo sie nicht wider ihren Willen solle küssen dürfen; der Frau aber befahl er, mit jenem in ein besonderes Zimmer zu gehn, anzuhören, was er ihr zu sagen hätte, und ihm dann ganz nach ihrem Gefallen zu antworten.

So gingen denn die Dame und Herr Ricciardo allein in das Zimmer, und, als sie sich zusammengesetzt, begann Herr Ricciardo also zu reden: „Ach, mein süßestes Herz, geliebteste Seele, meine einzige Hoffnung, kennst Du denn Deinen Ricciardo, der Dich lieber hat, als sein Leben, gar nicht wieder? Wie ist denn das möglich? Habe ich mich denn so sehr verändert? Schönstes Licht meiner Augen, schau mich doch nur ein wenig an.“

Darüber fing die Dame zu lachen an und sagte, ohne ihn weiter reden zu lassen: „Ihr könnet doch wol wissen, daß ich kein so schwaches Gedächtniß habe, um Euch nicht als Herrn Ricciardo Chinzica, meinen Ehemann, zu erkennen. So lange ich aber bei Euch war, habt Ihr mich schlecht erkannt. Denn wenn Ihr so verständig waret, oder noch seid, als Ihr dafür gelten wollt, so müßtet Ihr Einsicht genug haben, um zu sehen, daß ich jung, frisch und kräftig bin, und müßtet Euch selber sagen, was junge Frauen, wenn sie es gleich aus Schamhaftigkeit nicht gestehen wollen, außer dem Anzuge und dem Essen noch bedürfen. Wie wenig Ihr das aber gethan habt,

das wißt Ihr selbst. Wenn Euch die Rechtswissenschaft mehr Vergnügen mache, als Eure Frau, so brauchtet Ihr ja keine zu nehmen. Mir seid Ihr aber nie wie ein Richter, sondern wie ein Kalendermacher vorgekommen, so gut wußtet Ihr alle Heiligen-Tage, Feste, Fasten und Vigiliien. Das kann ich Euch sagen, daß, wenn Ihr die Arbeiter, die Eure Felder bestellen, so viele Feste hättet halten lassen, als der Eine gehalten hat, der mein Gärtnchen bearbeiten sollte, so hättet Ihr nie ein Körnchen Getreide eingeerntet. Nun bin ich auf diesen Mann getroffen, den mir Gott aus Mitleiden mit meiner Jugend zugeführt. Mit ihm bewohne ich dieses Zimmer, in dem man von solchen Festen, wie Ihr, der Ihr besser Gott zu dienen wißt, als den Frauen, deren unzählige feiertet, nicht das Mindeste weiß, und über dessen Schwellen weder Sonnabend noch Freitag noch heiliger Abend, noch Quatember, noch die schrecklich langen Fasten kommen. Hier wird den ganzen Tag gearbeitet und Wolle gezaust, und wie viel wir heute Morgen schon vor uns gebracht, seit es in die Frühmesse läutete, davon könnte ich mitreden. Darum will ich auch bei Paganino bleiben und mit ihm arbeiten, weil ich jung bin. Feste, Ablässe und Fasten hebe ich mir für mein Alter auf. Euch aber rathe ich, sobald Ihr nur könnt, mit Gott nach Hause zu reisen und ohne mich so viel Feste zu feiern, als Euch nur belieben wird."

Diese Rede betrübte Herrn Ricciardo unsäglich und wie er sah, daß seine Frau ausgeredet, erwiderte er: „Ach, geliebtes Leben, was für Worte habe ich von Dir hören müssen! So hast Du denn gar keine Rücksicht auf die Ehre Deiner Eltern und auf Deine eigene! So willst Du denn lieber eine Todsünde begehn und mit dem Menschen hier gleich einer Hure leben, als in Pisa meine Frau sein! Wenn der Dich einmal satt haben wird, so wird er Dir zu Deiner größten Schande die Thür weisen. Ich aber werde Dich immerdar lieb haben und immer wißt

Du, selbst wider meinen Willen, die Gebieterin meines Hauses sein. Solltest Du denn wirklich um eines so unmäßigen und unziemlichen Verlangens wegen Deine Ehre und mich, der ich Dich mehr als mein Leben liebe, zugleich von Dir stoßen wollen? Trost meines Lebens, ich beschwore Dich, sprich nicht mehr davon und komm mit mir nach Hause. Da ich Deine Wünsche jetzt kenne, will ich mich ja von nun an recht anstrengen. Drum, mein süßestes Herz, ändere Deinen Entschluß und komm mit mir; seit Du mir geraubt bist, habe ich ja keinen frohen Augenblick gehabt."

Darauf antwortete die Dame: „Um meine Ehre soll sich nur, nun es zu spät ist, Niemand mehr kümmern, als ich es selber thue. Hätten meine Eltern sie lieber im Auge gehabt, als sie mich Euch gegeben! Da sie sich aber damals nicht um meine Ehre gekümmert haben, so denke ich's jetzt auch nicht um ihre zu thun. Begehe ich, wie Ihr sagt, jetzt eine todte Sünde, so werde ich schon ein Mal lebendige begehn. Das überlasse nur mir. Das will ich Euch aber sagen, hier komme ich mir vor, wie Paganino's Frau, während ich in Pisa glauben mußte, Eure Hure zu sein, wenn ich sah, wie unsere Planeten nur nach Mondstellungen und geometrischen Berechnungen zusammenzubringen waren. Paganino, der hat mich hier die ganze Nacht im Arme und drückt und beißt mich, und wie er mich zurichtet, das läßt Euch vom lieben Gott erzählen. Ihr sagt, Ihr wollt Euch anstrengen. Zu was denn? Wollt Ihr ihn mit Schlägen auf die Beine bringen, um in drei Zügen matt zu sein? Ihr seid ja ordentlich zu Kräften gekommen, weil Ihr mich die Zeit über nicht gesehn. Geht, geht und strengt Euch an, am Leben zu bleiben. Ich glaube wahrhaftig, Ihr wohnt in dieser Welt nur zur Miethe, so hüsterlich und gottesdämmerlich seht Ihr ja aus. Ich will Euch noch mehr sagen; wenn der mich ein Mal gehen läßt, wozu er, so lange, als ich nur bei ihm bleiben will, noch keine Lust

zu haben scheint, so komme ich darum doch nicht zu Euch, aus dem man mit allem Drücken keine Tasse voll Brühe raus bringen könnte. Zu meinem großen Leid und Unglück bin ich ein Mal bei Euch gewesen, und werde mir in dem Falle schon anderswo mein Unterkommen suchen. Denn ich wiederhole es Euch, hier haben wir keine Vigilien und darum will ich hier bleiben. Nun macht aber, und geht mit Gott, wo nicht, so fange ich an zu schreien, Ihr wolltet mich nothzüchtigen."

Aus dieser Rede erkannte Herr Ricciardo wohl, daß keine Hoffnung für ihn sei, und er sah nun endlich ein, wie thöricht er gehandelt, bei seiner Kraftlosigkeit eine junge Frau zu nehmen. So ging er denn traurig und betrübt aus jenem Zimmer, gab dem Paganino noch manche gute Worte, die aber zu Nichts führten, und kehrte endlich ohne die Frau und ohne einen Erfolg seiner Reise nach Pisa zurück. Hier verfiel er vor Betrübniß in solche Thorheit, daß er einem Jeden, der ihn auf den Straßen von Pisa grüßte, oder ihn sonst nach etwas fragte, nichts Anderes antwortete, als: „das arge Ding will keine Feste.“

Es dauerte nicht lange, so starb der Richter; wie Paganino das erfuhr, nahm er die Frau, deren Liebe ihm hinlänglich bekannt war, zu seiner rechtmäßigen Gemahlin und sie arbeiteten beide, ohne sich um Feste, Vigilien oder Fasten zu bekümmern, so lange die Beine sie tragen wollten und machten sich vergnügte Tage. Aus diesem Grunde, Ihr lieben Damen, bin ich denn auch der Meinung, daß Herr Bernabò in seinem Streite mit Ambrogiuolo die Ziege gegen den Absturz ritt.“

Die Erzählung hatte der ganzen Gesellschaft was zu lachen gegeben, so daß keiner war, dem die Kinnladen nicht davon weh gethan hätten. Auch gaben die Damen nun einstimmig dem Dioneus recht und sagten, Bernabò sei ein Thor gewesen. Als aber die Geschichte geendet war und das Gelächter nachgelassen hatte, nahm die Königin, die gewahrt wurde, daß, weil es schon spät war und Alle ihre Geschichten bereits erzählt hatten, nach der bisherigen Ordnung das Ende ihres Regiments gekommen sei, sich den Kranz vom Kopf, setzte ihn auf Neiphilens Haupt und sagte mit freundlichem Gesichte: „Nun, liebe Freundin, sei die Regierung dieses kleinen Volkes in Deinen Händen,” und damit setzte sie sich nieder. Neophile aber erhöhte ob der empfangenen Würde ein wenig und ihr Gesicht färbte sich, wie beim anbrechenden Tage eine frische Rose im April oder Mai anzusehn ist. Dabei schlug sie die klaren Augen, die gleich einem Morgensterne glänzten, läse niedar. Als aber das freudige Gemurmel, mit dem die Umstehenden ihre Zuneigung für die Königin mit Unstand bezeugten, sich gelegt und die Königin selber sich ein wenig gesammelt hatte, setzte sie sich etwas höher, als sie bisher gethan, und begann also zu sprechen: „Da ich denn nun Eure Königin bin, so will ich, der Weise getreu, die meine Vorgängerinnen beobachtet und die Ihr stillschweigend gebilligt habt, Euch meine Gedanken in wenig Worten mittheilen, damit wir sie, wenn Ihr anders zu dem Gleichen rathet, gemeinschaftlich ausführen. Wie Ihr wißt, ist morgen Freitag und am darauf folgenden Tage Sonnabend; beides Tage, die wegen der Speisen, die an ihnen genossen werden, den meisten Leuten nicht behagen. Ueberdies sind wir dem Freitage, als dem Tage, an welchem Der gelitten hat, der für unser Leben gestorben ist, besondere Verehrung schuldig; und so würde ich es denn recht und ziemlich finden, wenn wir uns lieber mit Gedanken an Gott und mit Gebet, als mit lustigen Geschichten beschäftigten. Am darauf folgen-

den Sonnabend pflegen wir Frauen uns den Kopf zu reinigen, um ihn von dem Staube und Schmutze zu befreien, die bei den Geschäften der vorhergehenden Woche sich auf ihm angesammelt haben sollten. Auch pflegen gar Wiele an demselben Tage aus Ehrfurcht vor der jüngfräulichen Mutter des Sohnes Gottes zu fasten und dem folgenden Sonntage zu Ehren, sich die ganze Zeit über jeglicher Arbeit zu enthalten. Da wir also an diesem Tage unsere sonstige Lebensweise gleichfalls nicht werden beobachten können, halte ich es für gut, daß wir auch mit unsren Erzählungen feiern. Dann sind wir aber schon vier Tage lang an diesem Orte gewesen; wollen wir mit hin vermeiden, daß keine neuen Gäste uns beunruhigen, so erachte ich es für zweckmäßig, daß wir unsren Aufenthalt wechseln und anderswohin ziehn, wie ich denn schon für einen solchen Ort bedacht gewesen bin und gesorgt habe. Wenn wir dort am Sonntage nach dem Mittagschlaf versammelt sein werden, habt Ihr theils zum Nachdenken hinlängliche Zeit gehabt, theils aber wird es nach dem weiten Spielraume, der uns heute für unsere Erzählungen gestattet war, zweckmäßig sein, die Freiheit in der Wahl der Geschichten ein wenig zu beschränken und über eine der mancherlei Thätigkeiten des Schicksals besonders zu reden. Und so denke ich, daß wir uns die Schicksale Derjenigen zur Aufgabe nehmen, die durch Scharffinn erwarben, was sie sehr verlangten, oder Verlorenes wieder gewannen. Hierüber mag dann ein Feder, beim Vorrecht des Dioneus unbeschadet, eine Geschichte vortragen, die der Gesellschaft nützlich oder wenigstens ergötzlich sein kann."

Alle lobten die Rede und den Vorschlag der Königin und es wurde festgesetzt, den letzten in Allem zu befolgen. Darauf ließ die Königin ihren Seneschall rufen und gab ihm genau an, wo er am Abend die Tafeln decken und was er sonst während der Zeit ihrer Regierung thun solle. Dann erhob sie sich nebst der ganzen Gesellschaft und be-

urlaubte Jeden, seinem Vergnügen nachzugehn. Damen und Männer schlügen den Weg nach einem kleinen Garten ein und aßen, nachdem sie sich dort eine Weile ergodt, wie die Tischzeit gekommen war, froh und vergnügt zu Abend. Dann erhoben sie sich, und Emilie führte, auf den Wunsch der Königin, einen Tanz auf, zu dem Pampinea folgendes Lied sang und die Uebrigen im Chore einsielen:

Welch Mädchen sänge wol, wollt' ich nicht singen,
 Der alle Wünsche nur Befried'gung bringen?
 So komm denn, Amor, Ursach meiner Freuden,
 Jeglicher Hoffnung, jeglicher Gewährung;
 Laß singen uns zusammen,
 Nicht von den Seufzern noch den bittern Leiden,
 Die ich empfind' als deiner Lust Vermehrung;
 Nein, von den hellen Flammen,
 Aus deren Gluth mir Fest und Freude stammen,
 Weil meine Huldigungen zu dir dringen.
 Du führtest, Amor, mir zur ersten Stunde,
 Als ich von deinem Flammenkelche schlürste,
 So holden Mann entgegen,
 Daß sich an Schönheit, Muth und tiefer Kunde
 Wel Keiner ihm vergleichbar ständen dürfte,
 Geschweig', ihm überlegen.
 In ihn entbrannt' ich so, daß seinetwegen
 Froh mein' und deine Lieder rings erklingen.
 Doch ist die höchste aller meiner Bonnen,
 Daß Amor seine Liebe mir beschieden,
 Wie ich nur ihm mich wehe.
 So hab' ich denn hienieden schon gewonnen,
 Was ich gewünscht, und hoffe dort auf Frieden,
 Und daß, um meiner Treue
 Zu lohnen, Gott von Strafen uns befreie,
 Wenn wir empor zu seinem Reich uns schwingen.

Nach diesem Liede wurden noch mehrere andere gesungen, mancherlei Tänze wurden aufgeführt und verschiedene Instrumente gespielt. Als aber die Königin meinte, daß es Zeit sei, sich schlafen zu legen, ging ein Jedes mit vorgetragenen Fackeln auf sein Zimmer. Die beiden folgenden Tage blieben den Beschäftigungen gewidmet, welche die Königin vorher erwähnt, und Alle erwarteten verlängend den Sonntag.

Es schließt des Dekameron zweiter Tag und es beginnt

der dritte,

an welchem unter Neiphilen's Regiment von Denen gehandelt wird, die durch Scharffinn erwarben, was sie sehr verlangten, oder Verlorenes wieder gewannen.

Schon begann Aurora beim Herannahen der Sonne ihre Röthe mit glühendem Golde zu wechseln, als am Sonntag die Königin aufstand und ihre ganze Gesellschaft erwachte. Bereits hatte der Seneschall dienliche Sachen in Menge, und Leute, die geschickt waren, das Nöthige zu bereiten, um Vieles voraus an den bestimmten Ort gesandt, und nun, als er die Königin schon auf dem Wege sah, ließ er schnell alles Uebrige aufladen und eilte mit dem Gepäck und der bei Damen und Herren verbliebenen Dienerschaft weiter, gleich als wäre ein Lager an jener Stelle abgebrochen.

Die Königin also verfolgte langsamens Schrittes, im Geleit ihrer Gefährtinnen und der drei Jünglinge, nach der Musik, welche der Gesang von vielleicht zwanzig Nachti-gallen und andern Vögeln machte, einen wenig betretenen Fußsteig, der sie über grünende Wiesen und über Blumen führte, die bei der aufsteigenden Sonne alle ihre Kelche zu eröffnen begannen, gegen Westen; und noch waren sie schwägend, neckend und lachend nicht zweitausend Schritte gegangen, noch hatte die Sonne kaum eine Stunde lang geschienen, als die Königin sie schon zu einem schönen und reichen Palast geführt hatte, der ein wenig über die Ebene

erhaben auf einem kleinen Hügel stand. Als die Gesellschaft in ihn eingetreten war und überall in den sauberen und geschmückten Zimmern sich umgethan hatte, die mit Tedwedem, was zur Wohnlichkeit dient, reichlich versehen waren, lobten ihn Alle höchst und erachteten seinen Besitzer für beglückt und prachtliebend. Als sie dann niedergestiegen waren und den ausgedehnten und freundlichen Hof gesehen, die Keller voll trefflicher Weine und das Wasser, das in Ueberflüß hervorsprudelte, eis-falt gefunden hatten, stieg ihre Bewunderung noch um Wieles.

Hierauf erstiegen sie, der Ruhe gleichsam bedürftig, eine Terrasse, die den ganzen Hof beherrschte und mit Laubwerk und Blumen, wie die Jahreszeit sie bot, reichlich geschmückt war; und kaum hatten sie sich niedergelassen, so erschien der sorgsame Seneschall und erquickte sie mit dem feinsten Backwerk und trefflichem Weine. Dann ließen sie sich einen Garten eröffnen, traten in ihn, der rings mit einer Mauer umgeben war, ein, und da er ihnen gleich bei den ersten Schritten von wunderbarer Schönheit dünkte, fingen sie an, aufmerksamer seine Theile zu betrachten. Rings umher und auch mitten hindurch führten viele geräumige und schnurgerade Wege, die mit Laubengängen von Wein überwölbt, für dies Jahr Trauben in Menge zu bieten versprachen; denn unzählige Reben verbreiteten so starken Wohlgeruch durch den Garten hin, daß er im Verein mit viel anmutigen Düften unsere Gesellschaft glauben machte, sie befände sich in mitten aller Spezereien, die je im Orient wuchsen. Die Seiten jener Gänge waren mit Hecken von weißen und rothen Rosenbüschchen und von Jasmin fast ganz umschlossen, so daß man, nicht am Morgen nur, sondern auch, wenn die Sonne am höchsten stand, ohne von ihren Strahlen getroffen zu werden, dort unter wohlriechendem und gefälligem Schatten lustwandeln konnte. Allzulanger Erzählung bedürfte es, um zu berichten, was für Pflanzen, in wel-

cher Menge und wie vertheilt sie in diesem Garten sich vorsanden; gewiß aber gehürt keiner, die unser Klima verträgt, einiges Lob, die dort nicht im Ueberflusse zu finden gewesen wäre.

Gewiß nicht geringern, sondern noch viel höhern Beifall, als alles Uebrige verbiente es, daß sich in der Mitte dieses Gartens eine Wiese von ganz kurzem und so dunkelgrünem Grase befand, daß es beinahe schwarz zu sein schien. Laufenderlei bunte Blumen schoßen aus ihm hervor und rings umher standen grünende, kräftige Orangen- und Limonienbäume, die mit ihren reifen und grünen Früchten und mit ihren Blüthen, nicht dem Auge nur wohlthätigen Schatten boten, sondern auch durch ihren würzigen Duft den Geruchssinn erfreuten. In der Mitte dieses Rasenplatzes war ein Wasserbecken vom weisesten, wunderbar mit Bildhauer-Arbeiten gezierten Marmor. Aus ihm erhob sich auf einer Säule eine Gestalt, welche, ich weiß nicht ob einen natürlichen oder künstlichen Wasserstrahl, von solcher Mächtigkeit, daß ein geringerer eine Mühle zu treiben vermocht hätte, hoch gegen den Himmel empor sandte, worauf er dann nicht ohne ergößliches Platschen in den klaren Behälter zurückfiel. Dies Wasser, so viel nämlich, als überschüssend in dem Becken nicht mehr Raum fand, floß in verborgenen Rinnen unter dem Rasen hin und zog sich außen wieder hervortretend, in gar schönen und künstlich angelegten Gräben, rings um die Wiese her, worauf es dann fast nach jeder Richtung in ähnlichen Bächen den Garten durchfloss und endlich an einer Stelle wieder vereint, diese schönen Räume verließ, um sich kristallhell ins Thal zu ergießen, vorher aber, zu nicht geringem Vortheil des Besitzers, noch zwei Mühlen in Bewegung zu setzen.

Der Anblick dieses Gartens, seine schönen Anlagen, die Pflanzen und der Springbrunnen, mit den Bächen, die aus ihm abflossen, behagten jeder der Damen und den drei Jünglingen so sehr, daß Alle versicherten, wäre

es möglich, auf Erden das Paradies dargestellen, so wüssten sie nicht, wie man ihm eine andere, als die Gestalt dieses Gartens geben, und was für eine Schönheit man irgend den hier verwirklichten hinzufügen könnte.

Wie sie nun voller Freuden hier lustwandelten und beim Gesang der Vogel, der wol in zwanzigerlei Weisen, gleich einem Wettschreit der Einen mit den Andern, erscholl, aus verschiedenem Laubwerk sich die zierlichsten Kränze flochten, wurden sie einen ergötzlichen Vorzug dieses Gartens gewahr, den sie bisher, von den übrigen besangen, unbemerkt gelassen hatten. Sie fanden nämlich, es enthalte der Garten wol hundert verschiedene Thierarten, und wie erst Einer den Andern aufmerksam gemacht hatte, sahen sie hier Kaninchen hervorkommen, dort Hasen laufen, hier Rehe liegen und dort weidende junge Hirsche. Außerdem nahmen sie noch gar viele arglose Thiere wahr, die, wie zahm, sich umherlaufend erfreuten; und so fanden sie denn hieran zu dem schon bekannten noch ein neues und großeres Vergnügen. Aber als sie, bald das Eine und bald das Andere beschauend, zur Genüge lustwandelt waren, ließen sie, dem schönen Wasserbecken nahe, die Tafel decken und gingen, nachdem sie sechs Lieder gesungen und ein wenig getanzt hatten, wie es der Königin gefiel, zu Tische. Hier wurden sie mit großen, schönen und gemächlichen Zurüstungen bedient, wobei denn die guten und auserlesenen Gerichte sie nur noch mehr erheiterten, sodaß sie nach aufgehobener Tafel von Neuem mit Spiel, Gesang und Tanz so lange sich ergötzten, bis die Königin, wegen der wachsenden Hitze, erachtete, es sei Zeit, daß, wem es gefiele, zu ruhen gehe. Die Einen gingen; die Andern, hingerissen von der Schönheit des Ortes, zogen es vor, zu verweilen; wo dann Einige mit Romanelesen, Andere mit Schach- oder Brettspiel, die Zeit, während welcher Zene schliefen, sich vertrieben. Als aber in der vierten Nachmittagstunde aufgestanden ward und die Schläfer sich das Gesicht mit kaltem Wasser erfrischt

hatten, versammelten sich, nach dem Befehl der Königin, Alle bei dem Springbrunnen, und, nachdem sie hier in der gewohnten Weise sich niedergelassen hatten, erwarteten sie, wie es einen Jeden treffen würde, über den von der Königin aufgegebenen Gegenstand Geschichten zu erzählen. Der Erste, dem solcher Auftrag ertheilt ward, war Philostratus, und er begann folgendermaßen:

Erste Geschichte.

Masetto von Lamporechio stellt sich stumm und wird Gärtner in einem Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen um die Wette bei ihm schlafen.

„Schöne Damen, gar viele Leute gibt es, Männer, wie Weiber, die thöricht genug sind, sich fest überzeugt zu halten, sobald man einem Mädchen den weißen Schleier übergehängen und die schwarze Kutte angezogen habe, höre sie nicht minder auf, ein Weib zu sein, als wäre sie im Augenblick, wo sie Nonne ward, in einen Stein verwandelt worden. Hören sie alsdann gegen diesen ihren Wahnsinn irgend eine Widerrede, so erzürnen sie sich, als habe man eine ungeheure und gottvergessene Sünde gegen die Natur begangen; wollen aber weder sich selbst betrachten, die sie auch in voller Freiheit, ihrem Gefallen nachzuleben, dennoch ihre Begierde nicht zu sättigen im Stande sind, noch die große Gewalt der Muße und der Einsamkeit erwägen. Ebenso sind auch wieder Viele, die mit nicht minderer Gewissheit dafür halten, Hacke und Spaten, grobe Speisen und Mühseligkeiten befreien die Bauersleute ganz von fleischlichen Lüsten und geben ihnen einen plumpen Verstand und geringe Einsichten. Wie sehr diese Alle sich be-

trügen, denke ich, da die Königin mir also befohlen hat, ohne von unserer Aufgabe mich zu entfernen, in einem kleinen Geschichtchen Euch zu beweisen.

Hier in unserer Gegend stand einmal und steht noch heute ein Nonnenkloster, das ich Euch, um seinem Ansehen in keinerlei Weise Abbruch zu thun, nicht nennen will, in grossem Rufe der Heiligkeit. Vor Kurzem, als außer der Äbtissin nur acht Nonnen, die sämmtlich noch jung waren, darin verweilten, wollte der gute Mann, der ihren schönen Garten pflegte, mit seinem Lohn sich nicht mehr begnügen, und kehrte deshalb, nachdem er mit dem Klostermeier abgerechnet hatte, in seine Heimat Lamporecchio zurück. Unter den Andern, die ihn bewillkommen, fragte hier ein junger, starker und kräftiger Bauer, für einen Dörfler von hübschem Aussehen, Namens Masetto, wo er so lange gewesen sei. Der gute Mensch, der Nuto hieß, gab ihm die gewünschte Auskunft. Masetto erkundigte sich, was er für das Kloster zu thun gehabt habe. Nuto antwortete: „Ich mußte ihren schönen großen Garten in Ordnung halten, ging zu Zeiten in den Wald, Holz holen, trug Wasser und hatte noch mehrere solche kleine Verrichtungen. Aber die Nonnen gaben mir so schlechten Lohn, daß kaum herauskam, was ich an Schuhen zerriß. Dazu sind sie Alle miteinander jung und stellen sich an, als hätten sie den Teufel im Leibe; denn nichts in der Welt kann man ihnen recht machen. Manchmal, wenn ich im Garten arbeitete, kam Die und sagte: „Mach das so,“ und dann kam Eine und sagte: „Mach das anders.“ Dann nahm mir wieder Eine die Hacke aus der Hand und sagte: „So taugt's nicht.“ Auf die Art plagten sie mich, bis ich, der Arbeit überdrüssig, zum Garten 'raus ging, und am Ende war's Eine wie's Andere dran Schuld, daß ich's nicht mehr aushielß und nun wieder hier bin. Wie ich fortging, da bat mich ihr Meier auch noch, wenn mir Einer unter die Hände käme, der sich dazu schickte, sollte ich ihn hinweisen. Hab's ihm auch versprochen;

paßt er aber auf Einen, den ich ihm schicke oder schaffe, so kann er lange warten."

Als Masetto Nuto's Erzählung hörte, kriegte er solche Lust zu den Nonnen zu kommen, daß er's gar nicht abwarten konnte; denn er mochte aus Nuto's Worten wohl merken, daß es ihm dort nach Wünsche gehen könnte. Weil er aber meinte, Alles könne ihm verdorben werden, wenn er sich gegen Nuto verriethe, so antwortete er ihm: „Da hast Du einmal recht daran gethan. Wie soll ein Mann mit den Weibsbildern durchkommen? Da möchte ich ja lieber bei so viel Teufeln dienen. Wissen sie ja doch unter sieben Malen nicht ein Mal, was sie selber wollen.“

Kaum waren sie auseinander gegangen, so fing Masetto an, nachzudenken, was er machen solle, um bei ihnen anzukommen. Was die Arbeiten betraf, so war ihm freilich nicht bange; denn auf die Dienste, die Nuto ihm genannt hatte, verstand er sich so gut, wie Einer; aber er fürchtete, man möchte ihn seiner Jugend und seines hübschen Aussehens wegen nicht nehmen wollen. Und so dachte er denn, nachdem ihm Mancherlei durch den Kopf gegangen war: „Das Kloster ist weit von hier, und dort kennt mich kein Mensch; wenn ich mich stumm zu stellen weiß, so nehmen sie mich gewiß.“ Diesen Entschluß hielt er fest und ging, die Art auf der Schulter, ohne jemandem ein Wort zu sagen, in ärmlicher Kleidung, zum Kloster. Gleich beim Eintreten fand er den Meier auf dem Hofe und gab ihm durch Zeichen und Geberden, nach der Art der Taubstummen, zu verstehen, er möge ihm aus Barmherzigkeit zu essen geben, und er wolle ihm dafür Holz hacken. Der Meier gab ihm gern zu essen und dann einige Klöze zu spalten, die Nuto nicht hatte bezwingen können, die aber der kräftige Masetto bald klein gemacht hatte. Auch in den Wald, wo der Meier nun zu thun hatte, nahm er den Masetto mit, ließ ihn Holz schlagen, stellte den Esel vor ihn hin und deutete ihm durch

Zeichen an, er solle das Holz nach Hause besorgen. Wie er sich auch dazu sehr gut anstellte, behielt ihn der Meier zu mancherlei vorkommenden Arbeiten mehrere Tage bei sich.

So kam es, daß die Äbtissin ihn eines Tages sah und den Meier fragte, wer es sei. „Madonna,“ antwortete der Meier, „es ist ein armer Taubstummer, der vor ein paar Tagen um ein Almosen kam; das habe ich ihm gegeben und habe ihn dann Mancherlei thun lassen, was gerade geschehen mußte. Wenn er sich auf Gärtnerei verstände und wollte sonst bleiben, so glaub' ich, würden wir gut bedient werden; denn es thut uns Einer Noth, und der ist stark; auch könnte man ihn brauchen, wozu man wollte, und hätte nicht zu fürchten, daß er sich mit Euern Mädchen aufs Späßen einläßt.“ „Wahrhaftig,“ sagte die Äbtissin, „Du hast Recht. Sieh zu, ob er gärtner kann, und dann mache, daß er da bleibt. Gib ihm etwa ein Paar Schuhe und einen alten Mantel, geh' ihm um den Bart und gib ihm gut zu essen.“ Der Meier versprach, so zu thun. Masetto war nicht weit; während er sich aber stellte, als segte er unbekümmert den Hof, hörte er jede Sylbe und sagte im Stillen: „Wenn Ihr mich nur gewähren läßt, so will ich Euch Euer Garten bearbeiten, wo er bis heute brache gelegen hat.“

Wie nun der Meier sich überzeugt hatte, daß er sich auf die Arbeit gut verstand, fragte er ihn durch Zeichen, ob er da bleiben wollte. Masetto antwortete auf dieselbe Weise, er sei bereit zu thun, was man verlange, und so führte ihn Jener in den Garten und zeigte ihm, wo er graben sollte; dann besorgte er andere Klosterangelegenheiten und ließ ihn allein. Wie er nun Tag für Tag arbeitete, singen die Nonnen ihn zu plagen und mancherlei Unfug mit ihm zu treiben an; dann sagten sie ihm, wie's die Leute manchmal mit den Taubstummen machen, die schamlosesten Worte ins Gesicht, weil sie meinten, er könne kein Wort hören. Die Äbtissin schien zu glauben, ihm seien andere Glieder so gut als die Zunge gelähmt,

und bekümmerte sich um diese Neckereien wenig oder gar nicht. Einmal traf sich's aber, daß zwei junge Nonnen bei Masetto, der nach vieler Arbeit sich zum Ausruhen ein wenig niedergelegt hatte, während sie im Garten lustwandelten, vorüberkamen. Sie betrachteten ihn eine Weile, er aber stellte sich, als schließe er. „Höre,“ sagte die Eine, die etwas verwegener war, „wüßte ich, daß man Dir trauen könnte, so möchte ich Dir was sagen, was mir schon hundert Mal eingefallen ist, und was Dir vielleicht auch zu Gute kommen könnte.“ „Sage nur getrost,“ antwortete Zene, „gewiß ich werd' es Niemandem verrathen.“

Darauf begann die Dreiste: „Ich weiß nicht, ob Du wol schon darüber nachgedacht hast, wie wir so streng gehalten werden, und wie sich kein Mann hierher trauen darf, außer unserm alten Meier und diesem Stummen. Und doch hab' ich wol öfter von Weibern, die zu uns gekommen sind, gehört, daß alles Vergnügen auf der Welt eine Lümperei ist gegen die Wollust, wenn Einen ein Mann beschläft. Und so hab' ich mir schon oft gedacht, da ich doch keinen Andern dazu kriegen kann, wollte ich mit dem Stummen da probiren, ob das wahr ist. Er schickt sich auch am besten auf der Welt dazu; denn, wenn er auch wollte, könnte er es doch Niemandem wiederzählen. Du siehst, es ist ein dummer Edelpel, der über den Verstand hinausgewachsen; und nun sprich, was meinst Du?“

„Schäme Dich,“ antwortete die zweite, „was führst Du da für Reden! Weißt Du nicht, daß wir unsere Jungfräuschaft dem lieben Herrgott versprochen haben?“ „Ei, was,“ versetzte Zene, „man verspricht alle Tage wol Mancherlei, und kein Mensch denkt daran, es zu halten. Haben wir sie ihm versprochen, so wird sich wol die Eine oder die Andere finden, von der er sie statt unsrer kriegt.“ „Mein Himmel,“ sagte die Gefährtin, „wenn wir nun aber schwanger würden, was sollte dann werden?“ Die erste erwiderte: „Nun denkst Du gar ans Unglück, noch

eh' es da ist. Wenn's erst so gekommen ist, dann ist immer noch Zeit, sich auf guten Rath zu besinnen. Es werden sich auch noch Mittel genug finden, daß kein Mensch was davon erfährt, wenn wir's ihm nicht selber sagen."

Während dieser Rede verlangte die Hörerin schon mehr noch als die andere danach, zu probiren, was für ein Thier ein Mann sei. „Gut," sagte sie; „wie wollen wir's aber anfangen?" „Du siehst," antwortete die Erste, „schon ist es drei Uhr; die Schwestern, denk' ich, werden, bis auf uns, alle schlafen sein. Wir wollen uns noch umsehen, ob Niemand im Garten ist; und finden wir Niemand, nun, dann brauchen wir ihn ja nur bei der Hand zu nehmen und in die Hütte zu führen, die für den Regen gebaut ist. Dann bleibt die Eine mit ihm drinnen, und die Andere steht Schildwache. Er ist ja so dumm, daß er mit uns vornimmt, was wir nur wollen."

Masetto hörte diese ganze Unterredung und erwartete, willig zu gehorchen, nur, daß Eine ihn bei der Hand nehmen sollte. Die Nonnen sahen sich inzwischen überall sorgfältig um, und als sie sich überzeugt hatten, daß sie von keiner Seite bemerkt werden könnten, näherte sich ihm Die, welche zuerst gesprochen hatte, und weckte ihn. Masetto stand sogleich auf; die Schwester nahm ihn bei der Hand und führte ihn unter vielen Liebkosungen von ihrer und unter albernem Gelächter von seiner Seite in die Hütte, wo er sich nicht lange bitten ließ, zu thun, was von ihm begehrt wurde.

Die Nonne war ehrlich genug, als sie ans Ziel ihrer Wünsche gekommen war, ihrer Freundin Platz zu machen, und Masetto, der noch immer blödsinnig that, fand sich zu Allem bereitwillig. So wollten denn Beide, eh' sie heimkehrten, mehr denn ein Mal untersuchen, wie der Stumme sich auf die Reitkunst verstehe, und auch nachher sagten sie oft zueinander, die Sache gewahre gewiß so viel Vergnügen und mehr, als ihnen davon erzählt worden war.

Daher wußten sie denn auch fernerhin ihre Zeit wahrzunehmen und erfreuten sich gar oft mit ihrem Stummen.

Eines Tages aber begab es sich, daß eine Klosterschwester aus dem Fenster ihrer Zelle dem ganzen Hergang der Sache zusah und noch zwei Andere dazu rief. Zuerst war davon die Rebe, die Schuldigen bei der Lebtissin verklagen zu wollen; dann aber änderten sie ihren Entschluß, wurden mit Jenen einig und zugleich mit ihnen der Reichthümer des Masetto theilhaftig. Durch mancherlei Zufälle kamen allmälig auch die Uebrigen drei dahin, ihnen Gesellschaft zu leisten.

Zuletzt fand die Lebtissin, die von diesen Geschichten noch immer nichts bemerkte hatte, eines Tages, als sie bei großer Hitze allein im Garten umherging, den Masetto, den die Gartenarbeiten bei Tage und die Reitübungen bei Nacht ganz erschöpft hatten, unter dem Schatten eines Mandelbaumes hingestreckt schlafen. Der Wind hatte ihm die Kleider vorne ganz zurückgeweht, sodaß er blos dalag und die Frau Lebtissin Dinge sahen ließ, die in ihr die nämliche Lust, als in ihren Klosterjungfrauen, erregten. Da sie sich allein sah, weckte sie den Masetto, führte ihn auf ihr Zimmer und behielt ihn dort mehrere Tage lang, während die Nonnen sich bitter beschwerten, daß der Gärtner ihren Garten so lange unbestellt lasse. Die Frau Lebtissin aber kostete inzwischen zu vielen Malen jene Freuden, die sie bisher an Andern immer verdammt hatte. Endlich schickte sie ihn in seine Wohnung zurück; wie sie ihn aber oft wieder begehrte und mehr als ihren Anteil von ihm forderte, der so Wiele zugleich nicht zu befriedigen vermochte, dächte es dem Masetto, sein erdichtetes Stummsein könne ihm, wenn er noch länger dabei bleibe, zu großem Unheil gereichen. Deshalb löste er in einer Nacht, die er bei der Lebtissin zubrachte, das Band seiner Bunge und sprach: „Madonna, wol habe ich gehört, daß ein Hahn auf zehn Hühner vollkommen genug ist; man hat mir aber auch gesagt, daß zehn Männer kaum oder

gar nicht im Stande sind, ein Weib zu sättigen, wo ich doch ihrer neune bedienen muß. Das halte ich für kein Geld in der Welt mehr aus; und ich bin durch meine bisherigen Dienste schon so weit heruntergekommen, daß ich weder viel noch wenig mehr leisten kann. Drum lasst mich entweder in Frieden weiter gehen, oder helft der Sache auf eine andere Weise ab." Als die gute Frau den vermeintlich Stummen reden hörte, erschak sie nicht wenig und sagte: „Was Geier," ich dachte, „Du wärest stumm." „Madonna," antwortete Masetto, „ich war es, aber nicht von Geburt. Eine Krankheit benahm mir die Sprache, und erst diese Nacht fühlte ich sie mir wieder gegeben und lobe Gott dafür von ganzem Herzen." Sie glaubte ihm und fragte, was er mit den Neunen sagen wolle, die er zu bedienen habe. Masetto erzählte die ganze Geschichte. Die Äbtissin lernte durch sie, daß sie keine Nonne habe, die nicht viel schlauer sei, als sie, und so entschloß sie sich (denn verständig war sie), mit ihren Mädchen übereinzukommen, ohne den Masetto fortzulassen und dadurch den Ruf des Klosters zu gefährden. Da nun der Meier in jenen Tagen gestorben war, eröffneten sie sämmtlich einander, was bisher unter ihnen allen geschehen war, und verabredeten dann gemeinschaftlich, die umwohnenden Leute glauben zu machen, Masetto habe durch ihr Gebet und durch die Gnade des Heiligen, dem das Kloster geweiht war, nach langem Stummsein den Gebrauch seiner Zunge wiedererlangt. Dann machten sie ihn zu ihrem Meier und vertheilten seine Anstrengungen solchergestalt, daß er sie auszuhalten vermochte. Auch betrieben die Nonnen diese Angelegenheit so vorsichtig, daß, obgleich sie von ihm erzeugte Mönchlein in Menge zur Welt brachten, dennoch Niemand deswegen Verdacht fasste. Erst nach dem Tode der Äbtissin bekam Masetto, der einstweilen nach gerade alt geworden war, Lust, mit dem erworbenen Reichthum nach Hause zu ziehen, was ihm denn auch leicht gewährt ward. So kehrte Masetto be-

jahrt, reich und, ohne die Beschwerde und die Kosten, den Kindern Brot schaffen zu müssen, zum Vater geworben, nachdem er schlauer Weise seine Jugend gut zu benutzen gewußt hatte, in eben die Heimat zurück, von der er, die Art auf der Schulter, ausgegangen war, und pflegte zu sagen, so verfahre Gott mit Denen, die ihm Hörner aufsetzen.

Zweite Geschichte.

Ein Stallknecht schlafet bei der Gemahlin des Königs Agilulf. Der König bemerkt es im Stillen, findet ihn und schneidet ihm die Haare ab. Der Geschorene thut seinen Cameraden ein Gleichtes und entgeht dadurch seinem Unstern.

Als die Geschichte des Philostratus, über welche die Damen zuweilen erröthet waren, Andere aber auch gelacht hatten, zu Ende war, gefiel es der Königin, daß Pamphinea zu erzählen fortfahe. Sie begann mit Lächeln folgendermaßen: „Einige sind unverständlich genug, zeigen zu wollen, daß sie merken und kennen, was ihnen nicht zu wissen dient, und oftmals vermehren sie alsdann ihre Schande um Vieles, wenn sie unbemerkte Sünde an Andern rügen, während sie eben dadurch jene zu mildern dachten. Wie wahr dies sei, möge Euch der entgegengesetzte Weg, den ein großer König einzuschlagen so verständig war, in folgender Geschichte beweisen, in der Ihr zugleich von der Schauheit eines Menschen erfahren werdet, den Ihr vielleicht geringer hältst, als Masteto.“

Agilulf, König der Lombarden, verweilte, wie seine Vorgänger gethan, mit seinem Hofe in der lombardischen Stadt Pavia. Er war mit Theodelinden, der Witwe des

Königs Autherik, einer sehr schönen, sittsamen und verständigen Frau, vermählt, die nur mit einem Liebhaber einmal übel ankam. Als nämlich Agilulf's Tapferkeit und Verstand die Angelegenheiten der Lombarden um Vieles gefördert und die Ruhe hergestellt hatten, geschah es, daß ein Stallknecht der Königin, ein Mensch von der niedrigsten Abkunft, der übrigens für sein gemeines Handwerk viel zu hohen Sinn hatte und schön und groß von Gestalt wie der König selber war, sich außer Maßen in die Königin verliebte. Da sein niedriger Stand ihm nicht die Einsicht benommen hatte, diese seine Liebe streite gegen alle Sitte, war er verständig genug, sie gegen Niemand zu offenbaren; ja, er wagte nicht einmal, gegen die Königin durch Blicke sich zu verrathen. Obgleich er nun ohne einige Hoffnung, ihr je zu gefallen, lebte, war er doch stolz darauf, seinen Gedanken ein so hohes Ziel gesetzt zu haben, und, ganz vom Feuer der Liebe entzündet, that er, weit mehr als einer seiner Cameraden, mit dem größten Fleiß Alles, wovon er glaubte, daß es der Dame lieb sein könnte.

So geschah es, daß die Königin, wenn sie auszureiten hatte, lieber als irgend ein anderes das von ihm besorgte Pferd bestieg. So oft sich dies zutrug, meinte er, es sei ihm die höchste Gnade widerfahren; er wußte nicht vom Steigbügel zu lassen, und er däuchte sich glücklich, wenn er nur ihre Kleider berührt hatte. Wie es aber nur zu oft geschieht, daß die Liebe um so mehr zunimmt, je geringer die Hoffnung wird, so vermochte auch dieser arme Stallknecht sein immer wachsendes Verlangen nicht mehr im Verborgenen zu ertragen und beschloß, da keine Hoffnung ihm Hülfe versprach, und da er von dieser Liebe sich loszumachen nicht im Stande war, vielmals bei sich selber, sich den Tod zu geben. Bei weiterem Nachdenken, wie er seinen Entschluß ausführen wolle, sezte er sich vor, auf eine Weise zu sterben, welche geeignet wäre, seinen Tod als Folge der großen Liebe darzustellen, die ihn für die Königin durchdrungen hatte und noch durchdrang.

Diese Weise glaubte er nun am passlichsten in einem Versuche zu finden, ganz oder zum Theile an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen.

Zu diesem Endzweck unternahm er es nun nicht etwa, zur Königin von seiner Liebe zu reden, oder sich schriftlich ihr zu entdecken; denn er wußte, daß Reden wie Schreiben vergeblich sein würden; vielmehr wollte er versuchen, ob er nicht durch List im Stande sein werde, eine Macht bei der Königin zuzubringen. Mittel und Wege zu diesem Unternehmen waren indes nicht anders zu finden, als wenn es ihm gelang, unter der Verkleidung des Königs, von dem er wußte, daß er nicht jede Macht bei ihr schliefe, in ihr Zimmer und bis zu ihr selbst zu bringen. Deshalb verbarg er sich, um zu erfahren, auf welche Weise und in welchem Anzuge der König seine Frau besuchte, zu mehreren Malen Nächts in dem großen Saale des Palastes, der die Gemächer des Königs und der Königin voneinander trennte. In einer dieser Nächte sah er endlich den König, in einen großen Mantel gehüllt, eine brennende Kerze in der einen, in der andern Hand eine Gerte, aus seinem Zimmer treten, auf das der Königin zugehen und, ohne ein Wort zu reden, ein oder ein paar Mal mit der Gerte an die Thür schlagen. Dann öffnete sich alsbald die Thür, und dem Könige wurde die Kerze aus der Hand genommen.

Als unser Stallknecht ihn so hatte eintreten und auf ähnliche Weise zurückkehren gesehen, dachte er ihm genau nachzuahmen und wußte sich in dieser Absicht einen Mantel, der dem des Königs glich, eine Kerze und eine Rute zu verschaffen, und wusch sich dann im Bade, so sorgfältig er nur konnte, damit der Stallgeruch die Königin nicht beschwere, oder sie den Betrug gewahr werden lasse. Hierauf verbarg er sich nach gewohnter Weise im großen Saale, und, als er sich überzeugte, Alles schlafte bereits, und es sei nun die Zeit gekommen, entweder seine Wünsche zu verwirklichen, oder auf würdige Weise dem ersehnten

Tode entgegenzugehen, schlug er mit Stahl und Stein, die er bei sich führte, ein wenig Feuer, zündete seine Kerze an und ging, nachdem er den Mantel zusammengeschlagen und sich ganz darin eingehüllt hatte, auf die Kammerthür zu, und klopste zwei Mal mit seiner Rute an. Eine Kammerfrau machte ihm noch ganz verschlafen die Thür auf, nahm ihm die Kerze aus der Hand und that sie bei Seite, worauf er dann sogleich den Vorhang zurückschlug, den Mantel ablegte und in das Bett stieg, in welchem die Königin ruhte. Er umschlang sie verlangend mit seinen Armen, stellte sich aber verdriestlich; denn der König hatte es an der Art, wenn er verdriestlich war, nichts mit sich reden zu lassen, und erkannte so, ohne daß er oder sie ein Wort geredet hätten, zu wiederholten Malen die Königin. Wie schwer es ihm auch ward, zu scheiden, so erhob er sich doch endlich aus Furcht, zu langes Verweilen möchte es nach sich ziehen, daß genossene Lust in Leiden sich verwandele, nahm Mantel und Kerze, ging, ohne den Mund zu öffnen, und kehrte, so schnell er konnte, in sein Bett zurück.

Kaum mochte er indeß dort angelangt sein, so stand der König auf und ging in das Schlafzimmer der Königin, die über diesen zweiten Besuch nicht wenig sich verwunderte. Als er zu ihr ins Bett gestiegen war und sie freundlich begrüßt hatte, fasste sie um dieser Freundlichkeit willen Muth und sagte: „Mein Herr und Gemahl, was ist das heute Nacht für eine Neuigkeit? Kaum seid Ihr von mir gegangen und kehrt nun, nachdem Ihr über Eure gewohnte Weise Euch mit mir ergözt habt, so schnell zu mir zurück? Habt Acht, was Ihr thut.“

Als der König diese Worte hörte, vermutete er sogleich, die Königin sei durch ähnliche Gestalt und Kleidung betrogen. Dann beschloß er in seiner Weisheit, da weder die Königin, noch sonstemand es gewahr worden war, auch ihr nichts davon merken zu lassen. Viele wären thrichtig genug gewesen, das nicht zu thun, sondern

zu sagen: „Ich bin hier nicht gewesen; wer war da? Wie ist es zugegangen? Was ist daraus geworden?“ wodurch sie sich denn vielerlei Unheil zugezogen hätten. Denn die Frau wäre dadurch unverschuldet beschimpft, und ihr überdies Veranlassung geboten worden, aufs neue zu begehren, was sie schon einmal genossen hatte, und der König selbst, der durch Schweigen der Schande völlig entging, hätte durch Reden seine eigne Schmach herbeigeführt. Deshalb antwortete er ihr denn, mehr innerlich, als dem Aussehen oder den Worten nach, erzürnt: „Frau, denkst Du denn, ich sei nicht Mann's genug, um wieder kommen zu können, wenn ich auch erst bei Dir war?“ Hierauf erwiderte die Königin: „Wohl, mein Herr, dem ohngeachtet bitte ich Euch aber, auf Eure Gesundheit Acht zu haben.“ „Gut,“ entgegnete der König, „so will ich Deinen Rath befolgen und dies Mal umkehren, ohne Dich weiter zu plagen.“

Und so nahm er voller Unmuth und Zorn über den nur zu wohl erkannten Schimpf, der ihm widerfahren war, seinen Mantel und verließ das Zimmer mit der Absicht, im Stillen den Thäter zu erforschen, von dem er sich überzeugt hielt, er müsse zum Hause gehören und habe, wer er auch immer sein möge, noch nicht entschlüpfen können. Zu diesem Ende eilte er, eine Laterne mit einem kleinen Lichtchen in der Hand, nach einem langen Saale seines Palastes, in dem, oberhalb der Pferdeställe, fast seine ganze Dienerschaft in einer Menge Betten schlief. Er war überzeugt, wer das gethan hätte, wovon die Königin erzählt hatte, dem könne sich Puls und Herzklöpfen von der erlittenen Anstrengung noch nicht gelegt haben, und fühlte deshalb von einem Ende an der Reihe nach einem Jeden mit der Hand auf die Brust, um das Schlagen des Herzens zu erproben. Ob nun gleich alle Uebrigen fest schliefen, so wachte doch Der, welcher bei der Königin gewesen war, noch immer, und eine heftige Furcht besiel ihn, da er den König kommen sah und wohl erriet,

was er suche. Deshalb vermehrte sich sein Herzschlagen, das die körperliche Aufregung veranlaßt hatte, vor Furcht noch um Vieles, und er zweifelte nicht, der König werde ihn auf der Stelle tödten, sobald er es nur gewahr würde. Gingem ihm nun auch allerhand Pläne durch den Kopf, so entschloß er sich doch zuletzt, als er den König ohne Waffen sah, sich schlafend zu stellen und abzuwarten, was Jener thun werde. Der König fand unter den Vielen, die er untersuchte, keinen, den er für den Thräter gehalten hätte, bis er endlich zu diesem kam, und als er dessen Herz so heftig schlagen fühlte, sagte er bei sich selbst: Der ist es. Da er aber von Dem, was er thun wollte, Niemand Anderes etwas wissen zu lassen beabsichtigte, that er ihm nichts, als daß er mit einer Scheere, die er bei sich führte, ihm auf der einen Seite von den Haaren, die man damals sehr lang zu tragen pflegte, einen Theil abschnitt, um an diesem Zeichen ihn am andern Morgen erkennen zu können, und kehrte dann sogleich in seine Zimmer zurück.

Unser Knecht hatte wohl gefühlt, was der König mit ihm vorgenommen, und war verschlagen genug, einzusehen, zu welchem Ende er so gezeichnet worden sei. Drum zögerte er keinen Augenblick aufzustehen und schnitt mit einer Scheere, deren zufällig zur Bedienung der Pferde mehrere zur Hand waren, leise unter seinen Schlafgesellen von Einem zum Andern gehend, Allen auf gleiche Weise an einem Ohre die Haare ab; worauf er sich, ohue daß jemand ihn gehört hätte, wieder schlafen legte.

Als der König am Morgen aufgestanden war, hieß er, bevor noch die Thore des Palastes geöffnet wurden, seine ganze Dienerschaft vor ihm erscheinen. Als diesem Befehl Genüge geleistet war, und nun Alle entblößten Hauptes vor ihm standen, blickte er, um Den zu erkennen, den er selbst geschnitten hatte, unter ihnen umher. Wie er aber die Mehrzahl unter ihnen mit gleichmäßig verschnittenen Haaren sah, da verwunderte er sich und sagte bei sich

selbst: „Der, welchen ich suche, bewährt, seinem niedrigen Stande zum Troz, wahrlich hohen Verstand.“ Dann entschloß er sich, überzeugt, nicht ohne großes Aufsehen zu seinem Ziele gelangen zu können, und gewillt, nicht kleiner Rache wegen große Schmach zu erwerben, ihn nur mit einem Worte zu erinnern und ihm zu zeigen, er wisse, was geschehen sei, und sagte zu Allen gewandt: „Wer es gethan hat, thue es nicht wieder, und so geht mit Gott.“ Ein Anderer hätte sie allesamt kopfen, foltern, fragen und examiniren lassen und dadurch bekannt gemacht, was jeder bemüht sein muß, zu verhüllen. Hätte er dann auch den Thäter entdeckt und vollständige Rache an ihm genommen, so würde seine Schmach dadurch nicht vermindert, sondern um Vieles vermehrt, die Ehre seiner Gemahlin aber für immer besleckt worden sein.

Diejenigen, welche die Worte des Königs hörten, wunderten sich und untersuchten lange miteinander, was er damit habe sagen wollen, Keiner aber wußte sie zu verstehen, den Einzigsten ausgenommen, den sie wirklich angingen. Der war aber klug genug, bei Lebzeiten des Königs Niemandem etwas davon zu entdecken und sein Leben nicht wieder an ein solches Wagstück zu setzen.“

Dritte Geschichte.

Eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt ist, bringt unter dem Vorwande der Beichte und großer Gewissenhaftigkeit einen gestrenzen Mönch dahin, daß er, ohne zu wissen, was er thut, sie selbst an das endliche Ziel ihrer Wünsche führt.

Schon hatte Pampinea geendigt, und war die Kühnheit und Vorsicht des Stallknechts, wie auch die Weisheit des Ab-

nigs, von den Meisten bewundert worden, als die Königin, zu Philomela gewandt, ihr fortzufahren befahl. Philomela gehorchte und begann mit Anmuth also zu reden: „Ich denke Euch einen Streich zu erzählen, den eine schöne Frau einem gestrengen Mönche wirklich gespielt hat, und der einen Laien um so mehr ergözen muß, weil diese Pfaffen, die meistens herzlich albern und von ungeschliffenen Sitten und Betragen sind, Alles besser verstehen und machen wollen, als andere Leute, während sie doch viel geringer zu halten sind, als Jene, da sie aus Niedrigkeit ihrer Gesinnung sich nicht getrauen, wie andere Menschen sich selbst durchs Leben zu helfen, sondern, den Schweinen gleich, dahin flüchten, wo sie ohne Arbeit zu essen bekommen. Ich erzähle Euch, freundliche Mädchen, diese Geschichte, nicht nur, weil die Reihe mich eben trifft, sondern auch um Euch zu zeigen, wie selbst die Pfaffen, zu denen wir in übermäßiger Leichtgläubigkeit allzugroßes Vertrauen haben, von unsrer einer, geschweige denn von Männern, mit einiger Schlauheit gehörig angeführt werden können und werden.

Bor wenig Jahren lebte in unsrer Stadt, die an Betrügereien reicher ist, als an Güte und Redlichkeit, eine Ebdame, welche die Natur nicht minder als irgend eine andere mit Schönheit geschmückt und mit hohem Sinn und feinem Verstande begabt hatte. Ich verschweige ihren mir wohlbekannten Namen, wie auch die Uebrigen, die in diese Geschichte verflochten sind; denn noch sind Mehrere am Leben, die sich vor Zorn darüber nicht würden zu lassen wissen, während der Vorfall doch nur belacht zu werden verdient. Diese Dame nämlich, die ihrer vornehmen Abkunft ohnerachtet an einen Wollerweber verheirathet war, konnte nie verwinden, wie kränkend es ihr sei, einen Handwerker zum Manne zu haben; denn wer zum Bürgerstande gehörte, dünkte ihr immer, wenn er auch noch so reich war, einer adlichen Frau unwürdig. Die gemeinen Beschäftigungen ihres Mannes, der, mit

allem seinem Reichthum, es nie weiter brachte, als sich aufs Sortieren, auf Einschlag und Aufzug zu verstehen, oder mit den Spinnerinnen sich um die Gebinde zu zanken, bestärkten sie in ihrem Vorfaße, seinen Umarmungen, so weit es sich thun ließe, aus dem Wege zu gehen, wofür sie dann beiemandem, der ihr würdiger als der Wollweber schiene, sich Entschädigung zu suchen dachte.

Wirklich verliebte sie sich dergestalt in einen ganz wackeren Edelmann von mittleren Jahren, daß sie Nächts nicht schlafen konnte, wenn sie ihn den Tag über nicht gesehen hatte. Der gute Mann aber, der keine Ahnung davon hatte, bekümmerte sich nicht um sie, und sie war zu vorsichtig, um durch weibliche Botschafter oder Briefe, die ihre Gesinnungen enthalten hätten, möglichen Gefahren sich auszusetzen zu wollen. Dagegen hatte sie bemerkt, daß er häufig mit einem Pfaffen umging, der, so einfältig und ungebildet er war, wegen seines strengen Lebens doch bei den Meisten für einen ganz besonderen Vater galt.

Die Dame hielt dafür, dieser Geistliche könne zwischen ihr und ihrem Geliebten am besten den Mittelsmann abgeben, und ging deshalb, nachdem sie mit sich über die Art ihres Benehmens einig geworden war, in die Kirche, zu welcher er gehörte, ließ ihn rufen und sagte, sie wünsche, wenn es ihm gefällig sei, bei ihm zu beichten. Der Pfaffe zeigte sich sogleich bereitwillig; denn er sah ihr an, sie müsse eine Frau von Stande sein. Nach der Beichte sagte die Dame: „Ehrwürdiger Herr, noch muß ich Euch um Rath und Hülfe in einer Angelegenheit bitten, von der ich Euch unterrichten will. Ihr kennt aus meiner eignen Beichte meine Familie und meinen Mann. Er liebt mich mehr als sein Leben, und kaum äußere ich irgend einen Wunsch, so erfüllt er ihn, wie er das vermöge seines Reichthums wol vermag, auf der Stelle. Dafür liebe ich ihn denn auch mehr als mich selbst, und wenn ich nur eines Gedankens, geschweige denn einer Handlung fähig wäre, die seiner Ehre oder

seinem Gefallen zwiderliefse, so verdiente gewiß keine arge Here den Scheiterhaufen so sehr, als ich. Nun werde ich aber von einem jungen Manne, dessen Namen mir in der That nicht bekannt ist, der aber von Stande zu sein scheint, hübsch und groß von Gestalt ist, gewöhnlich seines braunes Tuch trägt und, wenn ich mich nicht irre, viel mit Euch umgeht, vielleicht weil er mich anderen Sinnes glaubt, als ich bin, förmlich belagert. Ich kann vor keine Thür und an kein Fenster treten, oder gar aus dem Hause gehen, ohne daß er gleich bei der Hand wäre; mich wundert's nur, daß er nicht schon hier ist. Mir ist aber die ganze Sache äußerst unlieb; denn solch ein Benehmen kann auch die anständigste Frau in übeln Ruf bringen. Ich hatte mit schon vorgenommen, es ihm durch meine Brüder sagen zu lassen; dann habe ich aber wieder bedacht, wie Männer solche Bestellungen so auszurichten pflegen, daß die Antwort übel ausfällt. Es gibt einen Wortwechsel, und von den Worten kommt es am Ende zu Thälichkeitkeiten. Darum habe ich still geschwiegen, um Unglück und Ärgerniß zu vermeiden, und habe mich entslossen, mit Euch zu reden, theils weil Ihr sein Freund zu sein scheint, theils weil es sich für Euch schickt, über dergleichen Dinge auch fremde Leute, wie vielmehr denn Euren Freund, zu ermahnen. Und so bitte ich Euch denn um Gottes willen, ihm über sein Benehmen einen Verweis zu geben und ihn zu bitten, daß er sich dessen in Zukunft enthalte. Es gibt andere Weiber genug, die wol an solchen Geschichten Gefallen finden. Die werden sich freuen, wenn er ihnen nachgafft und ihnen den Hof macht. Mir aber, die ich zu solchen Thorheiten keineswegs aufgelegt bin, ist dergleichen im höchsten Grade zur Last."

Als sie dies gesagt hätte, senkte sie den Kopf, als träten ihr die Thränen in die Augen. Unser Heiliger erriet alsbald, sie reds von Dem, den sie wirklich meinte, lobte sie wegen ihres heilsamen Entschlusses und versprach

ihr, von der Wahrheit ihrer Erzählungen vollkommen überzeugt, es schon dahin zu bringen, daß dieser Mensch ihr nicht mehr lästig fallen solle. Da er wußte, sie sei reich, empfahl er ihr ferner noch Almosen und gute Werke und trug ihr seine eignen Bedürfnisse vor. Die Dame erwiderte: „Ich bitte Euch um Gottes willen, thut, wie Ihr gesagt habt, und sollte er etwa leugnen wollen, so sagt ihm nur, ich selbst hätte Euch Alles gesagt und mich gegen Euch beschwert.“

Wie nun die Beichte vorbei war und der Mönch ihre Bußen bestimmt hatte, da gedachte sie an die Ermahnungen zu guten Werken, die er ihr ertheilt hatte, drückte ihm ein reichliches Geschenk in die Hand und bat ihn, für ihre verstorbenen Angehörigen ein paar Seelenmassen zu lesen. Darauf erhob sie sich vom Beichtstuhl und ging nach Hause.

Nicht lange darauf kam der Edelmann nach seiner Gewohnheit zu unserem ehrenwürdigen Herrn, der ihn, nachdem sie einige Augenblicke über dies und jenes gesprochen hatten, bei Seite nahm und ganz höflich wegen der Aufmerksamkeit und der verliebten Blicke zur Rede stellte, mit denen er, nach ihrer eignen Erzählung, jene Dame von ihm verfolgt glaubte. Der Edelmann, der ihr niemals nachgesehen hatte und sehr selten vor ihrem Hause vorübergegangen war, wunderte sich nicht wenig und fing an, sich zu vertheidigen. Der Vater aber ließ ihn nicht zu Worte kommen und sagte: „Stell Dich nur nicht so verwundert und verliere Deine Worte nicht, um zu leugnen, was Du doch nicht leugnen kannst; ich rede keinem Nachbargeklatsche nach; denn sie hat, mit vielen Klagen über Dich, mir Alles selber erzählt. Und obgleich sich solche Läffereien überall nicht für Dich schicken, so will ich Dir nur so viel sagen, daß, wenn Einer diese Albernheiten zu wider sind, so sind sie's ihr. Drum rath' ich Dir zu Deiner eignen Ehre und ihr zu Gefallen, bleib davon und laß sie in Frieden.“

Der Edelmann, der etwas schäfer sah, als der gute Pater, errieth bald genug die Schlauheit der Dame, that also etwas beschämt und versprach, sich nicht weiter auf die Sache einzulassen. Dann verließ er den Mönch und eilte zum Hause der Dame, die noch immer an einem kleinen Fenster aufmerksam verweilte, um ihn zu sehen, wenn er etwa vorüberginge. Als sie ihn nun erblickte, bezeigte sie sich gegen ihn so freundlich und gefällig, daß er wohl einsehen konnte, er habe die Worte des Mönchs richtig verstanden. Und so ging er denn von diesem Tage an zu seinem eignen Vergnügen und zu großer Freude und Beruhigung der Dame, vorsichtig, als ob andere Geschäfte ihn dorthin führten, täglich jene Straße entlang.

Die Dame indeß hatte sich bald überzeugt, daß sie ihm eben so wohl, als er ihr gefalle, und, voller Verlangen, ihn noch mehr zu entflammen und ihm ein sicheres Zeichen ihrer Liebe zu ihm zu geben, nahm sie die Gelegenheit wahr, zum ehrwürdigen Klosterbruder zurückzukehren, und kaum hatte sie ihm zu Füßen sich niedergelassen, so fing sie bitterlich zu weinen an. Als der Geistliche sie in Thränen sah, fragte er voller Theilnahme, was sie Neues bringe. Die Dame antwortete: „Hochwürdiger, ich habe keine andern Neuigkeiten, als von Eurem verwünschten Freunde, über den ich schon neulich mich beschwerte. Wahrlich ich glaube, er ist geboren, um mich zu plagen und mich zu Dingen zu verlocken, um derentwillen ich mir ewig Vorwürfe machen und nie wieder wagen würde, vor Euch zu erscheinen.“ „Wie,“ sagte der Pater, „hat er denn nicht aufgehört, Dich zu belästigen?“ „Gewiß nicht,“ erwiderte die Dame, „vielmehr kommt er, seit ich gegen Euch mich beschwerte, gleichsam mir zum Trok, und weil er mir übel genommen, daß ich über ihn Klage geführt habe, für ein Mal, das er sonst vor meinem Hause vorüberging, jetzt wenigstens sieben Mal vorbei. Und, wollte Gott, er wäre beim Vorübergehen und Heraufgucken stehen geblieben; aber so verwe-

gen, so unverschämt ist er gewesen, daß er mir erst gestern ein Frauenzimmer mit Botschaften von ihm und mit verliebtem Geschwäche ins Haus geschickt und mir einen Gürtel und eine Tasche geschenkt hat, als ob ich nicht selber Gürtel und Taschen genug hätte. Das hab' ich ihm aber so übel genommen und nehm' es ihm auch noch so übel, daß ich ihm den Teufel über den Hals geschickt haben würde, hätte ich mich nicht der Sünde gefürchtet und Euch zu Liebe an mich gehalten. So hab' ich mir denn am Ende noch Gewalt angethan und nichts thun und nichts sagen wollen, ohne Euch zuvor davon zu benachrichtigen. Dem Frauenzimmer übrigens hatte ich Gürtel und Tasche, die sie mir gebracht hatte, schon zurückgegeben, daß sie ihm Beides wiederbringen sollte, ihr auch sonst bösen Bescheid ertheilt, als mir einfiel, sie könnte vielleicht gar die Geschenke für sich behalten und ihm erzählen, ich hätte sie angenommen; denn solche Weiber sollen dergleichen wol thun. Darum rief ich sie denn noch zurück und nahm ihr die Sachen voller Verdrüß wieder aus der Hand und habe sie nun zu Euch mitgebracht, auf daß Ihr sie ihm wiedergebt und ihm sagt, ich brauche seine Geschenke nicht; denn, Gott und meinem Manne sei es gedankt, Gürtel und Taschen habe ich noch so viel, daß ich ihn darunter ersticken könnte. Dann aber bitte ich Euch, denn ich ehre Euch wie einen Vater, um Verzeihung, wenn ich, sobald er mir nun keine Ruhe mehr läßt, es meinem Mann und meinen Brüdern sage, mag daraus werden, was da will. Ergeht es ihm dann übel, nun so soll mirs immer noch viel lieber sein, als wenn ich durch ihn in schlechte Nachrede komme, und damit gut!"

Wie sie das gesagt hatte, zog sie, ohne ihre Thränen zu unterbrechen, eine äußerst schöne und reichgestickte Tasche nebst einem zierlichen kostbaren Gürtel unter dem Mantel hervor und warf sie dem Mönche in den Schoß. Dieser glaubte noch immer an die Wahrheit ihrer Erzäh-

lungen, nahm die Geschenke voller Zorn und sagte: „Mein Kind, ich wundre mich nicht, wenn diese Vorfälle Dich betrüben, und kann Dich deswegen nicht tadeln; vielmehr lobe ich an Dir, daß Du dabei meinen Rathschlägen Folge geleistet hast. Ich habe ihn neulich zur Rebe gesetzt; er hat aber schlecht gehalten, was er mir damals versprach, und so denke ich ihm denn um dessentwillen, wie auch wegen seiner neuen Vergehen, dermaßen den Kopf zu waschen daß es ihm vergehen soll, Dich ferner zu beunruhigen. So lieb Dir aber Gottes Segen ist, so lasß Dich vom Zorne nicht überwältigen, Einen der Deinigen von dieser Angelegenheit zu unterrichten; es könnte zu viel Unglück daraus werden. Uebrigens sei wegen Deines Rufes unbeforgt, denn ich werde Deine Unschuld immerdar, vor Gott wie vor den Menschen, unwandelbar bezeugen.“

Die Dame schien sich etwas zu beruhigen, und, von dem Geize dieses wie der andern Mönche wohl unterrichtet, lenkte sie das Gespräch von jenem Gegenstande ab und sagte: „Ehrwürdiger Herr, diese letzten Nächte sind mit mehrere meiner Verwandten erschienen, die wol große Qualen erdulden müssen und nichts verlangen als Almosen; vor allen aber meine selige Mutter, die so betrübt und elend aussieht, daß es ein wahrer Jammer ist. Ich glaube gewiß, daß es ihr bitter weh thut, mich von diesem bosen Feinde so versucht zu sehn, und darum wünschte ich, Ihr läset mir für ihre Seelen die vierzig Gregoriusmessen und sagtet dazu Eure Gebete, damit Gott sie aus den Feuerqualen befreie.“ Und mit diesen Worten drückte sie ihm einen Goldgulden in die Hand. Der ehrwürdige Vater nahm ihn voller Freuden, bekräftigte mit guten Worten und mit vielen Beispielen ihre Frömmigkeit und entließ sie dann mit seinem Segen.

Als die Dame fortgegangen war, schickte er, immer noch ohne zu ahnen, daß man ihn zum Besten habe, nach seinem Freunde, der, als er bei seinem Eintritt den Mönch zornig sah, schnell errieth, er werde Neuigkeiten

von seiner Dame hören, und abwartete, was jener ihm sagen werde. Der Mönch wiederholte, was er ihm schon früher gesagt hatte, und schalt ihn besonders mit vielen zornigen und harten Worten wegen Dessen, was er, den Reden der Dame zufolge, gethan haben sollte. Der Edelmann, der noch nicht durchschauen konnte, wo der Mönch eigentlich hinwolle, leugnete ziemlich lau, Gürtel und Tasche geschickt zu haben, damit er Jemem, wenn die Dame ihm etwa die Geschenke gegeben hätte, nicht den Glauben daran benähme. Aber der Vater sagte ganz aufgebracht: „Du schlechter Mensch, wie kannst Du das leugnen? Da sieh her; mit vielen Thränen hat sie selber sie mir gebracht, und nun sage, ob Du sie erkennst.“ Der Edelmann that gar sehr beschämmt und sagte: „Freilich kenne ich diese Geschenke und bekenne, daß ich Unrecht gethan habe; schwöre aber auch, weil ich sie also gesehen sehe, daß Ihr von dieser Sache nie wieder ein Wort hören sollt.“ Nun wurde noch viel hin und hergedebat. Endlich aber gab Bruder Einfalt Gürtel und Tasche an den Freund heraus und entließ ihn dann nach langen Strafpredigten und Bitten, solcher Dinge in Zukunft sich zu enthalten.

Der Edelmann ging, hocherfreut über die Gewissheit, die er in Betreff der Liebe seiner Dame erlangt zu haben glaubte, wie über das schöne Geschenk, sobald er den Mönch verlassen hatte, mit Vorsicht an einen Ort, wo er der Dame bemerklich machen konnte, er habe das Eine wie das Andere erhalten. Der Dame war dies um so lieber, als sie nun an dem glücklichen Fortgange ihres Planes nicht mehr zweifelte.

Während sie nun, um ans Ziel ihrer Wünsche zu gelangen, nichts als eine gelegentliche Abwesenheit ihres Mannes erwartete, traf es sich, daß wenig später, gewisser Geschäfte willen, ihr Mann genöthigt war, nach Genua zu reisen. Kaum war er des Morgens zu Pferde gestiegen und fortgeritten, so ging unsere Dame auch schon

zum strengen Vater und sagte unter Schluchzen und Thränen: „Würdiger Vater, nun erkläre ich Euch, ich kann's nicht länger aushalten. Aber, weil ich Euch neulich versprochen habe, nichts zu unternehmen, ohne Euch zuvor davon zu sagen, so komme ich, um mich zu rechtfertigen. Damit Ihr indeß einseht, wie viel Recht ich habe, zu weinen und mich zu beklagen, so will ich Euch nur erzählen, was Euer guter Freund oder vielmehr der Teufel aus der Hölle, mir heute Morgen kurz vor der Frühmesse gemacht hat. Ich weiß nicht was für ein böser Geist ihm gesagt hat, daß mein Mann gestern früh nach Genua gereist ist; genug, heute morgen, um die Zeit, die ich Euch gesagt habe, kommt er in meinen Garten und klettert auf einem Baume bis an das Fenster meiner Schlafröhre, die nach dem Garten hinausgeht. Schon hatte er das Fenster aufgemacht und wollte in die Kammer hereinsteigen, als ich noch aufwache und fogleich aus dem Bett springe. Eben sing ich an zu schreien und gewiß, ich hätte geschrien, wenn er nicht, unter Nennung seines Namens, mich noch von außen um Gottes und um Eure Willen um Gnade gebeten hätte. Euch zu Liebe schwieg ich still, lief aber nackt, wie ich auf die Welt gekommen bin, ans Fenster und schlug es ihm ins Gesicht zu. Ich glaube, er ist zum Teufel gegangen, denn ich habe ihn dann nicht weiter gehört. Nun sagt mir selbst, ob das ein anständiges Benehmen ist und ob man das wol leiden darf; ich meines Theils denke es nicht mehr so zu ertragen, denn ich habe Euch zu Liebe nur zu viel mit angesehen.“

Als der Mönch dies hörte, wurde er über die Masken zornig und wußte nichts zu erwidern, als daß er sie mehrere Male fragte, ob sie denn auch gewiß gesehen habe, daß es jener Edelmann und kein Anderer gewesen sei. „Nun Gottlob,“ antwortete die Dame, den kann ich wol noch von einem Andern unterscheiden. Ich sage Euch, er war's; und sollte er's leugnen, so glaubt ihm nur nicht.“ „Meine

Tochter," sagte darauf der Mönch, „dazu kann ich nichts sagen, als daß es eine übermäßige Frechheit und eine abscheuliche Missthat ist. Du thatest Deine Pflicht, daß Du ihn forschicktest. Aber nun will ich Dich noch gebeten haben, daß Du, weil Gott Dich vor Schande bewahrte, wie Du schon zwei Mal meinen Rath befolgt hast, es noch dies Mal thun, und, ohne gegen Deine Angehörigen Dich zu beklagen, mir überlassen mögest, zu versuchen, ob ich diesen Teufel, der aus der Hölle entsprungen scheint, und den ich für einen Heiligen gehalten hätte, denn nicht zu bändigen im Stande bin. Gelingt es mir, ihn von seinem viehischen Betragen abzubringen, dann ist es gut; wo nicht, so gebe ich Dir jetzt mit meinem Segen das Versprechen, daß ich Dich nicht weiter hindern will, zu thun, was Dir in Deinem Sinne gut dünkt.“ „Nun wohl“ sagte die Dame, „ich will Euch für dies Mal weder erzürnen, noch Euch ungehorsam sein; aber nun sorgt dafür, daß er sich hüte, mich ferner zu plagen; denn, wahrlich, zu Euch komme ich in dieser Angelegenheit nun nicht wieder.“

Und damit ging sie ohne weiter etwas zu sagen, als wäre sie aufgebracht, von dannen. Kaum hatte sie die Kirche verlassen, so kam auch der Edelmann des Weges. Der Mönch rief ihn an, nahm ihn bei Seite, sagte ihm die größten Grobheiten, die man jemals einem Andern zu hören gegeben hat, und nannte ihn einen Schelmen, einen Meineidigen und einen Verräther über den andern. Dieser aber hatte schon zwei Mal erfahren, was das Schelten des Paters zu bedeuten habe, und suchte deswegen durch halbe Antworten ihn zum Reden zu bringen. „Würdiger Herr,“ sprach er, „was soll dieser Zorn? Habe ich denn Christum gekreuzigt?“ „Ueber den Unverschämten!“ antwortete der Geistliche, „nun höre mir Einer, wie er thut; redet er doch wahrhaftig nicht anders, als wäre es ein oder paar Jahre her und als könnte er sich der langen Zeit wegen auf seine Schändlichkeiten und schlechten

Streiche nicht mehr besinnen. Ist es Dir von heute morgen bis jetzt schon entfallen, wen Du beleidigt hast? Nun, wo warst Du heute kurz vor Tage?" „Was weiß ich, wo ich gewesen bin," erwiderte der Edelmann; „Ihr müßt aber schnelle Boten haben." „Freilich" sagte der Mönch, „ist die Botschaft mir schon zugekommen; aber ich merke schon, Du dachtest, weil der Mann nicht zu Hause ist, würde die gute Frau Dich nur so mit offenen Armen empfangen. Hoho, der ehr- und tugendsame Herr ist ein Nachtwandler, ein Gartenschleicher, ein Baumkletterer geworden. Denkst Du denn durch Deine Unverschämtheit die Heiligkeit dieser Dame zu besiegen, daß Du ihr in der Nacht auf den Bäumen ins Fenster kletterst? Nichts auf der Welt ist ihr so durchaus zuwider, als Du es bist, und doch probirst Du's immer aufs Neue. Ich will gar nicht davon reden, daß sie Dir's vielfach an den Tag gelegt hat; aber wahrhaftig, meine Ermahnungen hast Du Dir besonders zu Gemüthe gezogen. Das will ich Dir indeß hiermit gesagt haben, bis jetzt hat sie, nicht etwa aus Liebe zu Dir, sondern meinem Fürwort zu Gefallen, von Deinem Benehmen geschwiegen; nun wird sie aber nicht mehr schweigen. Ich habe es ihr ganz frei gestellt, wenn Du noch irgend etwas thust, das ihr mißfällig ist, ganz nach ihrem Belieben zu versfahren; und, was willst Du machen, wenn sie's ihren Brüdern sagt?"

Der Edelmann hatte nun Alles, was er brauchte, zur Genüge erfahren; er befähigte daher den Vater nach bestem Wissen und Vermögen mit reichlichen Versprechungen und sagte ihm dann Lebewohl. Als aber in nächster Nacht die Zeit der Frühmesse herangekommen war, schllich er sich in den Garten, erkletterte den Baum und eilte durch das offene Fenster in die Arme seiner schönen Dame, die ihn nach sehnüchtigem Erwarten freudigst mit den Worten empfing: „Großen Dank dem Herrn Vater, der Dir den Weg zu mir so schön gezeigt hat." Nun genossen sie einander und konnten unter Späßen und vielem

Gelächter über die Einfalt des Bruder Kindvieh und unter Spott über Spulräder, Kämme und Wollkräher ihrem Ergözen kein Ziel sezen. Dann aber wußten sie es so einzurichten, daß sie, ohne der Hülfe des gestrengen Pfaffen ferner zu bedürfen, in gleicher Freude noch viele Nächte verbringen könnten, zu welchem Glücke ich Gott bitte, daß er auch mir und allen andern Christenseelen, die Verlangen danach tragen, in seiner heiligen Barmherzigkeit bald verhelfe."

Vierte Geschichte.

Don Felice lehrt den Bruder Puccio, wie er durch eine Übung selig werden kann. Bruder Puccio übernimmt sie und Don Felice vertreibt sich inzwischen mit dessen Frau die Zeit.

Als Philomela am Ende ihrer Geschichte war und schwieg, lobte Dioneus den Verstand der Dame nachdrücklich und mit schönen Worten, nicht minder aber auch das Schlussebet der Philomela, worauf die Königin lächelnd sich zum Pamphilus wandte und sprach: „Wohlan denn, Pamphilus, fahre fort, durch ein lustiges Spässchen uns zu ergötzen.“ Pamphilus erwiederte sogleich, er sei gern bereit, und begann: „Madonna, viele Leute gibt es, die, während sie selbst sich bemühen, das Paradies zu erreichen, Andern unbewußt dazu verhelfen. Daß es einer unserer Nachbarinnen vor nicht gar langer Zeit so ergangen ist, werdet Ihr vernehmen können.“

Wie man mir erzählt hat, wohnte nicht weit von San Pancrazio ein guter und wohlhabender Mann Namens Puccio di Rinieri, der, als er später sich ganz den

geistlichen Dingen ergab, zur Bruderschaft des heiligen Franciscus trat und Bruder Puccio genannt ward. Sein Hauswesen beschränkte sich auf seine Frau und eine Magd, und, da er deshalb nicht nöthig hatte, irgend ein Geschäft zu treiben, war er viel in der Kirche. Er war ein un-
wissender Mensch von grobem Leige und so betete er denn seine Paternoster ab, ging in die Predigten, hörte Messen und blieb gewiß nie zu Hause, wenn die Laienbrüder Laudes zu singen hatten. Außerdem fastete er und ge-
föhle sich, denn man wollte allgemein wissen, daß er zu den Flagellanten gehöre. Seine Frau, die Donna Isabella hieß und erst 28 bis 30 Jahr alt, dabei munter, hübsch und roth wie ein Wachsapfel war, mußte wegen der Frömmelei und vielleicht auch wegen des Alters ihres Mannes gar sehr oft länger Diät halten, als sie gewünscht hätte. Und wenn sie schlafen oder sich mit ihm ergötzen wollte, erzählte er ihr das Leiden Christi, die Predigten des Bruder Anastasius, die Reue der Magdalena, oder andere ähnliche Geschichten.

Um diese Zeit kam ein Mönch, Namens Don Felice, der in San Pancrazio Ordensgeistlicher war, ein ziemlich junger und schön gestalteter Mann von großem Scharfsinn und tiefen Kenntnissen, aus Paris zurück und wurde bald mit Bruder Puccio genauer bekannt. Weil diesem nun der Mönch alle seine Zweifel auf das beste zu lösen wußte und außerdem, sobald er die Gesinnung Puccio's kennen gelernt hatte, äußerst gottesfürchtig sich bewies, begann Bruder Puccio, ihn zuweilen mit nach Hause zu nehmen und ihm, wenn sich's traf, mitunter ein Mittagbrot, oder Abendessen vorzusegen. Auch war Puccio's Frau, ihm zu Liebe, gegen den Mönch freundlich und that ihm gerne eine Ehre an. Wie dieser nun längere Zeit in Bruder Puccio's Hause aus und ein ging und das runde und frische Aussehen der Frau beobachtete, errieth er wohl, was für ein Ding es sein möchte, an dem sie am meisten Mangel litte, und beschloß, um Bruder

Puccio die Mühe abzunehmen, ihr, wenn er könnte, damit beizuspringen. Er wußte sie einige Male gar pfiffig anzusehn und brachte es endlich dahin, daß sich in ihrem Herzen das gleiche Verlangen entzündete. Wie er dies gewahr wurde, sagte er ihr bei der ersten Gelegenheit sein Begehrn.

So sehr er sie aber auch zur Ausführung aufgelegt fand, so schäder war es doch, Mittel und Wege dazu zu finden, denn nirgends in der Welt getraute sie sich mit dem Mönche zusammenzukommen, als nur in ihrem Hause. In ihrem Hause ging es aber wieder nicht, weil Bruder Puccio niemals verreiste, worüber denn der Mönch sich sehr betrübte. Nach langer Zeit erdachte er aber doch ein Mittel, sich, ohne Verdacht zu erregen, in dem eigenen Hause der Frau und sogar in Bruder Puccio's Anwesenheit, mit ihr zu ergözen. Als nämlich Bruder Puccio ihn eines Tages besuchen gekommen war, sagte er zu ihm folgendermaßen: „Ich habe schon oft wahrgenommen, Bruder Puccio, daß Dein ganzes Verlangen dahin gerichtet ist, selig zu werden. Mir kommt es aber vor, als ob Du zu diesem Ziele auf einem weiten Wege gehest, während es doch einen ganz kurzen gibt, den der Papst und seine obersten Prälaten recht wohl kennen, sich seiner auch bedienen. Sie wollen aber nicht, daß man ihn den Leuten weise; denn auf der Stelle wäre der geistliche Stand, der doch großenteils von Almosen lebt, zu Grunde gerichtet, und die Laien würden ihm weder Geschenke noch sonst etwas mehr zuwenden. Weil Du aber mein Freund bist und mir viel Ehre angethan hast, so lehrte ich Dich wol jenen Weg, wenn ich nur wüßte, daß Du ihn befolgstest und keinem Menschen auf der Welt etwas davon sagtest.“

Bruder Puccio, der höchst begierig nach dieser Sache geworden war, fing zuerst an, ihn mit grossem Nachdruck zu bitten, daß er sie ihn lehren möchte; dann schwor er, daß er niemals jemandem mehr davon entdecken würde,

als was jener ihm selbst zuvor erlaubt hätte, und versicherte, wenn er irgend im Stande dazu sei, wolle er gewiß diesen Weg einschlagen.

„Nun,“ sagte der Mönch, „wenn Du mir das versprichst, so will ich Dich's lehren. Du mußt wissen, die heiligen Kirchenväter halten dafür, daß, wer selig werden will, folgende Buße thun muß. Aber verstehe mich recht; ich sage nicht, daß Du nach der Buße nicht eben so wohl, wie jetzt, ein Sünder sein werdest; sondern es wird geschehn, daß die Sünden, die Du bis zur Zeit der Buße schon begangen hast, alle abgewaschen und Dir wegen dieser vergeben werden; die Sünden aber, die Du nachher begehst, werden Dir nicht zur Verdammung angerechnet, sondern mit dem Weihwasser abgewaschen werden, wie das jetzt bei den erläßlichen Sünden der Fall ist. Vor allen Dingen also mußt Du mit größter Gewissenhaftigkeit Deine Sünden beichten und damit nimmt diese Buße ihren Anfang. Dann mußt Du strenge zu fasten und große Enthaltsamkeit zu üben beginnen und das vierzig Tage lang, und in der Zeit nicht ein Mal Deine eigene Frau, geschweige denn ein fremdes Weib anrühren. Außerdem mußt Du Dir in Deinem Hause einen Ort suchen, wo Du Nachts den Himmel sehn kannst: da mußt Du denn um die Zeit des Abendgebetes hingehn und dort ein großes Brett in Bereitschaft halten, das so eingerichtet ist, daß Du aufrecht stehend Dich mit dem Rücken daran anlehnen kannst. Dann stellst Du Dich mit den Füßen auf den Boden, streckst die Arme wie ein Gekreuzigter nach beiden Seiten aus, wobei Du Dich, wenn Du sonst willst, an ein paar Pflockchen anhalten kannst, und verharrst in dieser Stellung bis zur Frühmesse. Verständest Du lateinisch, so müßtest Du inzwischen eine Anzahl Gebete hersagen, die ich Dir auch gerne geben würde; da Du dies nun aber nicht kannst, so mußt Du dreihundert Paternoster und dreihundert Ave Maria zu Ehren der Dreieinigkeit hersagen, dabei den Himmel ansehen und immer

in Gedanken haben, daß Gott Himmel und Erde geschaffen hat, und während Du in derselben Stellung verweilst, wie Christus am Kreuze, Dich immer an sein Leiden erinnern. Sobald es dann zur Frühmesse läutet, kannst Du, wenn Du Lust hast, angezogen wie Du bist, Dich aufs Bett werfen und ein wenig schlafen, vor Tische aber mußt Du noch in die Kirche gehn und wenigstens drei Messen hören, funfzig Paternoster und eben so viel Ave-maria sagen. Dann kannst Du, wenn verglichen vorkommen, mit gehöriger Ehrbarkeit Deine Geschäfte verrichten und zu Mittag essen; zur Vesper aber mußt Du wieder in der Kirche sein und gewisse Gebete, die ich Dir auffschreiben werde, hersagen, denn ohne die geht es nun ein Mal nicht, und mit der Nacht kehrst Du wieder an Deinen Platz zurück. Thust Du dies Alles, wie ich es denn schon gethan habe, und thust Du's mit gehöriger Andacht, so hoffe ich, Du wirst, noch bevor Du ans Ende dieser Buße gelangst, wunderbare Dinge von der ewigen Seligkeit verspüren.“ Bruder Puccio sagte darauf: „Nun das ist gar so schwer nicht und dauert auch gar nicht so lange; das muß sich recht gut thun lassen, und so will ich denn in Gottes Namen nächsten Sonntag anfangen.“

Darauf verließ er den Mönch, ging nach Hause und sagte, wie jener ihm erlaubt hatte, der Frau sein ganzes Vorhaben. Diese errieth aus dem unbeweglichen Stille stehen bis an den Morgen, auf das beste, was der Mönch eigentlich beabsichtigte, und erwiderte deshalb, dieser Weg scheine ihr besonders gut zu sein, auch sei sie hiermit, so wie mit allem Andern, was er zum Heil seiner Seele thäte, völlig zufrieden und wolle, damit Gott seine Buße ihm gebeihen lasse, zur Gesellschaft mitsfasten, die andern Uebungen aber nicht mit übernehmen. Wie sie nun hierüber sich geeinigt hatten und der Sonntag herangekommen war, fing Bruder Puccio seine Buße an; der Herr Pater aber besuchte die Frau zu Stunden, wo man

ihn nicht sehen konnte und aß meistens mit ihr zu Abend von den guten Speisen und Getränken, die er jedesmal mitbrachte. Dann ging er mit ihr zu Bette und stand erst um die Zeit der Frühmesse auf, wenn Bruder Puccio sich schlafen legte.

Der Ort, den Bruder Puccio zu seinen Bußübungen erwählt hatte, war neben der Kammer, in der die Frau schlief, und von dieser durch nichts als eine dünne Wand getrennt. Als daher der Vater ein Mal mit der Frau und sie mit ihm gar zu unabändig schäkerte, kam es dem Bruder Puccio so vor, als hörte er die Dielen einigermaßen knacken, weshalb er nach dem ersten Hundert seiner Paternoster innehielt und, ohne sich zu bewegen, die Frau fragte, was sie denn treibe. Die Frau, die zu Späßen sehr aufgelegt war und vielleicht eben den Gaul des heiligen Benedict oder Johann Gualbertus reiten möchte, antwortete: „Mann, ich sage Euch, ich röhre mich aus Leibeskräften.“ Bruder Puccio sagte darauf: „Wie röhrt Du Dich denn? Wozu soll denn das Röhren?“ Die Frau erwiderte lachend und vergnügt, denn sie war ein verwegenes Weib und mochte auch eben Grund zum Lachen haben: „Nun, wißt Ihr denn nicht, was das sagen will? Hab ich doch tausend Mal von Euch gehört: Wer fastet und wen Hunger plagt, röhrt sich im Bett die ganze Nacht.“ Bruder Puccio glaubte nun, das Fasten sei Schuld, daß seine Frau nicht schlafé und sich deshalb im Bette herumwälze, und sagte zu ihr ganz treuerherzig: „Frau, ich habe Dir's gleich gesagt, Du solltest nicht fasten, aber weil Du's nun ein Mal so gewollt hast, so denke nicht weiter dran und sieh, daß Du schlafst. Du wirthschafftest ja in dem Bette, daß die ganze Stube schüttert.“ Darauf sagte die Frau: „Kümmert Euch doch darum nicht; ich weiß allein, wie ich mich zu benehmen habe. Ehut Ihr nur Eure Schuldigkeit, ich werde mich schon angreifen und mein Möglichstes thun.“ Und so war denn Bruder Puccio stille und nahm seine Paternoster

wieder zur Hand; die Frau aber und der Herr Vater ließen sich von dieser Nacht an in einer andern Gegend des Hauses ein Bett machen und schließen darin, so lange Bruder Puccio's Bußzeit dauerte, mit großem gegenseitigen Ergözen bis zum Morgen, wo dann der Mönch nach Hause ging, die Frau sich aber in ihr Bett legte, um dort Bruder Puccio, wenn er von seiner Buße käme, zu erwarten.

Während dieser nun auf solche Weise seine Bußübungen, die Frau aber und der Mönch ihr Vergnügen fortsetzten, sagte sie wohl öfter im Scherze zu dem Letzten: „Du läßt Bruder Puccio Buße thun und dadurch sind wir ins Paradies gekommen.“ Uebrigens gab ihr der Mönch alle Ursache zur Zufriedenheit, sodaß sie sich an sein Futter gewöhnte und, weil der Mann so lange sie hatte fasten lassen, auch als seine Buße zu Ende ging, sich die Gelegenheit suchte, anderwärts mit dem Mönche sich satt zu essen, und lange Zeit vorsichtig mit ihm sich zu ergözen wußte.

So geschah es denn, damit die letzten Worte der Geschichte sich von den ersten nicht entfernen, daß Bruder Puccio, während er durch seine Buße sich ins Paradies zu bringen meinte, zwei Andre hineinbrachte: den Mönch, der ihm den nächsten Weg dahin gezeigt hatte, und die Frau, die großen Mangel an Dem litt, womit der Herr Vater sie nun aus christlicher Liebe reichlich versorgte.“

Fünfte Geschichte.

Zima schenkt Herrn Francesco Vergellesi ein schönes Pferd und erhält dafür die Erlaubniß, mit seiner Frau reden zu dürfen; als diese schweigt, antwortet er selbst in ihrem Namen und dann erfolgt auch Alles seinen Antworten gemäß.

Pamphilus hatte nicht ohne Lächeln der Damen die Geschichte des Bruder Puccio vollendet, als die Königin gebieterisch Elisen fortzufahren hieß. Sie begann in der spöttischen Weise, die nicht sowol in ihrem eigenen Wesen, als in alter Gewohnheit lag, folgendermaßen: „Viele, die viel wissen, denken, andere Leute seien ganz unwissend, und sehen sich dann manchmal, während sie Andre anzuführen denken, dem Erfolge nach selber angeführt. Dazu halte ich es denn für eine große Thorheit, wenn man ohne Noth sich darauf einläßt, die Stärke des fremden Verstandes auf die Probe zu stellen. Weil aber vielleicht nicht ein Jeder meiner Meinung sein dürfte, so will ich, die für unsere Geschichten festgesetzte Ordnung befolgend, Euch erzählen, was einem Pistojaer Edelmann begegnet ist.

Zu Pistoja war in der Familie der Vergellesi ein Edelmann, Namens Francesco, der bei großem Reichthum, bei vieler Erfahrung und hellem Verstände über die Maßen geizig war. Als dieser nun in Mailand zum Podesta erwählt war, hatte er sich mit Allem, was er dazu bedurfte, anständig versehen; nur fehlte es ihm noch an einem Pferde, das gut genug für ihn gewesen wäre, und als er immer keines finden konnte, war er darüber in einiger

Verlegenheit. Nun lebte damals in Pistoja ein Jüngling, Namens Ricciardo, der zwar von geringer Familie, aber äußerst reich war und so geschmückt und sorgfältig gekleidet ging, daß man ihn allgemein nur den Stutzer (Zima) nannte. Dieser hatte seit langer Zeit die Frau des Herrn Francesco, die von großer Schönheit und Tugend war, geliebt und ihr ohne Erfolg den Hof gemacht. Zima aber hatte eines der schönsten Pferde in Toscana, das er auch seiner Schönheit wegen sehr werth hielt, und da es offenkundig war, daß er sich um die Frau des Herrn Francesco bemühte, rieth irgend ein guter Freund dem letzten, er möge den Zima um sein Pferd ansprechen und gewiß werde dieser es ihm aus Liebe zur Frau schenken.

Herr Francesco ließ sich vom Geize verleiten, den Zima zu sich rufen zu lassen, und bat ihn alsdann, das Pferd ihm zu verkaufen, in der Hoffnung, Zima werde es ihm zum Geschenke anbieten. Als Zima den Antrag hörte, freute er sich und sagte zu dem Edelmann: „Herr, schenket Ihr mir Euer ganzes Vermögen, so wäre mir mein Pferd darum nicht veräußlich. Wenn Ihr's aber zum Geschenke von mir annehmen wollt, so könnt Ihr's haben; doch unter der Bedingung, daß ich, ehe Ihr das Pferd erhalten, mit Eurer Erlaubniß und in Eurer Gewevert mit Eurer Frau (so weit jedoch von Federmann entfernt, daß Niemand außer Ihr selbst mich hören kann) einige Worte reden darf.“ Der Edelmann antwortete, vom Geize bestochen und in der Hoffnung, jenen anzuführen, er sei es zufrieden und Zima möge reden, so viel er wolle.

Und so ließ er ihn im großen Saale seines Palastes, und suchte seine Frau in ihrem Zimmer auf. Hier erzählte er ihr, wie wohlfeil er zu Zima's Pferde gelangen könne, hieß sie mit ihm kommen, um Zima anzuhören, befahl ihr aber auch, sich wohl zu hüten, auf was immer Zima sagen möchte, wenig oder viel zu antworten. Die Frau missbilligte diesen Handel sehr; da sie aber einmal

den Wünschen ihres Mannes folgen müßte, fand sie sich endlich bereit und folgte ihm in den Saal, um zu hören, was Zima ihr zu sagen hätte.

Als dieser den Vertrag mit dem Edelmann noch ein Mal richtig gemacht hatte, setzte er sich mit der Dame, fern von den Leuten, an das eine Ende des Saales und sagte: „Berehrte Dame, unzweifelhaft scheint es mir, daß Ihr in Eurer Einsicht schon seit langer Zeit im Stande gewesen seid, zur Genüge zu bemerken, wie so große Liebe für Euch Eure Schönheit, die unfehlbar jede andere, die ich in meinem Leben gesehen habe, um Vieles übertrifft, in mir entzündet hat. Dabei erwähne ich noch nicht einmal Eure untablichen Sitten und so viele besondere Vorzüge, die Ihr in solchem Maße besitzt, daß der hochgesinnteste Mann nicht im Stande wäre, ihnen zu widerstehen. Und so ist es denn unnöthig, daß ich Euch mit Worten erkläre, wie diese meine Liebe die größte und glühendste ist, die je ein Mann für seine Dame empfunden hat. Auf gleiche Weise werde ich aber auch gewiß so lange fortfahren, Euch zu lieben, als mein armes Leben diese Glieder noch aufrecht erhalten wird; ja, wenn man auch jenseits so wie hier liebt, so werde ich auch in der Ewigkeit Euch ebenso lieben. Darum könnt Ihr Euch denn überzeugt halten, daß Ihr nichts besitzt, sei es Euch theuer, oder von Euch gering geschägt, das Ihr so Euer eigen nennen und auf das Ihr unter allen Umständen so zählen könntet, als auf mich (wie gering auch mein Werth sein möge) und auf Alles, was mir gehört. Um Euch einen klaren Beweis davon zu geben, versichere ich Euch, daß ich es für eine größere Gnade halten würde, wenn Ihr mir in Etwas, das ich zu thun im Stande wäre, und das Euch gefiele, Eure Befehle ertheilen wolltet, als wenn die ganze Welt meinen Geboten unweigerlich gehorchte. Bin ich nun so sehr Euer eigen, wie Ihr es hört, so darf ich nicht ohne Ursache meine Bitten zu Eurer Höheit erheben, da Ihr allein und nichts außer Euch, im

Standे seid, meinen Frieden, mein Glück und mein Heil mir zu verleihen. Und so bitte ich denn, als Euer demüthigster Diener, Euch, mein theures Kleinod, einzige Hoffnung meiner Seele, (die im Feuer der Liebe nur durch Hoffen sich noch erhält) daß Ihr mir gewogen seïn und die Härte, die Ihr bisher mir bewiesen habt, erweichen möget, (denn ich gehöre ja nur Euch zu) auf daß ich, von Eurem Mitleiden erquickt, sagen könne, Eure Schönheit habe mich zwar in Liebe entzündet, dann aber auch das Leben mir wiedergegeben; ein Leben, das ohnfehlbar verlöschen wird, wenn Euer stolzer Sinn meinen Bitten nicht nachgibt, und als dessen Mörderin Ihr dann nach meinem Tode erscheinen werdet. Gerechte mein Tod aber auch nicht, wie er es thut, Euch zu geringer Ehre, so glaube ich doch, Euer Gewissen würde Euch zu Seiten Vorwürfe machen; Ihr würdet bedauern, so hart gewesen zu sein und wol ein Mal in freundlicherer Gesinnung sagen: wie übel that ich doch, mit meinem Zima kein Mitleid gehabt zu haben. Dann aber würde Eure Neue zu nichts führen und Euch nur um so mehr betrüben. So laßt denn, damit Eure Neue nicht zu spät komme, sie im Voraus Euch zum Erbarmen bewegen, während Ihr mir noch Hülfe gewähren könnt; denn bei Euch allein steht es, mich zum fröhlichsten und zum betrübtesten Menschen auf der Welt zu machen. Ich hoffe, Eure Huld wird groß genug sein, um es nicht zuzulassen, daß ich als Lohn für so heiße und so lange Liebe den Tod empfange; vielmehr werdet Ihr mit freundlicher und liebenvoller Antwort meine Lebensgeister beruhigen, die ganz erschrocken sind und bei Eurem Anblisse zittern."

Hierauf schwieg Zima und während er auf eine Antwort der edlen Dame wartete, folgten seinen tiefen Seufzern einige Thränen, die von den Augen niederslossen. So wenig sie nun seine langen Bemühungen, seine Waffenspiele, die Ständchen und die vielen andern Dinge, die Zima ihr zu Liebe unternommen, zu bewegen vermocht

hatten, so ergriffen sie doch diese lieblichen Worte, die der leidenschaftliche Liebhaber zu ihr sprach, und sie begann zu fühlen, was sie nie zuvor gefühlt hatte, was nämlich die Liebe sei. Ob sie nun gleich, um den Befehlen ihres Mannes Folge zu leisten, schwieg, konnten nichts desto weniger ihre verstohlenen Seufzer nicht verbergen, was sie gern in Worten dem Zima offenbart haben würde. Als Zima der Antwort einige Zeit gewartet hatte und immer noch keine erfolgte, wunderte er sich; dann aber begann er die List zu errathen, deren sich der Edelmann gegen ihn bedient hatte. Wie er nun ferner seiner Dame ins Gesicht schaute und ihre Augen mehr als einmal bei seinem Anblick lieblich erblühen sah, auch der Seufzer achtete, die sie nur mit gedämpfter Kraft aus ihrer Brust emporsteigen ließ, fasste er wieder einige Hoffnung und entschloß sich mit deren Hülfe zu einem andern Versuche. Er fing nämlich Namens der Dame und während sie selbst ihm zuhörte, sich in folgenden Worten zu antworten an:

„Mein Zima, wahrlich schon seit langer Zeit bin ich inne geworden, Deine Liebe zu mir sei sehr feurig und edler Art; nun erkenne ich es in Deinen Worten in noch höherem Maße und freue mich dessen, wie es Recht ist. Bin ich Dir übrigens bisher hart und grausam erschienen, so wünsche ich nicht, daß Du glaubest, ich sei im Herzen eben so gesinnt gewesen, als ich im Gesichte mich bezeigt habe. Ich habe Dich vielmehr immer vor allen andern Männern geliebt und werthgehalten, mußte mich aber aus Furcht vor jemand Anderm und aus Besorgniß für meinen Ruf benehmen, wie ich es that. Jetzt aber kommt die Zeit, wo ich Dir deutlich werde zeigen können, ob ich Dich liebe, und wie ich für die Liebe, die Du zu mir gefühlt hast und noch fühlst, Dich zu belohnen im Stande bin. So freue Dich denn und sei guter Hoffnung; denn Herr Francesco ist, wie Du weißt, im Begriff, in wenig Tagen als Podesta nach Mailand zu gehn, wozu Du ihm ja selber mir zu Liebe Dein schönes Pferd geschenkt

hast. Sobald er abgereist sein wird, verspreche ich Dir unfehlbar bei meiner Ehre und bei der warmen Liebe, die ich für Dich empfinde, daß Du in wenig Tagen mit mir allein sein sollst und daß wir alsbann unsere Liebe zu völligem und ergötzlichem Ziele führen wollen. Und damit ich nicht nöthig habe, noch ein anderes Mal dieser Sache wegen Dich zu beschicken, so sage ich Dir jetzt, sobald Du eines Tages zwei ausgebreitete Handtücher am Fenster meiner Schlafrübe, die nach dem Garten hinausgeht, hängen siehst, so komm den Abend, wenn es dunkel ist, mit großer Vorsicht, ja von Niemand gesehen zu werden, durch die Gartenthür zu mir heraus. Dann sollst Du mich finden; ich werde Deiner schon warten und wir werden Beide die ganze Nacht über Freude und Vergnügen an einander haben, wie wir es nur wünschen."

Als Zima im Namen der Dame also gesprochen hatte, fing er wieder an, für sich zu reden und antwortete: „Bielgeliebte Dame, das unendliche Entzücken über Eure gute Antwort hat alle meine Kräfte so gefangen, daß ich kaum vermag, zum schuldigen Dank, den ich Euch sagen möchte, die Worte zu finden. Könnte ich aber reden, wie ich es wünschte, so ist keine Frist weit genug, um den vollen Ausdruck des Dankes, meinem Gefühl und meiner Pflicht entsprechend, in sich zu fassen. So muß ich es nun Eurem verständigen Ermessens überlassen, Das zu erkennen, was ich trotz meiner Wünsche in Worten nicht zu sagen vermag. Nur das erwidre ich Euch: wie Ihr mir anbefohlen habt, so denke ich unfehlbar zu thun, und wenn ich dann vielleicht mehr beruhigt bin, werde ich mir Mühe geben, für das unaussprechliche Geschenk, das Ihr mir gewährt habt, Euch nach Kräften so sehr zu danken, als ich nur immer weiß. Nun habe ich für jetzt nichts weiter zu sagen und darum, meine geliebteste Dame, gebe Gott Euch die schönste Freude und das beste Glück, die Ihr Euch nur wünscht, und lebet wohl!“

Zu alle Dem sagte die Dame kein Wort; weshalb

Zima nun aufstand und zu dem Edelmann zurückkehrte. Als dieser die Sitzung aufgehoben sah, ging er ihm entgegen und sagte lachend: „Nun was meinst Du, hab' ich mein Versprechen gut gehalten?“ „Nein, Herr,“ antwortete Zima, „Ihr verspracht mir, mich mit Eurer Frau reden zu lassen und ich habe zu einer Marmor-Statue sprechen müssen.“ Diese Rede war dem Edelmann äußerst willkommen; denn, wie gut auch seine Meinung von der Frau gewesen war, so wurde sie doch hierdurch noch vermehrt. „Genug,“ sagte er, „das Pferd gehört nun mir, das bisher Dein war,“ worauf Zima antwortete: „Freilich, Herr; hätte ich aber gedacht, daß die Kunst, die Ihr mir gestattet habt, solche Früchte tragen würde, wie sie es gethan hat, so hätte ich, ohne sie mir erst zu erbitten, Euch lieber gleich das Pferd geschenkt. Wollte nun Gott, ich hätte so gehandelt; denn jetzt habt Ihr den Gaul gekauft, ich habe ihn aber nicht verkauft.“ Der Edelmann lachte darüber und reiste nun, da er ein Pferd hatte, wenige Tage später ab und ging nach Mailand, Podestà zu werden.

Als die Dame nun im Hause ihre eigene Herrin war, sagte sie wol, wenn sie an die Worte des Zima, an seine große Liebe zu ihr und an das Pferd dachte, das er um ihretwillen weggeschenkt hatte, und wenn sie ihn dann wieder so oft vor ihrem Hause vorübergehen sah, bei sich selber: „Was thue ich? Warum verliere ich meine Jugendzeit? Der ist nach Mailand gegangen und kommt die nächsten sechs Monate nicht wieder. Wann wird er sie mir je ersezken? Etwa wenn ich alt bin? Und überdies, werde ich wol irgend einen Verehrer, wie Zima, finden? Ich bin allein und bräusche mich vor Niemand zu fürchten. Ich weiß nicht, warum ich die guten Tage, die ich mit machen kann, mir soll entgehen lassen. Ich werde nicht immer die Freiheit haben, die ich jetzt habe. Niemand wird etwas davon erfahren, und käme es am Ende

doch heraus, so ist es immer besser, Genossenes zu bereuen, als zu bereuen, daß man nichts genossen hat."

Als sie nun mit sich selber sich berathen hatte, hängte sie eines Tages, wie Zima es gesagt hatte, zwei Handtücher zum Gartenfester hinaus. Zima, hocherfreut, als er sie sah, ging, sobald die Nacht angebrochen war, heimlich und allein zur Thür des Gartens seiner Dame. Er fand sie offen und als er schnell hindurchgegangen war, erwartete die Edeldame ihn schon an der Hausthüre. Wie sie ihn kommen sah, ging sie ihm entgegen und empfing ihn mit dem Ausdruck der größten Freude; er aber folgte ihr unter hunderttausend Umarmungen und Küssem die Treppe hinauf. Hier gingen sie, ohne ferner zu zögern, zu Bett und eilten das letzte Ziel der Liebe zu erreichen. Dies Mal war aber nicht, wie es das erste gewesen war, das letzte; denn so lange der Edelmann in Mailand war und auch nach seiner Rückkehr, besuchte Zima zu großem Vergnügen beider Theile seine Dame noch vielmals."

Sechste Geschichte.

Ricciardo Minutolo liebt die Frau des Filippello Fighinolfi. Er erfährt, daß sie eifersüchtig sei, und bringt es dahin, daß sie, weil er ihr vorspiegelt, Filippello werde am andern Tage mit seiner Frau in einem Bade zusammenkommen, dorthin geht, und während sie der Meinung ist, mit ihrem Manne zusammenzusein, findet sich es, daß sie dem Ricciardo sich hingegeben hat.

Elise hätte nichts mehr zu sagen, als die Königin, nachdem sie die Schläueit des Zima gelobt hatte, der Fiammetta mit einer andern Geschichte fortzufahren gebot. Mit

freundlichem Lächeln erwiderte diese: „Gern, Madonna,“ und begann: „Wir wollen uns ein wenig von unserer Stadt entfernen, die, wie an allen andern Dingen, so auch an Beispielen jeder Art reich ist, und, wie schon Elise es gethan hat, mit den Geschichten, die in der übrigen Welt sich zugetragen haben, uns etwas beschäftigen. So will ich mich denn nach Neapel versetzen und Euch erzählen, wie eine von den Betschwestern, die so spröde gegen die Liebe thun, durch die Schlauheit ihres Liebhabers dorthin gebracht ward, eher die Früchte der Liebe zu kosten, als sie ihre Blümchen erkannt hatte. Diese Geschichte wird Euch zugleich für mögliche zukünftige Fälle vorsichtig machen und in Betreff der vergangenen Euch ergözen.“

In der uralten Stadt Neapel, die wol eben so anmuthig oder anmuthiger als irgend eine andere in Italien ist, lebte einst ein junger Mann, dem seine edle Abkunft Ansehen und seine großen Reichthümer Glanz gewährten, Namens Ricciardo Minutolo. Obgleich dieser nun selbst eine sehr schöne und liebenswürdige junge Frau hatte, verliebte er sich doch in eine Andere, die nach allgemeinem Dafürthalten an Schönheit alle Neapolitanerinnen um Vieles übertraf. Sie hieß Catella, war äusserst sittsam und mit einem jungen Manne vermählt, der Filippello Gighi-nolfi hieß, ebenfalls von Adel war und sie über Alles liebte und werth hielt. Ricciardo Minutolo, der in seiner Liebe zur Catella alles Mögliche that, wodurch man im Stande zu sein pflegt, die Neigung einer Dame zu erwerben, und doch Nichts erlangen konnte, das seinen Wünschen entsprochen hätte, war der Verzweiflung nahe und wußte, da ihm Geschick oder Kraft, von dieser Liebe sich loszumachen, fehlten, weder zu sterben, noch freute es ihn zu leben.

Während er nun in dieser Stimmung sich befand, geschah es, daß einige Frauen, die mit ihm verwandt waren, ihn nachdrücklich ermahnten, er möge diese Liebe aufgeben; seine Mühe sei doch umsonst, denn nichts auf der

Welt sei der Catella außer dem Filippello werth, den sie so eifersüchtig liebe, daß sie von dem Vogel in der Lust fürchte, er möge ihn ihr entreissen.

Raum hatte Ricciardo von Catella's Eifersucht gehört, so fasste er in Betreff seiner Wünsche sogleich einen neuen Entschluß. Er begann sich nämlich zu stellen, als gebe er die Liebe zur Catella nun auf und als habe er sein Herz statt dessen einer andern Edel dame geschenkt, der zu Ehren er denn auch Waffenübungen und Turniere und alles Andre, was er sonst zu Ehren der Catella gethan hatte, anstellte. Er hatte auch nicht lange dergleichen gethan, als bereits geriz Neapel, und Catella ebenfalls, der Meinung war, daß er nicht mehr diese, sondern jene andere Dame auf das feurigste liebte. In diesem Benehmen verharzte er so lange, bis diese Meinung von Allen für unfehlbar gehalten wurde, und Andrer zu geschweigen, ließ Catella selbst von einer gewissen Sprödigkeit, die sie wegen der Liebe, die er ihr zu bezeigen pflegte, angenommen hatte, nach und grüßte ihn als ihren Nachbarn, wie sie Andere grüßte, freundlich, wenn sie ging oder kam.

Nun geschah es, daß während der großen Hize viele Gesellschaften von Rittern und von Damen nach neapolitanischer Sitte an dem Meeresufer spazierten, um sich dort zu ergözen und Mittag oder Abendbrot zu genießen. Sobald Ricciardo wußte, Catella sei mit ihrer Gesellschaft dorthin gegangen, ging er mit einigen seiner Bekannten an denselben Ort. Hier wurde er nun zur weiblichen Gesellschaft der Catella eingeladen; doch nahm er die Aufforderung erst an, nachdem er sich lange hatte bitten lassen, wie wenn er keine besondere Lust hätte, dortzubleiben. Bald sangen die Damen und unter ihnen namentlich auch Catella, an, wegen seiner neuen Liebe ihn aufzuziehn; er aber stellte sich gar sehr entflammmt und gab ihnen dadurch nur neuen Anlaß zu spazieren. Als man indessen weiter spazierte, verlor sich, wie es an jenem Ufer

zu geschehen pflegt, die eine Dame dahin und die andre dorthin. Wie zuletzt Ricciardo sich bis auf wenige Andre mit Catella allein sah, ließ er gegen sie ein Wort von einer gewissen Liebschaft ihres Mannes Filippello fallen, das sogleich ihre Eifersucht erweckte und sie vor Begierde, zu hören, was Ricciardo ihr zu sagen hätte, innerlich ganz entbrennen ließ. Eine Zeitlang suchte sie sich zu halten, endlich aber vermochte sie es nicht mehr, und beschwore den Ricciardo bei seiner Liebe zu der Dame, die ihm am theuersten sei, sie über Das, was er vom Filippello gesagt habe, gefällig aufzuklären.

Jener antwortete: „Ihr habt mich bei etwas so Werthem beschworen, daß ich Euch nicht zu verweigern weiß, was Ihr von mir fordert. Und so bin ich denn bereit, Euch Auskunft zu geben, wenn Ihr mir anders zuvor versprecheret, daß Ihr weder gegen Euren Mann, noch gegen sonst Jemand ein Wort darüber sagen wollt, bevor Ihr Euch nicht durch die That überzeugt haben werdet, was ich Euch erzählen werde, sei wahr; und begehrst Ihr es, so will ich Euch zum Letzten Gelegenheit geben.“ Der Dame gefiel die Forderung des Ricciardo, um derentwillen sie seine Reden für desto wahrer hielt, und sie schwor ihm, niemals davon zu reden.

Nachdem sie nun, um von Andern nicht gehört zu werden, auf die Seite gegangen waren, begann Ricciardo also zu sprechen: „Madonna, liebte ich Euch noch, so wie ich einst Euch geliebt habe, so hätte ich nicht den Muth, Euch Etwas zu sagen, wovon ich glaubte, es werde Euch zum Verdrusse gereichen. Nun aber, da jene meine Liebe vorüber ist, werde ich weniger ängstlich sein, Euch in Allem die Wahrheit zu eröffnen. Ich weiß nicht, ob den Filippello jemals die Liebe, die ich für Euch empfand, verblossen haben mag, oder ob er sich eingebildet hat, ich sei irgend einmal von Euch geliebt worden; wie dem auch sein mag, gegen mich selbst hat er sich nie etwas der Art merken lassen. Zeht aber vielleicht, nachdem er so

lange gewartet hat, bis er glauben möchte, ich werde am ersten unbesorgt sein, lässt er deutlich die Absicht blicken, mir Das anzuthun, was, wie ich kaum zweifle, er voraussezt, ich habe es ihm gethan, meine Frau nämlich zu seinem Willen zu haben. Meinen Nachrichten zufolge hat er seit nicht gar langer Zeit sie ganz insgeheim häufig mit Anträgen beschickt. Ich habe sie alle sogleich erfahren, und sie hat ihm Alles geantwortet, was ich selbst ihr aufgetragen hatte. Diesen Morgen erst, ehe ich hierherkam, fand ich zu Hause ein Weib heimlich mit meiner Frau reden und dachte mir gleich, sie müsse sein, was sie hernach wirklich war. Darum rief ich denn meine Frau und fragte sie, was jene haben wolle. „Es ist wieder das Geplage von dem Filippello, den Du mir mit Deinem Antwortmachen und Hoffnunggeben auf den Hals geladen hast, und nun sagt er, er will durchaus wissen, was ich zu thun denke; wenn ich wolle, könnte er es einrichten, daß ich heimlich mit ihm in einem hiesigen Bade zusammenkomme, und darum bittet er mich nun gar sehr. Hättest Du mich aber nicht, Gott weiß warum, gezwungen, auf diesen Handel mich einzulassen, so hätte ich ihn mir schon auf eine Weise vom Halse geschafft, daß er nie wieder nach mir hätte hinsehen sollen.“ Das schien mir denn doch etwas zu weit zu gehn und sich nicht mehr dulden zu lassen, weshalb ich auch beschloß, es Euch zu sagen, damit Ihr er führet, wie Eure aufrichtige Treue, um deinetwillen ich einst dem Tode nahe war, belohnt wird. Damit Ihr aber nicht etwa glauben möchtet, das seien nur Worte und Fabeln, sondern im Stande wäret, im Falle Ihr dazu Lust bekämet, die Wahrheit offenbar zu sehen und mit Händen zu greifen, hieß ich meine Frau, der Botin, die auf sie wartete, zur Antwort ertheilen, sie wäre bereit, morgen Nachmittag, wenn die Leute schliefen, in das Bad zu kommen, worauf denn diese in größter Zufriedenheit zurückkehrte. Nun denke ich, Ihr werdet wol nicht glauben, ich werde sie hinschicken; wäre ich aber an

Eurer Stelle, so würde ich's so einrichten, daß er mich an der Stelle Derjenigen finde, die er dort zu finden glaubt, und wäre ich dann eine Zeitlang mit ihm zusammen gewesen, so würde ich ihm zeigen, wen er umarmt habe, und ihm die Artigkeiten sagen, die ihm gehüthten. Thätet Ihr das, dann glaube ich, würde er so sehr sich schämen müssen, daß der Schimpf, den er Euch, und den er mir anthun will, zu gleicher Zeit gerächt sein würden."

Als Catella das hörte, glaubte sie auf der Stelle den Worten Ricciardo's, nach Art der Eifersüchtigen unbekümmert um Denjenigen, der es ihr erzählte, und den Betrug, der von ihm zu erwarten war, und war sogleich geschäftig, gewisse Kleine Ereignisse, die früher vorgefallen waren, hiermit zusammenzureimen. So antwortete sie denn, von plötzlichem Zorne entflammt, daß sie gewiß so thun werde, daß es ihr gar nicht so viel Ueberwindung koste, so zu thun, und daß, wenn er hinkomme, sie ihn sicher auf eine Weise beschämen wolle, daß es ihm sein Lebelang, so oft er ein Frauenzimmer zu sehen bekäme, wieder eifallen solle. Ricciardo war damit sehr zufrieden, und, überzeugt, sein Plan sei gut und finde den besten Fortgang, bestärkte er sie noch mit vielen andern Worten in ihrem Vorhaben und vermehrte dadurch ihren Glauben noch ferner. Zugleich aber bat er sie, niemals zu sagen, daß sie es von ihm erfahren habe, was sie ihm denn auch bei ihrer Ehre versprach.

Den folgenden Morgen ging Ricciardo zu dem dienstfertigen Weibe, das die Bäder, die er der Catella genannt hatte, hielt, sagte ihr seine Absicht und bat sie, in dieser Sache ihm so hülfreich als möglich zu sein. Diese Frau, die ihm vielen Dank schuldig war, versicherte es gerne thun zu wollen und verabredete nun mit ihm, was zu thun und zu sagen sei. Nun hatte sie in ihrem Badehause ein sehr dunkles Zimmer, dem es an einem Fenster oder andern Lichtloch gänzlich fehlte. Dieses machte die gute Frau nach der Anweisung des Ricciardo zurecht

und stellte ein Bette, so gut sie es aufstreben konnte, hinein, in welches Ricciardo, nachdem er gegessen hatte, um die Dame zu erwarten, sich legte.

Diese aber war, als sie die Worte Ricciardo's gehört und ihnen mehr Glauben, als sie verdienten, beigemessen hatte, voller Zorn nach Hause zurückgekehrt. Zufällig kam Filippello, gerade an dem Abend gleichfalls mit andern Gedanken beschäftigt, nach Hause und that deshalb vielleicht nicht ganz so freundlich mit ihr, als er sonst zu thun gewohnt war. Wie sie das bemerkte, wurde ihr Verdacht noch um Vieles stärker, als er es schon zuvor gewesen war, und sie sagte bei sich selbst: „Wahrhaftig, Der hat nur das Weib in Gedanken, mit dem er morgen sich Lust und Vergnügen verspricht; daraus soll aber gewiß nichts werden.“ Mit solchen Gedanken und mit Ueberlegungen, was sie ihm sagen wolle, nachdem sie sich von ihm habe umarmen lassen, beschäftigte sie sich beinahe die ganze Nacht.

Um es kurz zu machen, als es drei Uhr war, tief Catella ihre Dienerin und ging, ohne ihren Vorhang irgend zu ändern, nach dem Bade, das Ricciardo ihr bezeichnet hatte. Hier fand sie jene gute Frau und fragte, ob Filippello an dem Tage schon da gewesen sei. Die Frau, die von Ricciardo unterrichtet worden war, antwortete: „Seid Ihr die Dame, die herkommen soll, um mit ihm zu reden?“ Catella erwiderte: „Ja, die bin ich.“ „Nun,“ sagte die gute Frau, „so geht nur zu ihm hinein.“ Catella, die suchte, was sie lieber nicht gefunden hätte, ließ sich zu der Stube, in der Ricciardo sich befand, führen, trat mit verschleiertem Haupte ein und schloß die Thür hinter sich zu. Als Ricciardo sie kommen sah, stand er freudig auf, nahm sie in seine Arme und sagte leise: „Willkommen, mein liebes Herz.“ Catella, die sich noch für eine andere, als sie wirklich war, gehalten wissen wollte, umarmte und küsste ihn und erwies ihm die größten Zärtlichkeiten, jedoch ohne ein Wort zu reden; denn sie fürchtete,

wenn sie spräche, von ihm erkannt zu werden. Das Zimmer war äußerst dunkel, womit denn beide Theile sehr zufrieden waren, und selbst durch längeren Aufenthalt gewannen die Augen darin nicht größere Kraft. Ricciardo führte sie zum Bett, und, ohne die Stimme zum Verräther werden zu lassen, verweilten sie hier zu großerer Lust und Vergnügen des Einen als wie der Andern, eine geraume Zeit.

Als es aber endlich der Catella Zeit zu sein schien, ihren gefassten Groll loszulassen, fing sie, von glühendem Zorn entbrannt, also zu reden an: „Ah, wie elend ist doch das Geschick der Frauen, und mit welchem Unrecht wenden Viele ihre Liebe ihren Männern zu. Ich Unglückliche, acht Jahre sind es nun, seit ich Dich mehr als mein Leben liebe, und Du Bossewicht, Du schändlicher Mensch, Du glühest und verzehrest Dich nun, wie ich eben erfahren habe, in der Liebe zu einem fremden Frauenzimmer. Wen denkst Du denn umarmt zu haben? Die hast Du umarmt, die Du schon seit lange mit falschen Schmeichelreden und erheuchelter Liebe betrogen hast, während Du eine Andere liebstest. Ich bin Catella, Du ruchloser Verräther, und nicht Ricciardo's Frau. Ich bin es ganz gewiß, und Du wirst mich an der Stimme wohl erkennen. Ich kann es aber nicht abwarten, daß wir im Hellen sind, um Dich geilen, räudigen Hund zu beschämen, wie Du es verdienst. Ach, ich unglückliches Weib, wem habe ich nun so viele Jahre lang so treue Liebe bewahrt? Diesem ruchlosen Hunde, der mir jetzt, da er ein fremdes Frauenzimmer zu umarmen dachte, in den wenigen Augenblicken, die ich mit ihm zusammen war, mehr Liebkosungen und Schmeicheleien angethan hat, als während der ganzen Zeit, daß ich seine Frau bin. Ja, Du abtrünniger Hund, heute hast Du Dich angreifen können, und zu Hause bist Du gewohnt, Dich so schwächlich, so matt und unbrauchbar zu stellen. Aber Gottlob, Du hast nicht fremden Acker, wie Du dachtest, sondern

Deinen eignen gepflügt. Nun wundere ich mich nicht, daß Du mich diese Nacht nicht anrührtest; Du dachtest Deine Ladung anderwärts abzusehen und wolltest gern als ein wackerer Ritter ins Feld rücken. Aber, Gott und meiner Klugheit sei es Dank, diesmal ist der Fluß noch in seinem rechten Bette geblieben. Nun, was antwortest Du nicht, Du schändlicher Mensch? Warum bringst Du keine Sylbe vor? Bist Du stumm geworden bei meinen Worten? Wahrhaftig, ich weiß nicht, was mich abhält, Dir mit den Nägeln ins Gesicht zu fahren und Dir die Augen auszureißen. Du dachtest mir diesen Streich gar heimlich zu spielen, aber, bei Gott, was Einer weiß, erfährt der Andere, und so ist Dir's nicht gelungen. Ich hatte bessere Hunde auf Deiner Fährte, als Du Dir denken mochtest."

Ricciardo freute sich innerlich über diese Worte und küßte und umarmte sie immerfort, ohne ein Wort zu sagen, und that mit ihr nur noch viel schöner als zuvor. Deshalb fuhr sie in ihrer Rede fort und sagte: „Du denkst wol, mit Deinen erlogenen Lieblosungen mich zu bestechen, Du widerwärtiger Hund; Du denkst mich wol zu beruhigen und wieder gut zu machen? Da irrst Du Dich aber. Nicht eher werde ich Dich mit dieser Geschichte zufrieden lassen, als bis ich öffentlich in Gegenwart aller unsrer Verwandten, Nachbaren und Freunde Dich ausgeschimpft habe. Und bin ich denn etwa nicht eben so schön, als Ricciardo Minutolo's Frau? Bin ich nicht von eben so guter Familie? Warum antwortest Du nicht, Du garstiger Hund? Was hat sie denn vor mir voraus? Weg mit Dir, und unterstehe Dich nicht mehr, mich anzurühren; Du hast Dich heute schon zu sehr angestrengt. Ich weiß nun doch ja nur zu genau, daß Du Dir Gewalt anthun müßtest, wenn Du mit mir was anfangen wolltest, seit Du mich erkennst hast. Aber, so wahr mir Gott helfen soll, ich werde Dich noch nach mir hungern lassen. Ich weiß auch nicht, was mich abhält, mir den

Ricciardo holen zu lassen, der mich mehr als sich selbst geliebt hat und sich nicht hat rühmen können, daß ich ihn ein Mal angesehen hätte. Wahrlich, Niemand würde mich drum tadeln können. Du aber hast gedacht, seine Frau hier zu genießen, und was Dich und Deinen Willen betrifft, so ist es so gut, als ob es geschehen wäre. Du hättest also gewiß kein Recht, mir was vorzuwerfen, wenn ich mich mit ihm einließe."

Auf solche Weise redete die Dame lange und beschwerte sich sehr; endlich aber bedachte Ricciardo, wie großes Uebel daraus entstehen könnte, wenn er sie in dieser Meinung gehen ließe, und so entschloß er sich, ihr sich zu entdecken und sie aus dem Irrthume, in dem sie sich befand, zu reisen. Nachdem er sie also wieder in den Arm genommen hatte und so fest umschlungen hielt, daß sie sich nicht losmachen konnte, sagte er: „Bürnt nicht, mein liebes Leben; was ich durch Liebe allein von Euch nicht erlangen konnte, hat Liebe mit List gepaart mich gewinnen lassen; ich bin Euer Ricciardo."

Als Catella das hörte und an der Stimme ihn erkannte, wollte sie sogleich aus dem Bettle springen, konnte sich aber nicht losmachen. Dann wollte sie schreien, aber Ricciardo verschloß ihr mit der einen Hand den Mund und sagte: „Madonna, es ist nun einmal unmöglich, Das, was geschehen ist, ungeschehen zu machen, wenn Ihr auch Euer ganzes Leben lang schriet. Wollt Ihr aber doch schreien, oder sonst auf irgend eine Weise irgend Jemand mittheilen, was zwischen uns vorgefallen ist, so wird das zwei Folgen haben. Die erste, und sie kann Euch unmöglich gleichgültig sein, ist, daß Eure Ehre und Euer guter Ruf zu Grunde gehen. Denn, wenn Ihr auch immerhin sagt, ich habe Euch durch List hierher gelockt, so behaupte ich, es sei nicht wahr, Ihr seid um Geld und um Geschenke, die ich Euch versprochen habe, hierher gekommen, und Ihr habet diesen Kärm und diesen Bank nur deshalb erhoben, weil Ihr zornig geworden seid, daß

ich Euch jene Geschenke nicht in dem Maße gegeben, in dem Ihr sie Euch gedacht habet. Und da Ihr wißt, daß die Leute immer bereiter sind, das Böse als das Gute zu glauben, wird man vielmehr meinen, als Euren Worten vertrauen. Außerdem wird aber zwischen Eurem Mann und mir eine tödtliche Feindschaft daraus entstehen, und es könnte sich leicht treffen, daß ich eben so bald ihn umbrächte, als er mich, was Euch dann wieder weder Freude noch Vortheil gewähren dürfte. Und so bitte ich denn Euch, mein liebes Herz, nicht zugleich Euch selbst zu beschimpfen und Euren Mann und mich in Gefahr und Streit zu bringen. Ihr seid nicht die Erste und werdet auch nicht die Letzte sein, die betrogen wird. Auch habe ich Euch nicht betrogen, um Euch das Eurige zu nehmen, sondern aus übermäßiger Liebe, die ich zu Euch trage und immer als Euer demüthiger Diener zu tragen wünsche. Denn obgleich schon seit gar langer Zeit ich und Alles, was mir gehört und was ich gelte und vermag, Euch zugehört und Eurem Dienste gewidmet ist, so denke ich doch, dies Alles soll von nun an noch vielmehr als je zuvor der Fall sein. Ihr seid in andern Dingen so verständig; gewiß, Ihr werdet es auch hier sein."

Catella weinte, während Ricciardo diese Worte sprach, heftig; so erzürnt sie aber war, und so sehr die Sache sie verbroß, so war sie doch vernünftig genug, den wahren Worten des Ricciardo Raum zu geben und einzusehen, es könne gar leicht sich so zutragen, wie er ihr voraus sagte. Deshalb erwiderte sie denn: „Ricciardo, ich weiß bei Gott nicht, wie ich es anfangen soll, den Schimpf und den Betrug zu ertragen, die Du mir angethan hast. Hier, wo mich meine Einfalt und übermäßige Eifersucht hergeführt haben, will ich nun nicht weiter Lärm machen; aber davon halte Dich überzeugt, daß ich nicht eher wieder froh werde, als bis ich auf die eine oder andere Weise mich für den Streich, den Du mir gespielt hast, gerächt sehe. Darum laß mich nun endlich los und halte mich

nicht mehr. Du hast Deinen Zweck erreicht und mich übel genug zugerichtet. Nun ist es Zeit, daß Du mich läßt, und ich bitte Dich, las mich los."

Ricciardo sah sie in diesen Worten noch sehr gegen sich aufgebracht; er aber hatte sich vorgesetzt, sie nicht eher loszulassen, als bis sie sich zu Gute gegeben hätte. Deshalb fing er wieder mit den besten Worten ihr zuzureden an und sprach und bat so lange und beschwore sie so sehr, daß sie endlich nachgeben und mit ihm Frieden machen müßte. Darauf blieben sie noch, jetzt mit beiderseitigem Willen und großem Vergnügen, eine gute Weile beisammen. Wie nun die Dame bei dieser Gelegenheit sich überzeugte, wie viel wohlschmeckender die Küsse des Geliebten, als die des Gemahls seien, verwandelte sie ihre Härte gegen den Ricciardo in süße Liebe, wandte ihm von diesem Tage an ihr ganzes Herz zu und wußte es mit vieler Vorsicht so einzurichten, daß sie noch viele Male ihrer Liebe sich erfreuen könnten. Gott gewähre uns die Freuden der unstrigen."

Siebente Geschichte.

Tedaldo verläßt Florenz im Unfrieden mit seiner Geliebten. Nach einiger Zeit kommt er als Pilger gekleidet zurück, spricht mit der Dame, bringt sie zur Erkenntniß ihres Unrechts, befreit ihren Mann vom Tode, der ihm bevorstand, weil ihm bewiesen war, daß er den Tedaldo umgebracht habe, versöhnt ihn dann mit seinen Brüdern und erfreut sich vorsichtig mit seiner Geliebten.

Schon schwieg Giametta, und ihre Geschichte ward von Allen gelobt, als die Königin, um keine Zeit zu verlieren, schnell Emilien das Erzählen übertrug, worauf diese also

begann: „Mir beliebt es in unsere Stadt, von der meine beiden Vorgängerinnen sich zu entfernen für gut fanden, wieder zurückzukehren und Euch zu berichten, wie einer unserer Mitbürger seine verlorene Geliebte wieder gewonnen hat.“

Es lebte nämlich in Florenz ein junger Mann von Adel, Namens Ledaldo degli Elisei, der in eine Dame, die Monna Ermellina hieß und einen gewissen Albobrandino Palermini zum Manne hatte, über die Maßen verliebt war und durch sein musterhaftes Betragen auch wirklich, wie er es verdient hatte, an das Ziel seiner Wünsche gelangte. Diesen Freuden widersegte sich indeß das den Glücklichen feindliche Schicksal. Was auch immer der Grund davon sein möchte, die Dame, die zuvor mit ihrer Kunst gegen Ledaldo freigiebig gewesen war, weigerte sich durchaus, ihm ferner zu Willen zu sein, und wollte sogar keinerlei Botschaft ferner von ihm anhören oder annehmen. Er versiel darüber in tiefen und mislaunigen Trübsinn; so sehr aber war seine Liebe verborgen geblieben, daß Niemand die wahre Ursache seiner Traurigkeit errtheil. Als er sich nun nach Kräften vielfach bemüht hatte, die Liebe wieder zu gewinnen, die er ohne seine Schuld verloren zu haben glaubte, und alle seine Anstrengungen ohne Erfolg bleiben sah, beschloß er die Welt zu fliehen, um Derjenigen, welche die Schuld seines Unglücks trug, nicht die Freude zu gewähren, ihn allmälig sich verzehren zu sehen. Zu dem Ende raffte er an Gelde zusammen, was er konnte, und verließ Florenz insgeheim, ohne irgend einem Freunde oder Verwandten, einen Vertrauten ausgenommen, dem er Alles mittheilte, von seinem Vorhaben ein Wort zu sagen.

So gelangte er unter dem angenommenen Namen Filippo von Sandoleccio nach Ancona, wo er sich mit einem reichen Kaufmann einigte, sich als Diener bei ihm verbildung und auf seinem Schiffe mit ihm nach Eypern fuhr. Sein gutes Betragen und seine einnehmenden Sit-

ten gefieln dem Kaufmann so wohl, daß er ihm nicht nur einen bedeutenden Lohn aussetzte, sondern ihn zu seinem Handlungsgenossen mache und ihm überdies einen großen Theil seiner Geschäfte ganz übergab. Dieser Angelegenheiten nahm sich Lebalbo wieder mit solchem Eifer und so vielem Glücke an, daß er nach wenig Jahren ein geschickter, reicher und berühmter Kaufmann ward. Ob er nun gleich bei seinen neuen Geschäftesten oftmals an seine grausame Dame zurückdachte und sich noch immer schwer von der Liebe verwundet fühlte, auch sehnslüchtig sie wiederzusehen begehrte, so war er doch standhaft genug, sieben Jahre lang siegreich diesen Kampf zu bestehen. Als es aber eines Tages sich zutrug, daß er in Cypren ein Lied singen hörte, das er früher gedichtet hatte, und in dem die Liebe zu seiner Dame und ihre zu ihm und die Freuden, die sie miteinander genossen, geschildert wurden; da däuchte es ihm unmöglich, daß sie ihn vergessen haben sollte, und er entbrannte in solchem Verlangen, sie wieder zu sehen, daß er es nicht länger ertragen konnte und sich entschloß, nach Florenz zurückzukehren. Und so reiste er denn, nachdem er alle seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, mit einem einzigen Diener nach Ancona, von wo aus er seine Sachen sämmtlich nach Florenz an einen Freund seines anconitaner Handelsgenossen sendete, selbst aber heimlich in der Tracht eines vom heiligen Grabe lehrenden Pilgers mit seinem Diener desselben Weges zog.

Wie sie in Florenz angelangt waren, kehrte er in einem kleinen Gasthöfe ein, der zwei Brüdern gehörte und ganz nahe an dem Hause seiner Dame war. Nicht eher aber wollte er irgend sonst wohin gehen, bis er nicht vor ihrem Hause gewesen und sie zu sehen versucht hatte. Er fand indeß Thüren und Fenster und Alles verschlossen und besorgte, sie möchte ausgezogen, oder gar gestorben sein. Nachdenklich hierüber wandte er sich nach der Wohnung seiner Brüder und fand sie daselbst alle vier in Trauerkleidern vor der Thür sitzen. Da ihn dies sehr verwun-

derte, und da ihm bekannt war, seine Gestalt und seine Tracht seien gegen die, welche man vor seiner Abreise an ihm gewohnt war, so sehr verändert, daß er nicht leicht wieder erkannt werden könne, ging er dreist an einen Schuhmacher heran und fragte ihn, weshalb Jene schwarz gingen. Der Schuster antwortete ihm: „Die gehen schwarz, weil es noch nicht vierzehn Tage her ist, daß einer ihrer Brüder, der lange fortgewesen war und Ledaldo hieß, ermordet worden ist. Und wenn mir Recht ist, so habe ich gehört, sie hätten vor Gericht bewiesen, daß Einer, Namens Albobrandino Palermi, der auch gefangen sitzt, ihn umgebracht habe, weil jener seiner Frau gut war, und, um bei ihr sein zu können, unerkannt zurückgekommen war.“ Ledaldo wunderte sich ausnehmend, daßemand so sehr ihm gleichen solle, daß er für ihn gehalten werden sei, und bedauerte das Unglück des Albobrandino.

Wie er nun noch erfahren hatte, seine Dame sei am Leben und gesund, kehrte er, als es schon Nacht geworden war, den Kopf voll mancherlei Gedanken in das Wirthshaus zurück, und, nachdem er mit seinem Diener zu Abend gegessen hatte, wurde ihm im obersten Stocke des Hauses seine Schlafstelle angewiesen. Theils aber, weil viele Gedanken ihn beunruhigten, theils wegen des schlechten Bettes, vielleicht auch, weil das Abendessen sehr spärlich gewesen war, konnte er, als schon die Hälfte der Nacht vorüber war, immer noch nicht einschlafen. Wie er nun so wachte, glaubte er vom Dache her Leute in das Haus einsteigen zu hören, und gleich darauf sah er durch die Riken der Kammerthür ein Licht die Treppe heraufkommen. Er stand leise auf und legte das Auge an eine Spalte, um zu sehen, was das sagen wolle. Da erblickte er, wie ein recht schönes junges Mädchen das Licht in Händen hielt, und wie drei Männer, die vom Dache heruntergestiegen waren, auf sie zukamen. Nach gegenseitiger freundlicher Bewillkommung sagte der Eine zu dem Mädchen: „Gottlob, nun können wir ruhig sein; denn wir wissen mit

Gewißheit, daß der Mord des Lebaldo Elisei von dessen Brüdern dem Aldobrandino Valermini bewiesen und von diesem eingestanden, das Urtheil auch schon ausgesertigt ist. Das hindert aber nicht, daß wir noch ferner schweigen müssen; denn erführe man jemals, wir seien es gewesen, so hätten wir Dasselbe zu fürchten, was jetzt dem Aldobrandino bevorsteht.“ Nach diesen Worten, über die das Mädchen die größte Freude bezeigte, stiegen sie die Treppe herunter und gingen schlafen. Lebaldo aber wurde bei Dem, was er gehört hatte, aufmerksam darauf, wie vielfach und wie groß die Irrthümer seien, denen der menschliche Verstand ausgesetzt ist. Zuerst dachte er daran, wie seine Brüder einen Fremden statt seiner beweint und begraben, dann wie sie des irrgen Verdachtes wegen einen Unschuldigen angklagt und durch falsche Zeugen dessen bevorstehenden Tod herbeigeführt hätten. Ferner aber dachte er der blinden Strenge der Gesetze und der Richter nach, welche oft im Eifer, die Wahrheit zu erforschen, so erstarren, daß sie das Falsche sich beweisen lassen und, während sie sich Diener Gottes und der Gerechtigkeit nennen, in der That der Unbilligkeit und des Teufels Schergen sind. Zuletzt aber richtete er seine Gedanken darauf, wie er den Aldobrandino retten könne, und beschloß, was er zu diesem Ende thun wolle.

Wie er am andern Morgen aufgestanden war, ließ er seinen Dienst zurück und ging, sobald es ihm Zeit schien, allein zum Hause seiner Dame. Zufällig fand er die Thür offen, und wie er eintrat, sah er in einem Vorsaal zu ebener Erde die Dame auf dem Boden in tausend Thränen und großer Traurigkeit sitzen. Fast hätte er selbst vor Mitleid geweint; er trat aber zu ihr und sagte: „Madonna, härm't Euch nicht, der Trost ist nahe.“ Als die Dame diese Worte hörte, erhob sie das Gesicht und sagte weinend: „Guter Freund, Du scheinst mir ein fremder Pilger; was weißt Du von Trost und von meiner Betrübnis?“ „Madonna,“ erwiderte darauf der Pilger, „ich

bin eben aus Constantinopel angelangt, von Gott hierher gesandt, Eure Thränen in Lachen zu verkehren und Euren Mann vom Tode zu befreien.“ „Wie?“ sagte die Dame, „bist Du aus Constantinopel und trafest erst eben hier ein, wie kannst Du wissen, wer ich bin und wer mein Mann ist?“ Der Pilger begann nun die ganze Geschichte von Aldobrandino's Unfällen von Anfang an zu erzählen und sagte ihr auch ihren eignen Namen, wie lange sie verheirathet sei und eine Menge anderer ihm gar wohlbekannter Umstände, die sie betrafen.

Die Dame verwunderte sich sehr darüber, hielt ihn für einen Propheten, warf sich vor ihm auf die Knie und bat ihn um Gottes willen, wenn er zu Aldobrandino's Rettung gekommen sei, möge er sie beschleunigen; denn die Zeit sei kurz. Der Pilger, der sich als ein besonders frommer Mann geberdete, sagte: „Madonna, stehet auf und weinet nicht. Merkt vielmehr auf Das, was ich Euch sagen werde. Hütet Euch aber wohl, jemandem etwas davon wiederzusagen. So viel Gott mir offenbart hat, ist das Trübsal, das Ihr erduldet, Euch um einer Sünde willen auferlegt worden, für die Gott Euch zum Theil durch diese Eure Unfälle hat bestrafen wollen, und die Ihr im Uebrigen vollständig abblühen müßt, wollt Ihr nicht in noch größeres Unglück verfallen.“

Darauf sagte die Dame: „Lieber Herr, ich habe der Sünden viele begangen und weiß nicht, welche es ist, von der Gott vorzugswise verlangt, daß ich sie abbüßen soll. Darum sagt mir's, wenn Ihr es wißt, und ich will thun, was ich vermöge, um die Buße zu vollenden.“ „Madonna,“ erwiderte der Pilger, „ich weiß gar wohl, was für eine Sünde es ist, und frage Euch nicht, um es von Euch besser zu erfahren, sondern nur um Eure Gewissensbisse durch Euer Bekenntniß zu vermehren. Doch ich will zur Sache kommen. Sagt mir, erinnert Ihr Euch, jemals einen Liebhaber gehabt zu haben?“

Als die Dame dies hörte, seufzte sie tief auf und ver-

wunderte sich sehr; denn sie glaubte nicht, daßemand etwas von dieser Liebe erfahren hätte, obwohl vergleichene Reden in den Tagen, wo der vermeintliche Tebaldo ermordet war, sich wegen einiger unvorsichtiger Worte, die der Vertraute Tebaldo's, der um das Geheimniß wußte, hatte fallen lassen, in der Stadt verbreitet hatten. Sie erwiderte: „Wahrlich, ich sehe, daß Gott Euch die Geheimnisse der Menschen offenbart, und so bin ich denn auch nicht gesinnt, die meinigen Euch vorzuenthalten. Es ist wahr, ich habe in meiner Jugend den Unglücklichen, dessen Tod meinem Manne zur Last gelegt wird, auf das zärtlichste geliebt und habe auch jetzt meinem Schmerze über diesen seinen Tod ganz freien Lauf gelassen. Denn so streng und unfreundlich ich vor seiner Abreise mich auch gegen ihn bewies, so haben doch weder die Trennung noch seine lange Abwesenheit, noch selbst sein unglücklicher Tod, in meinem Herzen sein Bild vertilgen können.“

Der Pilger entgegnete hierauf: „Nicht den unglücklichen Jungling, der jüngst getötet ward, habt Ihr je geliebt, sondern Tebaldo Elisei; sagt mir aber, was war der Grund, um dessentwillen Ihr Euch gegen ihn erzürnet? Beleidigte er Euch denn jemals?“ „Nein,“ sagte die Dame, „beleidigt hat er mich wahrlich nie. Meine Entzerrung wurde aber durch die Worte eines verdammten Pfaffen veranlaßt, bei dem ich einmal zur Beichte ging. Denn als ich ihm von meiner Liebe zum Tebaldo und von unserer Vertraulichkeit erzählte, machte er mit einem Lärm und ein Aufhebens, daß ich mich noch davor fürchte, und sagte mir, wenn ich das nicht sein ließe, würde ich in den Abgrund der Hölle und in die Feuerqualen, dem Teufel in den Nächten fahren. Darüber erschrak ich nun so sehr, daß ich mich fest entschloß, die Vertraulichkeit Tebaldo's nicht mehr zu leiden, und um der Versuchung zu entgehen, wollte ich auch keine Botschaft und keinen Brief mehr von ihm annehmen, obgleich ich vermuthe, daß, wenn er ausgehalten hätte, statt,

wie ich glauben muß, verzweifelt davon zu gehen, und wenn ich ihn dann wie den Schnee an der Sonne sich hätte verzehren sehen, ich meinen harten Entschluß aufgegeben haben würde, weil ich doch zu nichts in der Welt so großes Verlangen trug, als zu ihm..,

Der Pilger sagte darauf: „Madonna, dies ist die einzige Sünde, um derentwillen Ihr Trübsal erleidet. Ich weiß gewiß, daß Euch Tedaldo auf keine Weise zur Liebe gezwungen hat. Als Ihr ihn lieb gewannet, thatet Ihr es von freien Stücken, weil er Euch wohl gefiel. Dann kam er, Eurem eignen Willen gemäß, zu Euch und wurde mit Euch vertraut, und Ihr erzeugtet ihm in Eurem fernern Umgange in Worten und Thaten so viel Freundlichkeit, daß, wenn er Euch schon früher lieb hatte, seine Liebe sich nun wol tausendsach vermehrte. Bechielt es sich nun so, und ich weiß, daß es sich so verhalten hat; was für ein Grund durfte im Stande sein, Euch dahin zu bewegen, daß Ihr Euch so feindlich ihm entzoget? Ueber diese Dinge hättest Ihr im Vorraus nachdenken und, glaubtet Ihr, sie als ein Verbrechen bereuen zu müssen, sie ganz unterlassen sollen. Ihr wurdet die Seinige, wie er der Eurige wurde. Ihr konntet, wie mit allem Andern, das Euch gehört, es allerdings nach Eurem Belieben dahin bringen, daß er nicht mehr der Eurige war, aber Euch ihm, dem Ihr gehörtet, entreissen zu wollen, das war ein Raub und ein unziemliches Benehmen, wenn er nicht seinen Willen dazu gegeben hatte.“

„Nun müßt Ihr wissen, ich bin selbst ein Geistlicher und kann daher, Euch zum Frommen, etwas ausführlicher über die Sitten der Geistlichen mich auslassen; für mich ist es nicht, wie es für einen Andern sein würde, unschicklich, und ich sage gern etwas darüber, damit Ihr für die Zukunft eine richtigere Meinung von ihnen haben möget, als Ihr sie bisher gehabt habt.“

„Einst waren allerdings Mönche und Geistliche gar heilige und wackere Leute; aber, die man heute so nennt,

und die dafür gelten wollen, die haben nichts vom Mönche als die Kutte. Aber selbst die ist keine rechte Mönchs-kutte; denn, während diese von den Stiftern der Orden eng und drücklich und von schlechtem Zwecke bestimmt wurde, um einer Seele zu entsprechen, welche die weltlichen Dinge gering schätzte, als der Körper sich in so niedriges Gewand hüllte, — machen die jehigen Mönche ihre Kuppen weit und reichlich von seinem glänzenden Zwecke, geben ihnen dabei eine erlesene und hohepriesterliche Form und entblößen sich dann nicht, in Kirchen und auf den Straßen und Plätzen darin, wie die Weltleute in ihren Kleidern, herum zu stolzieren. Und wie der Fischer sich strebt, im Flusse so viel Fische als möglich mit seinem Netz zu fassen, so sind auch sie bedacht, in die Tranjen ihrer weiten Gewänder recht viele Weischwestern, Witwen und andere thörichte Weiber und Männer zu verwickeln, und kennen außer diesem keine anderen Sorgen, keinen andern Beruf. Darum haben denn diese Leute in der That nicht mehr Mönchs-ketten, sondern nur noch die Farben der Kuppen. Während ehemals die Geistlichen danach strebten, die Menschen zur Seligkeit anzuleiten, streben die jehigen nur nach Weibern und Reichthümern und verwenden ihre ganze Sorgfalt schon seit lange nur darauf, durch Lärm und durch Schreckbilber die Gemüther der Thoren zu entsezen und ihnen vorzureden, daß die Sünden durch Almosen und Messfelesen gebüßt werden, damit ihnen (die sie nicht aus Frömmigkeit, sondern allein aus niedriger Gesinnung ihre Zuflucht vor Arbeit und Mühe darin gesucht haben, Pfaffen zu werden), der Eine Brot, der Andere Wein bringe, und der Dritte für die Seelen der Verstorbenen Mahlzeiten spende. Nun ist es freilich vollkommen wahr, daß Almosen und Gebete uns helfen, die Sünden abzubüßen; sähen oder wüstten aber Diejenigen, die sich ihrer befleißigen, wem sie zu Gute kommen, so würden sie viel lieber ihre Geschenke behalten, oder sie eben so viel Säuen vorwerfen."

„Weil diese Mönche aber ferner recht wohl wissen, daß je geringer die Anzahl der Besitzer eines großen Vermögens ist, desto reichlicherer Anteil einem Leben zufällt, so geben sie sich alle Mühe, durch ihr Geschrei und durch ihre Drohungen die Andern von Dem entfernt zu halten, was sie mit Niemandem zu theilen wünschen. Sie schelten vor den Leuten die Wollust, damit diese ihr entsagen, und die Weiber ihnen allein bleiben mögen. Sie verdammen Bücher und schlechten Erwerb, damit man ihnen auftragen möge, das übel Gewonnene wiederzuerstatten, auf daß sie sich bequemere Kutten, Bisthümer und einträglichere Prälaturen mit dem Gelde erkaufen können, von dem sie versicherten, daß es seine Besitzer nothwendig ins Verderben stürze.“

„Wirft man ihnen nun dies und was sie sonst noch Unrecht thun, vor, so bilden sie sich ein, durch die Antwort, „handelt nach unsren Worten und nicht nach unsren Thaten“ sich vollkommen ihrer großen Schuld zu entladen, als ob es den Schafen leichter fiel, Stand zu halten und den Feind zu schlagen, als wie dem Hirten. Auch wissen die Meisten unter ihnen recht gut, wie Viele von denen, die sie mit einer solchen Antwort abfertigen wollen, dieselbe ganz anders verstehen, als sie gemeint war. Die Pfaffen von heut zu Tage wollen nämlich, nach der Meinung dieser letzten, daß man nach ihren Reden thue, das heißt, man soll ihnen die Beutel mit Geld anfüllen, ihnen seine Geheimnisse anvertrauen, Keuschheit bewahren, geduldig sein, Bekleidungen vergeben und des üblen Leumundes sich enthalten: lauter gute, schöne und fromme Sachen; aber warum soll man so handeln? Darum, daß sie thun können, was ihnen nicht gewahrt werden würde, wenn die Laien ebenso thäten. Wem ist unbekannt, daß die Faullenzerie ohne Geld nicht bestehen kann? Gibst Du nun selbst das Geld zu Deinem Vergnügen aus, so wird der Pfaffe in seinem Kloster nicht faullenzen können. Bist Du nicht geduldig und vergibst

Du nicht Bekleidungen, so wird sich der Mönch nicht in Dein Haus wagen, um die Ehre Deiner Familie anzutasten. Wozu soll ich erst Alles ausführen? Gewiß, so oft sie diese Entschuldigung vorbringen, klagen sie im Auge der Verständigen sich dadurch an. Warum bleiben sie nicht zu Hause und in der Welt, wenn sie sich für unfähig halten, heilig und enthaltsam zu leben? Wollen sie aber einmal dem geistlichen Stande sich widmen, warum befolgen sie dann nicht das heilige Wort des Evangeliums: „Jesus fing an Weides, zu thun und zu lehren?“ Mögen sie denn erst thun und dann Andere belehren. Ich habe in meinem Leben gewiß Tausend gesehen, die den Hof machen, sich verlieben, und nicht nur weltliche, sondern auch Klosterfrauen besuchen, und dabei auf der Kanzel gerade den ärtesten Lärm machen. Solchen Menschen sollten wir nachleben? Nun, wer Lust hat, der mag's thun; Gott weiß aber, ob er wohl daran thut.“

„Aber, auch angenommen, der Mönch, der Euch schalt, habe Recht gehabt, wenn er sagte, die eheliche Treue zu brechen sei eine sehr große Sünde, so frage ich, obemand zu bestehlen nicht eine viel größere ist? Ob es nicht eine viel größere Sünde ist, ihn zu tödten, oder ihn voller Jammer in die Welt hinauszustossen? Das wird gewiß ein jeder zugeben. Der vertrauliche Umgang eines Mannes und einer Frau ist eine naturgemäße Sünde; aber rauben, tödten und verjagen, das entspringt aus der Bosartigkeit des Gemüthes. Daß Ihr den Tebaldo beraubtet, wenn Ihr Euch, die Ihr freiwillig sein geworden waret, ihm wieder entzoget, ist Euch schon oben einleuchtend gemacht worden. Dann sage ich aber, daß Ihr ihn mordetet; denn an Euch, die Ihr Euch immer grausamer gegen ihn bezeigtet, hat es nicht gelegen, wenn er sich nicht mit eigenen Händen umgebracht hat; die Gesetze aber bestimmen, daß, wer an einem geschehenen Uebel Schuld ist, Demjenigen gleichsteht, der es durch seine eigne That vollbracht hat. Daß Ihr ferner an seinem Exil und

an seinem siebenjährigen unglücklichen Umherirren Schuld seid, das läßt sich gar nicht leugnen. Und so habt Ihr denn in einem jeden dieser drei Dinge eine viel größere Sünde begangen, als indem Ihr ihm Euren Umgang gewährtet."

„Noch aber fragt sich, ob Tedaldo nicht vielleicht eine solche Behandlung verbiente. Gewiß that er es nicht. Ihr selbst habt das schon gestanden, und ich weiß auch außerdem, daß er Euch mehr als sich selbst liebte. Niemals ist ein Gegenstand so geehrt, so erhoben und so gefeiert worden, wie er es vorzugsweise vor allen andern Damen mit Euch that, wenn der Ort es ihm erlaubte, frei und ohne Verdacht zu erwecken, von Euch zu reden. Sein ganzes Glück, seine Ehre, seine Freiheit waren allein in Eure Hände von ihm niedergelegt worden. War er nicht ein adlischer Jungling? War er nicht schön vor den Andern Seinesgleichen? War er nicht wacker in Allem, was für junge Leute sich ziemt? War er nicht geliebt, hielt man ihn nicht werth, sah ihn nicht Jedermann gerne? Auch hierauf werdet Ihr mir nicht Nein antworten. Wie konntet Ihr also um des Geschwätzes eines dummen, gemeinen und neidischen Pfäffleins willen gegen ihn einen grausamen Entschluß fassen?“

„Ich weiß nicht, in was für einem seltsamen Irrthum die Weiber sich befinden, wenn sie die Männer verschmähen und gering schätzen, während sie doch, wollten sie nur bedenken, was sie sind, und wie großer und hoher Adel vor allen andern Geschöpfen von Gott dem Manne gegeben ist, sich glücklich preisen sollten, wenn sie von Einem geliebt werden. Uebert Alles sollten sie ihn werth halten, und mit aller ihrer Sorgfalt sollten sie sich bestreben, ihm gefällig zu sein, damit er sie zu lieben nie aufhöre. Was Ihr dagegen auf die Worte eines Pfaffen hin thatet, der gewiß auch so ein Topfgucker und Pastetenfresser war, das wißt Ihr selbst. Vielleicht hatte er Lust,

den Platz einzunehmen, von dem er sich so viel Mühe gab, einen Andern zu verdrängen."

"Dies also ist die Sünde, welche die göttliche Gerechtigkeit, die mit rechter Wage allen Handlungen ihre Folgen zuteilt, nicht hat unbefrast lassen wollen; und so ist denn auch Euer Mann um Pedalbo's willen ebenso ohne seine Schuld in Gefahr und Ihr in Angst, wie Ihr dem Pedalbo ohne dessen Schuld Euch zu entziehen bemühtet. Wollt Ihr nun aus dieser Noth befreit sein, so müßt Ihr mir Folgendes versprechen, noch vielmehr aber vereinst danach thun: Geschieht es ja, daß Pedalbo von seiner langen Verbannung wieder zurückkehrt, so müßt Ihr ihm Eure Kunst, Eure Liebe, Euer Wohlwollen und Euren vertraulichen Umgang wieder gewähren und ihn ganz wieder an den Platz setzen, den er einnahm, bevor Ihr dem albernen Mönche, thöricht genug, Glauben beimäset."

Der Pilger hatte seine Rede beendigt, und die Dame seine Worte auf das sorgsamste in sich aufgenommen; sie hielt die Gründe, die er vorgebracht hatte, für vollkommen wahr, und, während sie ihn reden hörte, glaubte sie mit Bestimmtheit, sie erdulde ihre Trübsale um dieser Sünde willen, und sagte nun: „Freund Gottes, ich erkenne wohl, was Ihr zu mir gesagt habt, sei die Wahrheit, und die Geistlichen, die ich bisher für Heilige gehalten habe, seien so, wie Eure Worte sie mir schildern. Auch sehe ich deutlich ein, daß ich in meinem Benehmen gegen Pedalbo sehr gefehlt habe, und, würde es mir jemals möglich, so wollte ich diesen Fehler gern auf die Weise, die Ihr mir angegeben habt, wieder gut machen. Wie soll das aber geschehen? Pedalbo kann nie mehr wiederkommen; denn er ist todt. Und so sehe ich nicht ein, warum ich Euch versprechen soll, was doch unmöglich bleiben muß.“

Hierauf antwortete der Pilger: „Madonna, Pedalbo ist, wie Gott mir offenbart, durchaus nicht todt, vielmehr

lebt er, und wenn er Eure Kunst wieder erlangt, so geht es ihm wohl.“ Die Dame erwiderte: „Habt Acht, was Ihr sagt, ich habe ihn vor meiner Thür mit Messerstichen ermordet gesehen; in diesen meinen Armen habe ich ihn gehalten und ihm das tote Angesicht mit vielen Thränen beneckt, die vielleicht Schuld an Dem gewesen sind, was man mir seit der Zeit deswegen Uebles nachgesagt hat.“ Darauf sagte der Pilger: „Madonna, was Ihr mir auch sagen mögt, ich versichere Euch, daß Tedaldo am Leben ist, und wollt Ihr versprechen und halten, was ich Euch gesagt habe, so hoffe ich, Ihr sollt ihn bald sehen.“ „Gerne,“ entgegnete die Dame, „will ich es thun und thue es hiermit; denn nichts könnte mir begegnen, das mir zu gleicher Freude gereichte, als meinen Mann unverlebt wieder frei und den Tedaldo lebend zu sehen.“

Nun schien es dem Tedaldo Zeit, sich zu offenbaren und die Dame durch sicherere Hoffnung in Betreff ihres Mannes zu erfreuen. „Madonna,“ sagte er deshalb, „um Euch wegen Eures Mannes zu trösten, muß ich Euch ein Geheimniß mittheilen, das Ihr Euer Lebelang bewahren und Niemandem verrathen werdet.“

Die Dame hatte schon vorher das höchste Vertrauen zu der Heiligkeit, die sie dem Pilger beilegte, gefaßt, und daher hatte sie ihn bereits in ein entferntes und einsames Zimmer geführt; und so zog denn nun Tedaldo einen Ring hervor, den er mit der äußersten Sorgfalt bewahrt hatte, und den die Dame in der letzten Nacht, die er mit ihr zugebracht, ihm geschenkt hatte. Er zeigte ihr ihn und sagte: „Kennt Ihr dies, Madonna?“ „Ja wohl, Herr,“ erwiderte die Dame, als sie den Ring sah und sogleich erkannte; „den schenkte ich einst dem Tedaldo.“ Darauf richtete der Pilger sich auf, warf Pilgermantel und Hut schnell von sich und sagte in florentinischer Aussprache: „Und kennt Ihr mich denn nun?“ Als die Dame ihn sah, und erkannte, es sei Tedaldo, erschrak sie heftig und fürchtete sich so sehr vor ihm, wie man sich

vor den Leichnamen fürchtet, wenn man sie nach Art der Lebendigen herumgehen sieht. Daher eilte sie auch nicht, ihn wie den von Eppern zurückgekehrten Tedaldo zu bewillkommen, sondern vor ihm wie vor dem aus dem Grabe Erstandenen zu fliehen. Tedaldo hielt sie aber zurück, indem er sagte: „Madonna, zweifelt nicht, ich bin Euer Tedaldo, lebendig und gesund, starb nicht und war noch niemals todt, was Ihr und meine Brüder auch glauben möget.“ Die Dame fasste ein wenig mehr Muth, und als sie seine Stimme erkannte, ihn etwas länger betrachtete und sich selber überzeugte, er sei es wirklich, fiel sie ihm weinend um den Hals, küßte ihn und sagte: „Mein süßer Tedaldo, Gottlob, daß Du wieder da bist.“ Als Tedaldo Kuß und Uarmung erwideret hatte, sagte er: „Madonna, zu einem herzlicheren Empfange ist jetzt nicht Zeit. Ich will nun gehen und dafür sorgen, daß Euch Euer Aldobrandino wiedergegeben werde. Ich hoffe, Ihr sollt vor Morgen Abend erwünschte Neuigkeiten darüber hören. Habe ich indessen, wie ich wol denke, gute Nachrichten wegen seiner Rettung, so sollt Ihr mich diese Nacht zu Euch kommen lassen, damit ich sie Euch mit größerer Bequemlichkeit erzähle, als ich es jetzt thun könnte.“

Damit bekleidete er sich wieder mit Pilgermantel und Hut, küßte die Dame noch ein Mal und ging, nachdem er sie mit guten Hoffnungen getrostet hatte, dahin, wo Aldobrandino gefangen saß und mehr der Furcht des bevorstehenden Todes als der Hoffnung der Rettung nachdachte. Tedaldo trat als ein geistlicher Trostler mit Zustimmung der Gefangenwärter ein, setzte sich neben ihn und sagte: „Aldobrandino, ich bin Dein Freund; von Gott, dessen Mitleid Deine Unschuld erweckt hat, gesandt, um Dich zu retten, und so sollst Du denn, wenn Du anders aus Ehrfurcht vor ihm ein kleines Geschenk, das ich von Dir fordern werde, mir gewähren willst, vor Morgen Abend, wo Du Dein Todesurtheil erwartest, Deine Losprechung hören.“ „Wacker Mann,“ erwiderte

Jener, „weil Du zu meiner Rettung Dich beeiftest, so mußt Du, ob ich Dich gleich nicht erkenne und mich nicht erinnere, Dich je gesehen zu haben, mein Freund sein, wie Du sagst. In der That, die Sünde, um welcher willen, wie die Leute sagen, ich zum Tode verurtheilt werden soll, habe ich nie begangen; wol aber andere genug, die mir vielleicht meinen jetzigen Zustand von Gott zugezogen haben. Aber ich sage Dir, hat Gott jetzt ein Erbarmen mit mir, so will ich gern aus Ehrfurcht vor ihm das Größte, wie viel mehr ein Geringes, übernehmen, geschweige denn versprechen; darum fordere nur, was Dir beliebt, und unfehlbar werde ich mein Wort halten, wenn ich glücklich davon komme.“ Der Pilger erwiederte darauf: „Ich verlange nichts weiter, als daß Du den vier Brüdern des Tedaldo vergeben sollst, daß sie Dich in dem Glauben, Du seiest an dem Tode ihres Bruders schuld, in eine solche Lage gebracht haben, und daß Du sie, wenn sie Dich um Verzeihung bitten, als Deine Freunde und Brüder behandeln sollst.“ Aldobrandino antwortete ihm: „Niemand weiß, wie süss die Rache ist, und wie sehnlich man nach ihr verlangt, als wer selbst beleidigt worden ist; demohngeachtet aber will ich, damit Gott meine Rettung bewirke, ihnen gerne vergeben und vergebe ihnen hiermit. Auch will ich, wenn ich erst lebendig aus diesem Gefängniß heraus bin und aller Gefahr entgehe, in dieser Angelegenheit mich so benehmen, wie es Dir belieben wird.“ Diese Antwort war dem Pilger genügend, und, ohne ihm weitere Auskunft zu ertheilen, bat er den Aldobrandino nachdrücklich, guten Muthes zu sein; denn gewiß solle er, noch ehe der nächste Tag zu Ende gehe, die bestimmtesten Nachrichten über seine Befreiung erhalten.

Darauf verließ er ihn, um auf die Signorie zu gehen, wo er insgeheim dem Edelmann, in dessen Händen sie sich an dem Tage befand, Folgendes sagte: „Erläßiger Herr, ein jeder soll mit Freuden dazu wirken, daß der wahre Hergang der Sache erkannt werde, vor Allen aber

sollen es Diejenigen, die den Platz einnehmen, auf den Ihr gestellt seid, damit die Strafe nicht die Unschuldigen, sondern die Schuldigen treffe. Damit dies also zu Eurer Ehre und zum Unheil Derer, die es verdient haben, geschehe, bin ich hieher gekommen. Ihr wißt, wie hart man gegen Aldobrandino Palermi verfahren ist, und Ihr glaubt nun, in Wahrheit gefunden zu haben, er sei es gewesen, der den Pedalbo Elisei umgebracht hat, und seid im Begriffe ihn zu verurtheilen. Gewiß aber ist Eure Meinung falsch, wie ich Euch noch vor Mitternacht vollständig zu beweisen und die wahren Mörder Euch in die Hände zu liefern denke.“ Der treffliche Mann, der mit Aldobrandino großes Mitleid hatte, ließ den Worten des Pilgers ein williges Ohr und ließ, nachdem er sich mit ihm genauer darüber besprochen hatte, auch von ihm in jenes Haus eingeführt worden war, im ersten Schlafe die beiden Brüder, die Gastwirthe waren, und ihren Diener ohne Widerstand gefangen setzen. Er wollte, um den wahren Hergang der Sache zu erfahren, sie foltern lassen, aber sie ließen es nicht dazu kommen, sondern bekannten Alle einzeln, und ebenso nachher gemeinschaftlich, unverholen, sie seien es gewesen, die Pedalbo Elisei, ohne ihn zu kennen, getötet hätten. Als sie um die Ursache gefragt wurden, antworteten sie, weil er die Frau des Einen von ihnen, während sie nicht zu Hause gewesen seien, sehr geplagt und mit Gewalt habe nöthigen wollen, ihm zu Willen zu sein.

Als der Pilger dies erfahren hatte, entfernte er sich, nicht ohne bei dem Herrn von der Signorie sich zu beurlauben, und schlich sich heimlich in das Haus der Madonna Ermellina. Hier waren alle Andere, bis auf die Dame, bereits schlafen gegangen; sie aber erwartete ihn mit gleichem Verlangen, gute Nachrichten in Betreff ihres Mannes zu hören, als mit ihrem Pedalbo nun völlig sich wieder zu versöhnen. Gleich beim Eintrreten sagte er zu ihr: „Freue Dich, mein liebstes Herz, denn gewiß

sollst Du morgen Deinen Aldobrandino heil und gesund wieder hier haben," und um sie vollständiger davon zu überzeugen, erzählte er ihr nun ausführlich, was er gethan habe. Die Dame fühlte sich über zwei so unerwartete Ereignisse, als es waren, ihren Ledalbo lebendig wieder zu besitzen, den sie als unzweifelhaft todt beweint zu haben glaubte, und Aldobrandino außer Gefahr zu sehen, dessen Tod sie in wenig Tagen beweinen zu müssen dachte, unaussprechlich glücklich, und umarmte und küste ihren Ledalbo mit der herzlichsten Liebe. Dann gingen sie miteinander schlafen und schlossen, während sich Eines am Andern erfreute, ergötzlichen und anmuthigen Frieden. Wie der Morgen sich nahte, erhob sich Ledalbo, der der Dame schon erklärt, was er ferner zu thun gedenke, ihr zugleich aber aufs neue empfohlen hatte, dies ja völlig geheim zu halten, und verließ, noch immer in Pilgerkleidern, ihr Haus, um, wenn es Zeit sei, die Angelegenheiten Aldobrandino's wahrnehmen zu können.

Die Signorie glaubte hinlänglich über das Verbrechen aufgeklärt zu sein; sie befreite daher gleich am Morgen den Aldobrandino und ließ wenige Tage darauf den Missenthaltern, an der Stelle, wo sie den Mord begangen hatten, den Kopf abschlagen. Wie nun Aldobrandino, zu seiner Frauen und aller Freunde und Verwandten großer Freude, frei geworden war, und Alle deutlich einsahen, nur durch die Bemühungen des Pilgers sei dies gelungen, baten ihn die beiden Cheleute, so lange es ihm gefallen würde in der Stadt zu verweilen, in ihrem Hause zu wohnen, und hier konnten Beide nicht satt werden, ihm Liebe und Ehre anzuthun, besonders aber die Frau, die wohl wußte, wen sie vor sich hatte.

Dem Ledalbo aber schien es nach einigen Tagen Zeit zu sein, seine Brüder mit Aldobrandino wieder zu versöhnen; denn er hörte, sie fühlten sich nicht allein durch dessen Freilassung beschimpft, sondern hätten sich auch aus Furcht bewaffnet, und so erinnerte er denn den Aldobran-

dino an die Erfüllung seines Versprechens, zu welcher dieser sich auch gern bereit erklärte. Der Pilger hieß ihn darauf, zum folgenden Tage ein schönes Gastmahl bereiten, bei dem er verlangte, daß Aldobrandino mit seinen Brütern und den weiblichen Familiengliedern die vier Brüder und deren Frauen bewirthen sollte; er selbst, fügte er hinzu, werde sie sogleich im Namen des Ersten zum Gastmahl und zur Versöhnung einladen. Aldobrandino war mit Allem zufrieden, was der Pilger wünschte; dieser ging alsbald zu den vier Brüdern und brachte es nach vielem Hin- und Widerreden, wie es zu ihrer Aufklärung nothig war, am Ende mit unbesiegbaren Gründen ziemlich leicht dahin, daß sie sich bereit erklärten, um Verzeihung zu bitten und Aldobrandino's Freundschaft wieder zu suchen. Darauf lud er sie sammt ihren Weibern auf den andern Tag zum Mittagessen bei Aldobrandino ein, und sie nahmen im Vertrauen auf ihn die Einladung willig an.

Am andern Morgen um die Essensstunde gingen zuerst die vier Brüder des Tebaldo, in Trauer wie sie waren, mit einigen ihrer Freunde in das Haus des Aldobrandino, der sie erwartete; hier warfen sie in Gegenwart Aller, die von Aldobrandino geladen waren, ihnen Gesellschaft zu leisten, die Waffen auf den Boden und lieferten sich selbst dem Aldobrandino aus, indem sie ihn zugleich wegen alles Dessen, was sie gegen ihn unternommen hatten, um Verzeihung batzen. Aldobrandino war zu Thränen gerührt und nahm sie liebvoll auf; er küßte einen Jeden auf den Mund und vergab mit wenig Worten jede ihm widerfahrene Beleidigung. Hierauf kamen ihre Schwestern und ihre Frauen, Alle in Trauer, und wurden von Madonna Ermellina und den andern Damen auf das freundlichste empfangen. Bei Tische wurden Alle, Männer sowie Damen, auf das anständigste bewirthet, und nichts bei diesem Gastmahl war anders als läblich; allein eine gewisse Schweigsamkeit abgerechnet, welche der noch neue Schmerz veranlaßte, der sich in den dunklen Kleidern der Angehöri-

gen Tedaldo's aussprach. Um dieser Trauer willen war auch das ganze Unternehmen des Pilgers sammt dem Gastmahl von Mehreren getadeln worden, wie er dies selbst recht wohl bemerk't hatte. Als es ihm aber Zeit schien, diese Trauer, wie er schon früher bei sich beschlossen hatte, zu vertreiben, stand er auf, während die Uebrigen noch die Früchte genossen, und sagte: „Nichts hat uns gefehlt, um dies Gastmahl fröhlich zu machen, als Tedaldo, den ich Euch nun zeigen will, da Ihr ihn so lange unter Euch gehabt habt, ohne ihn zu kennen.“ Und damit warf er Pilgermantel und was sonst zur Pilgertracht gehörte von sich und stand nun in einem Jäckchen von grünem Zindeltaffet vor ihnen. Sie aber betrachteten ihn mit großer Verwunderung lange Zeit, und erkannten ihn erst allmälig, ehe einer sich unterstand, zu glauben, er sei es wirklich. Wie Tedaldo dies bemerkte, erzählte er ihnen ausführlich von ihrer Verwandtschaft, von einer Menge sie betreffender Vorfälle und von seinen eignen Schicksalen. Da eilten die Brüder und übrigen Männer unter Freudentränen ihn zu umarmen, und auch die Frauen, verwandte wie fremde, Donna Ermellina allein ausgenommen, thaten ein Gleiches. Als Aldobrandino dies bemerkte, sagte er: „Was soll das, Ermellina, warum bezweigst Du nicht, wie die andern Frauen, dem Tedaldo Deine Freude über seine Rückkehr?“ Die Dame aber antwortete ihm vor allen Anwesenden: „Keine unter Allen hätte ihn lieber freundlich bewillkommen, als ich, die ich ihm mehr als Eine Dank schuldig bin, weil ich durch seine Hülfe Dich wiedererlangt habe; aber das unschickliche Gerede, mit dem man sich getragen hat, als wir Den beweinten, den wir für Tedaldo hielten, hält mich davon ab.“ Aldobrandino erwiderte ihr: „Ei, was; denkst Du denn, ich werde den Kläffern glauben? Dadurch, daß er meine Rettung bewirkt hat, hat er deutlich genug die Unwahrheit jenes Geschwätzes, an das ich ohnedies nicht glaubte, bewiesen. Steh nur auf und mach schnell, daß

Du ihn umarmest." Die Dame, die nichts Anderes wünschte, zögerte nicht, ihrem Manne hierin Folge zu leisten, vielmehr erhob sie sich sogleich und umarmte ihn und hieß ihn willkommen, wie die Andern es gethan hatten. Dieses adelige Benehmen des Allobrandino gefiel den Brüdern Tebaldo's und allen andern gegenwärtigen Männern und Frauen gar sehr, und jeder kleine Makel, der wegen der früheren Reden etwa noch in dem einen oder andern Gemüthe gehaftet hatte, wurde dadurch völlig getilgt.

Während nun jeder dem Tebaldo seine Freude bezeugte, riß er selbst seinen Brüdern die schwarzen und seinen Schwestern und Schwägerinnen die braunen Gewänder vom Leibe und verlangte, daß sie gleich sich andere Kleidungsstücke kommen lassen sollten. Wie sie nun Alle sich umgekleidet hatten, ergötzten sie sich mit Gesang und Tanz und andern Lustbarkeiten gar lange Zeit, sodaz dies Gastmahl, das einen stillen Anfang gehabt hatte, laut und fröhlich endete. Dann gingen sie, voller Freuden wie sie waren, Alle in Tebaldo's Haus und aßen dort zu Abend; die Feste aber dauerten auf gleiche Weise noch mehrere Tage lang fort.

Die Florentiner betrachteten den Tebaldo geraume Zeit lang, wie einen von den Todten erstandenen Menschen, als ein Wunder, und Viele, sogar die Brüder selbst, zweifelten innerlich noch einigermaßen, ob er es denn auch sei, oder nicht. Sie hielten es noch immer nicht für gewiß und hätten so vielleicht noch eine Weile gethan, hätte nicht ein Vorfall sich zugetragen, der sie darüber aufklärte, wer der Ermordete gewesen sei, und das war folgender: Soldaten aus der Gegend von Luni gingen eines Tages vor Tebaldo's Hause vorbei, und als sie diesen vor der Thür stehen sahen, gingen sie auf ihn zu und sagten: „Möge es Dir wohlgehen, Faziuolo.“ Tebaldo antwortete ihnen in Gegenwart der Brüder, „Ihr verwechselt mich mit einem Andern.“ Wie die Soldaten ihn

reden hörten, schämten sie sich und batzen ihn um Verzeihung: „Wahrlich,” sagten sie, „Ihr gleicht, mehr als wir je zwei Leute sich gleichen sahen, einem Cameraden von uns, Namens Faziuolo aus Pontremoli, der vor ohngefähr vierzehn Tagen, oder nicht viel längerer Zeit hierher gekommen ist, ohne daß wir irgend weiter hätten erfahren können, was aus ihm geworden sei. Freilich wunderten wir uns wol über Euren Anzug; denn Jener war Soldat, wie wir es sind.“ Der älteste Bruder des Tedaldo trat bei diesen Worten vor und fragte sie, wie Faziuolo gekleidet gewesen sei. Sie gaben darüber Auskunft, und es fand sich, daß ihre Beschreibung dem Anzuge des Ermordeten genau entsprach, wodurch sie denn, in Verbindung mit andern Zeichen, sich überzeugten, dieser sei Faziuolo und nicht Tedaldo gewesen, und so schwand denn jeder Verdacht aus der Seele der Brüder. Tedaldo aber, der nun sehr reich geworden war, fuhr in seiner Liebe fort, ohne sich je wieder mit seiner Dame zu veruneinigen; vielmehr genossen sie bei vorsichtigem Benehmen noch lange ihrer Neigung. Gott gewahre uns die Freuden der unfrigen.“

Achte Geschichte.

Ferondo wird, nachdem er ein gewisses Pulver geessen hat, für tot begraben; der Abt aber, der sich inzwischen mit seiner Frau ergötzt, holt ihn aus dem Grabe, setzt ihn ins Gefängniß und bildet ihm ein, er sei im Fegefeuer. Dann wird er auferweckt und erzieht einen Sohn, den der Abt mit seiner Frau erzeugt hat, als den seinigen.

So lang die Geschichte der Emilie gewesen war, so hatte sie um dessentwillen doch Niemandem missfallen, vielmehr

hielten Alle dafür, Emilie habe im Betracht der Mannichfältigkeit der vorgetragenen Ereignisse noch sehr kurz erzählt. Nun aber bezeigte die Königin der Lauretta ihr Verlangen durch einen bloßen Wink und veranlaßte sie dadurch, also zu beginnen: „Ihr lieben Mädchen, ich besinne mich eben auf eine wahre Geschichte, die ich Euch zu erzählen Lust habe, die aber, so wenig sie es ist, doch gar sehr einer Lüge gleich sieht. Sie ist mir wieder eingefallen, weil ich eben hörte, wie Einer für den Andern betrauert und begraben worden ist, während ich Euch erzählen werde, wie ein Lebender für todt begraben ward, und wie er sich nachher selbst, mit vielen Andern, nicht für fortlebend, sondern für erweckt von den Todten und aus dem Grabe erstanden, gehalten hat, wie aber Derjenige, der um deswillen eher als ein Schuldiger hätte verdammt werden sollen, gleich einem Heiligen angebetet worden ist.

In Toscana nämlich war, und ist noch heutzutage, eine Benedictinerabtei, sowie man deren viele sieht, an einem wenig besuchten Orte gelegen, in der ein Mönch zum Abte geworden war, der in jeder Beziehung, allein den Umgang mit Weibern abgerechnet, ein sehr heiliger Mann genannt werden konnte. Diesen Umgang aber wußte er so insgeheim zu betreiben, daß bei seinem Rufe der Strenge und Heiligkeit beinahe Niemand dergleichen ahnete, geschweige denn erfahren hätte. Nun traf es sich, daß ein besonders reicher Bauer, Namens Ferondo, mit dem Abte näher bekannt ward und bei seiner unmaßigen Einfalt und Überheit vom Abte, der sich zuweilen an seinen Nartheiten ergötzen mochte, gern gesehen ward. Inzwischen wurde indes der Abt gewahr, daß Ferondo ein wunderschönes Weib zur Frau habe, und verliebte sich so sehr in diese, daß er bei Tag und bei Nacht an nichts Anderes dachte und fast verzweifelt wollte, als er erfuhr, Ferondo, der in allem Uebrigen so thöricht und so dummkopf war, sei vollkommen vernünftig, sobald es sich darum handele, seine Frau zu lieben und zu bewachen. Dennoch

war er geschickt genug, den Ferondo so weit zu bringen, daß er zuweilen mit seiner Frau heraufkam, sich im Klostergarten einige Zeit zu ergötzen. Hier sprach er ihnen dann mit vieler Salbung von der Seligkeit, vom ewigen Leben und von den heiligen Werken vieler verstorbener Männer und Weiber so lange vor, bis die Frau Lust bekam, bei ihm zur Beichte zu gehen, und die Erlaubnis dazu von ihrem Manne, wie sie ihn darum ansprach, so gleich erhielt.

Zu großer Freude des Abtes kam die Frau nun wirklich ihm zu beichten, setzte sich zu seinen Füßen und begann, noch ehe sie etwas Anderes redete: „Hochwürdiger Herr, hätte mir Gott einen andern oder auch gar keinen Mann gegeben, so würde es mit vielleicht nicht schwer fallen, unter Eurer Anleitung den Weg, der nach Euren Reden den Menschen zum Paradiese führt, zu gewinnen. Wenn ich aber bedenke, was Ferondo für ein Mensch und wie übermäßig seine Albernheit ist, so muß ich in dieser Hinsicht mich eine Witwe nennen, während ich doch wieder verheirathet bin, insofern ich bei seinen Lebzeiten keinen andern Mann nehmen darf. Dabei ist er nun in seiner Einfalt, ohne irgend einen Grund, so übertrieben eifersüchtig auf mich, daß ich um dessentwillen nicht anders, als in Noth und Elend, mit ihm leben kann. Deshalb bitte ich denn, bevor ich zur ferneren Beichte schreite, Euch auf das demuthigste, mir in dieser Sache mit einigem Rathe gefällig sein zu wollen; denn erlange ich dadurch nicht erst die Möglichkeit gut zu thun, so wird übrigens das Beichten so wenig helfen als die Buße.“

Diese Rede gefiel dem Abte in seiner Seele gar wohl, und ihn däudchte, das Glück habe ihm den Weg, seinen sehnlichsten Wunsch zu erlangen, bereits gebahnt. „Meine Tochter,“ antwortete er, „wohl glaube ich, daß es einer so schönen und gefühlvollen Frau, wie Ihr es seid, sehr lästig sein mag, einen Verrückten zum Manne zu haben. Noch beschwerlicher aber muß ein Eifersüchtiger fallen; da

Ihr nun zugleich den Einen und den Andern habt, so glaube ich Euch gerne, was Ihr von Euren Leiden erzählt. Für diese aber weiß ich, grade herausgesagt, nur einen Rath und nur ein Mittel: nämlich ihn von seiner Eifersucht zu heilen. Die Arznei, die ihn zu heilen vermag, weiß ich recht wohl zu machen; wenn Ihr Euch nur getraut, was ich Euch sagen werde, gewißlich geheim zu halten."

Die Frau erwiderte: „Zweifelt nicht, ehrwürdiger Vater, eher will ich mein Leben lassen, als ich jemandem das wiedersagte, was Ihr mir zu sagen verboten habt. Wie sollte das aber geschehen?“ „Wollen wir,“ antwortete der Abt, daß er geheilt werde, so muß er nothwendig ins Fegefeuer.“ „Wie,“ sprach die Frau, „kann er denn bei lebendigem Leibe dahin kommen?“ Der Abt sagte: „Er muß sterben und so hinkommen; wird er dann so viel Qualen erlitten haben, daß er von dieser seiner Eifersucht geheilt ist, so werden wir in gewissen Gebeten den lieben Gott bitten, daß er ihn wieder lebendig macht, und das wird dann auch geschehen.“ „Soll ich denn eine Witwe werden?“ entgegnete die Frau. „Ja,“ sagte der Abt, „auf einige Zeit, während welcher Ihr Euch aber wohl hüten müßt, Euch an Niemand anders verheirathen zu lassen; Gott würde es Euch sehr übel nehmen, und Terondo, wenn er wieder käme, und Ihr dann zu ihm zurück müßtet, eifersüchtiger sein, als je zuvor.“ Die Frau antwortete: „Wird er nur von diesem Uebel befreit, und brauche ich nur dann nicht immer wie im Gefängniß zu sitzen, so bin ich mit Allem zufrieden. Thut nach Eurem Gefallen.“

„So will ich's denn übernehmen,“ sagte der Abt; „wodurch wollt Ihr mich aber für einen solchen Dienst belohnen?“ „Hochwürdiger Herr,“ erwiderte die Frau, „fordert, was Ihr wollt, wenn ich es anders zu leisten vermag. Was kann aber ein armes Weib, wie ich bin, einem so vornehmen Herrn anbieten, das seiner würdig

wäre?" Darauf sagte der Abt: "Madonna, Ihr könnt für mich nichts Geringeres thun, als was ich für Euch zu unternehmen im Begriffe stehe. Denn, sowie ich zu Eurem Glück und zu Eurer Zufriedenheit zu wirken denke, so seid Ihr im Stande, mein Leben und meine Ruhe mir wiederzugeben." "Ist das der Fall," entgegnete die Frau, "so bin ich bereit." "Wohl denn," sagte der Abt, "so schenkt mir Eure Liebe und gewährt mir Euren Leib; denn nur für Euch glühe ich und verzehre mich im Feuer."

Als die Frau diese Worte hörte, sagte sie voller Schreien: "Um Gottes Willen, ehrwürdiger Vater, was begieht Ihr da von mir. Ich dachte, Ihr waret ein Heiliger. Biemt sich's nun wol für heilige Männer, die Frauen, die sich bei ihnen Raths zu erholen kommen, um dergleichen Dinge anzusprechen?" Der Abt antwortete ihr: "Mein süßes Herz, verwundert Euch nicht darüber; die Heiligkeit wird darum nicht geringer; denn sie wohnt in der Seele, und das Verlangen, das ich Euch entdeckt habe, ist eine Sünde des Körpers. Wie Dem aber auch sei, Eure holde Schönheit übt solche Gewalt über mich aus, daß die Liebe mich zwingt, zu thun, wie ich gethan habe. Dabei könnt Ihr Euch denn Eurer Schönheit mehr als andere Weiber rühmen, wenn Ihr bedenken wollt, daß sie den Heiligen wohlgefällt, die doch gewohnt sind, die Schönheiten des Himmels zu betrachten. Uebrigens bin ich ein Mensch, wie sehr ich auch Abt bin, und wie Ihr seht, noch nicht alt. Und so soll es Euch denn nicht leid sein, zu thun, wie ich Euch gesagt habe, vielmehr sollt Ihr es selber wünschen; denn während Ferondo im Fegefeuer ist, werde ich Euch Nachts Gesellschaft leisten und Euch die Unterhaltung gewähren, die er Euch zu bieten hätte. Auch wird es niemals Jemand gewahr werden; denn ein Jeder denkt von mir so gut und vielleicht noch besser, als Ihr es eben vorhin thatet. Verschmidhet nicht die Gnade, die Euch von Gott geboten wird; denn Wiele sind, die sehnlisch begehren, was

Ihr haben könnt und haben werdet, wenn Ihr vernünftig genug seid, meinem Rath zu vertrauen. Ueberdies habe ich manchen schönen und kostbaren Schmuck, der meinem Willen nach Niemand anders als Euch gehören soll. So thut denn, süße Hoffnung meines Herzens, für mich, was ich gerne für Euch thue."

Die Frau schlug die Augen nieder und wußte nicht, wie sie dem Abt seine Bitte abschlagen sollte; sie ihm zu gewähren, schien ihr aber nicht gut gethan. Als dieser bemerkte, sie zögere mit der Antwort, nachdem sie ihn doch angehört hatte, glaubte er sie schon halb bekehrt, und wirklich gelang es ihm, durch viele Worte, die er den ersten noch hinzufügte, noch ehe er ausgeredet hatte, ihr in den Kopf zu setzen, was er verlange, sei wohlgethan. Deshalb sagte sie ihm denn ganz verschämt, sie sei bereit, jedem seiner Befehle zu gehorchen; früher aber könne sie nicht, als bis Gerondo im Fegefeuer sein würde. Der Abt erwiderte ihr voller Freuden: „Nun so wollen wir ihn denn gleich hinschicken; richtet es nur ein, daß er morgen, oder in diesen Tagen zum Besuche zu mir heraufkomme.“ Mit diesen Worten drückte er ihr verstohlen einen wunderschönen Ring in die Hand und entließ sie.

Die Frau war vergnügt über das Geschenk; denn sie hoffte, daß noch andere folgen sollten, und nachdem sie ihre Freundinnen wieder aufgesucht hatte, erzählte sie ihnen auf dem Heimwege Wunderdinge von der Frömmigkeit des Abtes. Wenige Tage darauf ging Gerondo ins Kloster. Sobald der Abt ihn zu sehen bekam, nahm er sich vor, ihn ins Fegefeuer zu schicken. Zu diesem Ende suchte er ein Pulver von wunderbarer Kraft hervor, das er im Orient von einem mächtigen Fürsten mit der Versicherung erhalten hatte, der Alte vom Berge pflege sich desselben zu bedienen, wenn eremand im Schlaf in sein Paradies oder wieder herausbringen wolle, auch schlafre es, in größerer oder geringerer Menge gegeben, Denjenigen, der es genieße, ohne ihm irgend zu schaden, auf kürzere oder

längere Zeit dermaßen ein, daß, so lange seine Kraft daure, Niemand einem Solchen einen Funken von Leben beimeissen könne. Von diesem Pulver nahm er so viel als nothig war, um einen dreitägigen Schlaf hervorzubringen, und gab es dem Ferondo, mit einem Glase jungen und noch trüben Weines, in welches er dasselbe unbemerkt gethan hatte, auf seiner Zelle zu trinken. Dann führte er ihn in den Klostergang und fing an, mit einigen andern Mönchen an seinen Thorheiten sich zu ergöthen. Es dauerte indeß nicht lange, so wirkte das Pulver und den Ferondo überfiel eine so plötzliche und unüberwindliche Müdigkeit, daß er noch im Stehen einschließ und schlafend umfiel. Der Abt stellte sich erschrocken über den Vorfall, ließ ihm die Kleider lösen und kaltes Wasser bringen, um ihn damit zu besprühen; auch versuchte er noch viele andere Mittel, wie wenn er glaubte, die Lebensgeister, die von übeln, aus dem Magen oder sonst aufgestiegenen Dünsten eingenommen seien, auf die Weise mit dem Bewußtsein zurückzurufen. Als nun der Abt und die Mönche sahen, daß er bei alle Dem sich nicht erholt, und als sie den Puls, nach dem sie ihm fühlten, regungslos fanden, zweifelte Keiner mehr daran, daß er todt sei. Deshalb ließ man es seiner Frau und seinen Angehörigen sagen, die Alle schnell herbeikamen und ihn eine Weile gemeinschaftlich beweinten, worauf der Abt ihn, angezogen wie er war, in eine Gruft beisezen ließ. Die Frau kehrte heim und erklärte, von einem Kinde, das er mit ihr erzeugt hatte, sich nie trennen zu wollen, und so blieb sie im Hause, allein beschäftigt, dem Vermögen, das Ferondo hinterlassen hatte, und der Erziehung ihres Sohns vorzustehen.

Der Abt indeß stand des Nachts mit einem沼nerischen Mönch, der an selbem Tage angekommen war, und zu dem er großes Vertrauen hatte, in aller Stille auf; Beide nahmen den Ferondo aus seinem Begräbniß und legten ihn in ein anderes Gewölbe, worin man gar

kein Licht sah, und das zum Strafgefängniß für die Mönche bestimmt war. Hier zogen sie ihm seine Kleider aus, kleideten ihn statt dessen wie einen Mönch, setzten ihn auf ein Bündel Stroh und ließen ihn allein, bis er wieder zu sich kommen würde. Inzwischen wartete der bologneser Mönch, der vom Abtei gehörig unterrichtet war, ohne Mitwissen irgend eines Andern, daß Terondo sich erhalten sollte.

Der Abt ging am andern Tage mit einigen seiner Mönche wie zum Besuche in das Haus der Frau, die er ganz in Trauerkleidern und sehr betrübt fand. Nachdem er sie eine Weile getrostet hatte, erinnerte er sie leise an ihr Versprechen. Da die Frau sich nun frei und weder von Terondo noch sonst von Jemand belästigt fühlte, auch an des Abtes Finger schon einen zweiten schönen Ring bemerkt hatte, sagte sie, sie sei bereit und verabredete mit ihm, daß er die nächste Nacht kommen solle. Wirklich ging er denn auch, sobald es Nacht geworden war, in den Kleidern des Terondo und von seinem Mönche begleitet zu der Frau, bei der er bis zum Morgen unter Scherz und Freuden verweilte, bevor er zu seiner Abtei zurückkehrte. Oft genug machte er denselben Weg in gleicher Absicht und wurde von Einigen, die beim Kommen oder Gehen ihm begegneten, für den Geist des Terondo gehalten, der, um Buße zu thun, in jener Gegend umgehen müßte. Darüber erzählten denn die abergläubischen Leute in dem Dörfchen viele Geschichten, die auch zu den Ohren der Frau kamen, welche indeß wohl wußte, was es damit für eine Bewandtniß habe.

Der bologneser Mönch aber trat, als Terondo in dem dunklen Gefängniß erwachte, ohne zu wissen, wo er sich befände, mit einer furchterlichen Stimme hinein und gab ihm mit einigen Ruten, die er in der Hand hielt, eine gute Tracht Schläge. Terondo fragte unter Weinen und Schreien in Einem fort: „Wo bin ich?“ „Du bist im Fegefeuer.“ antwortete der Mönch. „Wie,“ sagte Terondo,

„so bin ich denn tobt?“ „Ja wohl,” erwiderte der Mönch. Darauf begann Ferondo, sich selbst, seine Frau und sein Söhnlein bitterlich zu beweinen und sagte dabei die unerhörtesten Albernheiten. Indessen brachte ihm der Mönch etwas zu essen und zu trinken. Als Ferondo das sah, rief er aus: „Mein Himmel, essen denn die Todten?“ „Ja,” sagte der Mönch, „und was ich Dir jetzt bringe, ist dasselbe Essen, welches die Frau, die ehemals Dir zugehörte, heute Morgen der Kirche geschickt hat, um für Deine Seele eine Messe lesen zu lassen. Das kommt Dir nun, auf unsers Herrgottes Befehl, hier zu Gute.“ Darauf sagte Ferondo: „Ach, Du meine Güte! Na, Gott gebe ihr ein vergnügtes Jahr. Ich bin ihr freilich vor meinem Tode immer gar zu gut gewesen und hab' sie immer die ganze Nacht im Arm gehabt und habe nichts Anderes gethan als sie, geküßt und habe auch was Anderes gethan, wenn ich die Lust kriegte.“ Dann fing er, hungrig und durstig wie er war, zu essen und zu trinken an. Da ihm aber der Wein nicht allzu gut vorkam, sagte er wieder: „Herrgott, gib ihr Unglück, sie hat dem Priester doch nicht von dem Fasse an der Wand geschickt.“

Als er nun gegessen und getrunken hatte, kriegte ihn der Mönch wieder vor und schlug ihn mit denselben Ruten aufs neue ganz mürbe. Nachdem Ferondo lange genug gejammert hatte, sagte er zu ihm: „Mein Gott, warum thust Du denn das?“ Der Mönch sagte: „Darum, weil unser Herrgott befohlen hat, daß dies alle Tage zwei Mal so geschehe. „Aus was für einer Ursache denn?“ sagte Ferondo. Der Mönch erwiderte: „Weil Du eifersüchtig warest, obgleich Du das beste Weib zur Frauhattest, die weit und breit zu finden ist.“ „Ach Gott ja,“ sagte Ferondo, „und das honigsüßeste, viel verzuckerter als Marzipan. Aber ich wußte nicht, daß unser Herrgott es übel nähme, wenn ein Mann eifersüchtig ist; sonst wäre ich's nicht gewesen.“ Der Mönch antwortete: „Das hättest Du bedenken und Dich bessern sollen, während Du

noch in jener Welt warest. Und sollte sich's treffen, daß Du wieder hinkämst, so gib nur Acht, daß Du in Gedanken behälst, was ich Dir jezo anthue, und daß Du nie wieder eifersüchtig bist.“ „Ei,” sagte Terondo, „kommt denn jemals Einer zurück, der gestorben ist?“ „Freilich,” entgegnete der Mönch, „wen Gott wieder hinbringen will!“ „Ach Gott“ sagte Terondo „wenn ich jemals zurückkäme, so wollte ich der beste Mann von der Welt sein; ich wollte sie niemals schlagen, niemals schelten, außer wegen des Weines, den sie heut Morgen geschickt hat. Sie hat aber auch kein bisschen Licht gegeben und ich habe im Dunkeln essen müssen.“ Der Mönch antwortete: „Wohl hat sie geschickt, aber man hat es zu den Seelenmessen verbrannt.“ „Ja“ sagte Terondo, „da wirst Du recht haben. Und gewiß, wenn ich wieder hinkomme, da will ich sie thun lassen, wozu sie Lust hat. Aber, sag mal, wer bist Du denn, der Du so mit mir umgehst?“ Der Mönch erwiderte: „Ich bin auch todt, und war aus Sardinien, und weil ich im Leben meinen Herren wegen seiner Eifersucht häufig gelobt habe, bin ich von Gott zu der Strafe verurtheilt, daß ich Dir so lange zu essen und zu trinken geben und Dich solcher Weise schlagen muß, bis Gott über Dich und mich anders beschließen wird.“ Terondo sagte: „Ist denn Niemand hier, als nur wir Beide?“ „Ja wohl“ sagte der Mönch, „zu Tausenden, aber Du kannst sie so wenig hören und sehen, als sie Dich.“ Darauf sagte Terondo: „Wie weit sind wir denn wohl von uns zu Hause?“ „Oho“ antwortete der Mönch, „Du bist hier noch Meilen weit hinter Schön-Rackenhausen.“ „Ei der Kuckuck!“ sagte Terondo, „das ist ein Mal weit; meinem Gedanken nach ist das so weit, daß wir schon aus der Welt raus sein sollten!“

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen wurde Terondo bei Essen und Schlägen an die zehn Monate gehalten, während welcher der Abt, der sich gar glücklich fühlte, oft genug die hübsche Frau besuchte und sich mit ihr den schönen

sten Zeitvertreib von der Welt mache. Wie aber die Unfälle mitunter zu kommen pflegen, so wurde die Frau schwanger und sagte es dem Abt, da sie es noch früh genug gemerkt hatte. Darum schien es denn nun Beiden gerathen, daß Ferondo unverzüglich vom Fegefeuer zurückkommen und wieder ins Leben gerufen werden solle, auf daß sie, nachdem sie wieder beisammen gewesen wären, vorgeben könne, von ihm schwanger zu sein. Zu diesem Ende ließ der Abt in der nächsten Nacht den Ferondo in seinem Kerker mit verstellter Stimme anrufen und ihm Folgendes sagen: „Ferondo, sei guten Muthes, Gott beliebt es, Dich in die Welt zurückzuschicken. Wenn Du wieder hingekommen bist, wird Deine Frau Dir einen Sohn gebären, den sollst Du Benedict nennen; denn Gott erzeigt Dir diese Gnade um der Gebete Deines heiligen Abtes und Deiner Frau willen und aus Liebe zum heiligen Benedict.“ Als Ferondo das hörte, wurde er sehr froh und sagte: „Na, das ist mir lieb; Gott möge es unserm Herrngott lohnen und dem Abte und dem heiligen Benedict und meiner honigsfüßen, candirten, mit Käse bestreuten Frau ebenfalls.“ Darauf ließ ihm der Abt im Weine, den er ihm zu trinken gab, so viel von jenem Pulver reichen, daß er etwa vier Stunden lang davon schlafen mußte und legte ihn, nachdem er wieder mit den alten Kleidern angethan war, mit Hülfe seines Mönches aufs neue in die Gruft, in welche er zuerst begraben worden war.

Um andern Morgen kam Ferondo, wie der Tag anbrach, wieder zu sich und sah durch einige Spalten der Gruft das Licht wieder, das er wol seit zehn Monaten nicht gesehen hatte. Da es ihm nun so vorkam, als sei er lebendig, so fing er an zu rufen: „Machts auf, macht auf,“ und stemmte sich selbst mit solcher Kraft gegen die Decke der Gruft, daß er, weil sie leicht zu heben war, sie lüftete. Er war noch damit beschäftigt, sie ganz abzuwerfen, als einige Mönche, die eben ihr Morgengebet ge-

sprochen hatten, herbeiliefen, die Stimme des Terondo erkannten und ihn aus dem Grabe steigen sahen. Voller Schrecken über die unerhörte Begebenheit entflohen sie und eilten zum Abte. Dieser that, als stände er eben vom Gebete auf, und sagte: „Kinder, fürchtet Euch nicht. Nehmet Kreuz und Weihwasser und folgt mir nach, damit wir sehen, was die göttliche Allmacht uns offenbaren will.“ Und so thaten sie.

Terondo war indessen, ganz bleich von der langen Zeit, während welcher er den Himmel nicht gesehen hatte, aus der Gruft herausgestiegen. So bald er den Abt erblickte, eilte er zu seinen Füßen und sagte: „Ehrwürdiger Vater, Eure Gebete nebst denen des heiligen Benedict und meiner Frau haben mich, wie mir offenkundig worden ist, den Strafen des Fegefeuers entnommen und ins Leben zurückgerufen. Ich bitte Gott, daß er Euch dafür ein gutes Jahr und gute Tage heute und allezeit bescheren möge.“ Der Abt antwortete: „So sei denn die göttliche Allmacht gelobt! Gehe, mein Sohn, da Gott Dich zurückgesandt hat, und tröste Deine Frau, die, seitdem Du vor hinnen schiedest, immer in Thränen geschwommen hat, gehe und sei von nun an Gottes Freund und Diener.“ Terondo sagte: „Hochwürdiger Herr, so ist mir wol gesagt worden. Laßt mich nur machen; denn wie ich hinkomme, küss ich sie auch gleich, so gut bin ich ihr.“

Der Abt blieb mit seinen Mönchen zurück und bezogt eine große Verwunderung über diese Begebenheit, weswegen er denn auch in großer Demuth das Misere-
ringen ließ. Terondo lehrte indes ins Dorf zurück, wo Feder, der ihn sah, vor ihm floh, wie man es vor entsegnenswerthen Dingen zu thun pflegt. Er aber rief sie zurück und versicherte, er sei auferweckt worden. Die Frau fürchtete sich ebenfalls vor ihm, bis endlich die Leute etwas mehr Muttrauen zu ihm fanden, sich überzeugten, daß er lebendig sei, und ihm um Vieleslei aus jener Welt befragten. Er antwortete Allen, als ob er vernünftiger zurück-

gekehrt sei, erzählte ihnen Neuigkeiten von den Seelen ihrer Angehörigen und erfand sich selber die schönsten Fabeln von der Welt über die Einrichtungen des Fegefeuers; auch erzählte er vor allem Volke die Offenbarung, die ihm durch den Mund des Erzbengel Gabelgürz vor seiner Wiedererweckung gemacht worden sei. Unterdessen kehrte er mit der Frau in sein Haus zurück, nahm von seinem Vermögen wieder Besitz und schwängerte sie, wenigstens seiner Meinung nach. Zum Glücke traf es sich, daß die Frau, nach der Meinung der Thörichten, welche sich einbilden, daß die Weiber genau neun Monate lang die Kinder im Leibe tragen, gerade zur rechten Zeit von einem Knaben genas, der Benedict Ferondo getauft ward.

Die Rückkehr Ferondo's und seine Reden vermehrten dem Abte seinen Geruch der Heiligkeit um Vieles; denn fast Jedermann glaubte, Jener sei wirklich vom Tode erweckt. Ferondo aber, der wegen seiner Eifersucht so viele Schläge bekommen hatte, war nun gänzlich von ihr geheilt und plagte, wie der Abt versprochen hatte, von nun an die Frau nie mehr damit. Die letzte war darüber sehr erfreut und lebte wie zuvor mit ihm in allen Ehren, ohne jedoch zu versäumen, wenn es sich schicklich thun ließ, mit dem heiligen Abte sich zu sehen, der so gut und so sorgfältig sie in den wichtigsten Angelegenheiten bedient hatte."

Neunte Geschichte.

Gillette von Narbonne heilt den König von Frankreich von einer Fistel und verlangt dafür Bertran von Roussillon zum Manne. Dieser heirathet sie wider Willen und geht aus Verdrüß nach Florenz. Hier verliebt er sich in ein junges Mädchen, die er zu umarmen glaubt, während er Gillette beschläft. Diese gebiert ihm zwei Söhne, um derentwillen er sie lieb gewinnt und als Frau behandelt.

Da die Königin dem Dioneus sein Vorrecht nicht rausben wollte, so kam die Reihe des Erzählens, als Lauretten Geschichte geendigt war, an Niemand anders als an sie. Deshalb begann sie denn, ohne eine Aufforderung der Uebrigen abzuwarten, fröhlich also zu reden: „Wer kann nun eine Geschichte erzählen, die Beifall gewonne, nachdem wir die von Lauretten gehört haben? Wahrlich es ist gut für uns, daß sie nicht die erste war, sonst würden wenige der andern uns gefallen haben. Denen, die heute noch mitgetheilt werden sollen, wird es, wie mich dünkt, nun freilich so ergehen; wie dem aber auch sei, will ich immerhin erzählen, was mir in Bezug auf den vorgeschriebenen Gegenstand eben einfällt.

Im Königreich Frankreich lebte ein Edelmann, Namens Isnard Graf von Roussillon, der, weil er kränklich war, immer einen Arzt bei sich hatte, der Gerard von Narbonne hieß. Der genannte Graf hatte einen einzigen kleinen Sohn, mit Namen Bertran, der außerst schön und unterhaltend war. Mit ihm wurden mehrere Kinder seines Alters erzogen, unter denen sich eine Tochter des er-

wähnten Arztes, Namens Gillette, befand. Diese fühlte für den jungen Bertran eine unendliche Liebe, die viel glühender war, als es für ihr zartes Alter gehörte. Bertran aber mußte, als der Graf gestorben war und ihn den Händen des Königs anvertraut hatte, nach Paris ziehen, worüber das junge Mädchen unbeschreiblich trostlos war. Wie nun bald darauf auch ihr Vater starb, so wäre sie, wenn sie einen schicklichen Vorwand gewußt hätte, gar gerne auch nach Paris gegangen, um Bertran wiederzusehen. Da sie aber um des Reichthums willen, der ihr nun allein geblieben war, von Vielen beachtet ward, so wußte sie keine anständige Auskunft. Inzwischen hatte sie, bereits zu mannabaren Jahren gekommen, da sie noch immer den Bertran nicht vergessen konnte, ohne den Grund davon anzugeben, schon Viele, mit denen ihre Verwandten sie hatten verheirathen wollen, zurückgewiesen.

Nun geschah es, daß sie, mehr als je in Liebe zu Bertran entbrannt, der, wie ihr berichtet ward, ein schöner Jüngling geworden war, zufällig vernahm, der König von Frankreich sei in Folge eines Geschwürs, das er auf der Brust gehabt hatte und das von den Arzten schlecht geheilt war, mit einer Fistel behaftet, die ihm große Unbequemlichkeit und heftige Schmerzen verursache. Auch habe sich noch kein Arzt gefunden, so viele sich schon daran versucht hätten, der im Stande gewesen wäre, ihn zu heilen, vielmehr hätten Alle das Uebel verschlimmert. Dazrum wolle denn der König, der jetzt an der Heilung verzweifele, von Niemandem mehr Rath oder Hülfe annehmen. Das Mädchen war hocherfreut hierüber; denn sie glaubte nun nicht nur einen genügenden Vorwand gefunden zu haben, um nach Paris zu reisen, sondern sie hoffte auch, wenn diese Krankheit wirklich dieselbe wäre, die sie vermutete, es leicht dahin bringen zu können, daß sie Bertran zum Manne bekomme. Deshalb fertigte sie denn, von ihrem Vater in ärzlichen Dingen vielfach belehrt, aus gewissen Kräutern, die für die Krankheit dienlich waren,

welche sie beim Könige voraussegte, ein Pulver an, stieg damit zu Pferde und reiste nach Paris.

Hier war ihr erstes Geschäft, daß sie Bertran zu sehen suchte, und erst als ihr dies gelungen war, trat sie vor den König und bat es sich von ihm als Gnade aus, daß er sein Uebel ihr zeige. Der König konnte es bei ihrer Jugend, Schönheit und Anmuth ihr nicht abschlagen und zeigte ihr seinen Schaden. Sobald sie ihn gesehen hatte, fasste sie ein festes Zutrauen, ihn heilen zu können, und sagte: „Gnädiger Herr, wenn es Euch beliebt, so hoffe ich zu Gott, ohne Euch irgend Schmerzen oder Beschwerde zu machen, in acht Tagen von dieser Krankheit Euch befreit zu haben.“ Der König lachte im Stillen über ihre Worte und sagte zu sich: „Wie sollte ein junges Mädchen zu bewirken wissen, was die größten Aerzte der Welt nicht vermocht und nicht verstanden haben?“ Darum dankte er ihr für ihren guten Willen, antwortete aber, er habe bei sich beschlossen, keinen ärztlichen Rath weiter zu folgen. Darauf erwiderte das Mädchen: „Gnädiger Herr, Ihr verschmaht meine Kunst, weil ich ein Weib und noch jung bin. Ich erinnere aber dagegen, daß ich nicht durch meine Wissenschaft, sondern durch Gottes Beistand und durch die Wissenschaft des Meisters Gerard von Narbonne, der mein Vater und ein berühmter Arzt war, zu heilen verstehe.“

Der König sagte darauf in seinen Gedanken. „Vielleicht ist dies Mädchen mir von Gott gesandt; warum versuche ich nicht, was sie zu thun weiß, da sie mir doch verspricht, mich ohne Beschwerde in kurzer Zeit zu heilen?“ Und so sprach er, entschlossen, es zu versuchen: „Jungfrau, wenn Ihr uns nicht heilt, im Falle wir um Eure Willen unserm Entschluß zuwider handelten, was wollt Ihr dann, daß mit Euch geschehe?“ „Gnädiger Herr,“ erwiderte das Mädchen, „laßt mich bewachen und, wenn ich Euch in acht Tagen nicht heile, so laßt mich verbrennen. Was soll ich aber für Lohn erhalten, wenn ich Euch

heile?" Darauf antwortete der König: „Ihr scheint uns noch unverheirathet. Wenn Ihr das thut, so werden wir Euch einen guten und angesehenen Mann geben.“ „Gnädiger Herr," sagte das Mädchen „wahrlich, mir ist es lieb, wenn Ihr mich verheirathen wollt; ich begehre aber Den zum Mann, den ich mir von Euch erbitten werde, wobei ich keinen Eurer Söhne und Keinen aus dem königlichen Hause fordern will.“ Der König versprach ihr alsbald, es zu thun.

Das Mädchen begann nun ihre Heilung und hatte binnen Kurzem, noch vor der bestimmten Frist, den König wiederhergestellt. Wie sich dieser nun geheilt fühlte, sagte er: „Jungfrau, Ihr habt Euch einen Mann wohl verdient.“ „Gut, gnädiger Herr“ sagte das Mädchen, „so habe ich denn Bertran von Roussillon verdienet, den ich schon in meiner Kindheit zu lieben anfing und seit der Zeit immer von ganzem Herzen geliebt habe.“ Dem König schien es ein Großes, ihr diesen geben zu sollen; da er es aber einmal versprochen hatte und sein Wort nicht brechen wollte, so ließ er ihn sich rufen und sprach zu ihm: „Bertran, Ihr seid nun erwachsen und hinlänglich gebildet. Wir wollen, daß Ihr nun zurückkehrt, Eure Grafschaft selbst zu regieren; auch sollt Ihr ein Mädchen mit Euch heimführen, das wir Euch zur Frau bestimmt haben.“ Bertran antwortete: „Und wer ist das Mädchen, gnädiger Herr?“ „Dieselbe“ antwortete der König, „die mit ihren Heilmitteln unsre Gesundheit wiederhergestellt hat.“ Bertram hatte sie bereits gesehen und erkannt, und obwohl auch er sie für schön hielt, sagte er dennoch in dem Gefühl, daß sie von keinem Geschlechte sei, das seinem hohen Adel gezieme, ganz zornig: „Gnädiger Herr, wollt Ihr mir eine Quacksalberin zur Frau geben? Das möge doch Gott verhüten, daß ich mir jemals solch ein Frauenzimmer nehme.“ Der König antwortete: „So wollt Ihr denn, daß wir unserm Worte untreu werden, welches wir, um unsere Gesundheit wieder zu erlangen, dem Mädchen

gaben, das nun Euch, als Lohn, zum Manne begeht hat?" „Gnädiger Herr," sagte Bertran, „Ihr könnt mir Alles nehmen, was ich besitze, und mich als Euren Vasallen verschenken, an wen es Euch beliebt; das aber verfichere ich Euch, daß ich mich wegen dieser Heirath niemals zufriedengeben werde.“ „Ihr werdet schon," sagte der König; „denn das Mädchen ist hübsch und verständig und liebt Euch sehr. Deshalb hoffen wir denn, daß Ihr mit ihr viel glücklicher leben werdet, als Ihr es mit einer Dame von höherer Abkunft gethan haben würdet.“

Bertran schwieg und der König ließ große Zurüstungen zum Hochzeitfeste machen. Als nun der festgesetzte Tag herangekommen war, vermahlte sich Bertran, so ungern er es auch that, in Gegenwart des Königs mit dem Mädchen, das ihn mehr als sich selbst liebte. Sobald dies aber geschehen war, beurlaubte er, wie er schon zuvor bei sich beschlossen hatte, sich beim Könige unter dem Vorwande, daß er in seine Grafschaft zurückkehren und dort erst die Ehe vollziehen wolle. Damit stieg er zu Pferde und reiste nicht in seine Grafschaft, sondern kam nach Toscana. Als er hier vernahm, daß die Florentiner mit den Sienesern im Kriege begriffen seien, entschloß er sich, zu ihren Gunsten am Streite Theil zu nehmen. Er ward mit großer Freude und Ehrenbezeugungen von ihnen empfangen, und, als sie ihn zum Anführer einer Abtheilung ihrer Kriegsleute gemacht und bedeutenden Sold ihm ausgesetzt hatten, blieb er in ihren Diensten eine gute Weile.

Die junge Frau war über diese Begebenheit nicht sehr erfreut, reiste indeß in der Hoffnung, durch ihr gutes Benehmen ihn in seine Grafschaft zurückzurufen, wieder nach Roussillon und ward daselbst von Allen als ihre Gebietstin aufgenommen. Weil nun während der langen Abwesenheit des Grafen alle Geschäfte verwahrlost waren, brachte sie dieselben, vermöge ihres großen Geschickes, mit vieler Mühe und Fleiß wieder in die beste Ordnung, worüber die Unterthanen sich gar sehr freuten und ihr besonders

zugethan wurden, auch den Grafen, dem sie nicht recht war, lebhaft tadelten.

Als sie nun Alles im Lande wieder in guten Stand gesetzt hatte, gab sie dem Grafen durch zwei Edelleute Nachricht davon und bat ihn, wenn er um ihretwillen jögere, in seine Grafschaft zu kommen, so möge er sie davon unterrichten und sie werde alsdann, ihm zu Gefallen, die Gegend verlassen. Der Graf antwortete ihnen äußerst hart: „Mag sie thun, wozu sie Lust hat; was mich aber betrifft, so werde ich nicht eher heimkehren, um mit ihr zu leben, als bis sie diesen Ring am Finger und ein Kind, das ich mit ihr gezeugt habe, auf dem Arme trägt.“ Eben den Ring nun hielt er sehr werth und trennte sich auch wegen einer gewissen Kraft, die, wie man ihn überredet hatte, derselben beiwohnte, niemals von ihm.

Die Edelleute fühlten wol die Härte der Bedingung, die von zwei fast unmöglichen Dingen abhängig gemacht war; da sie aber sahen, daß sie ihn durch ihre Worte von seinem Vorsatz nicht abbringen konnten, so kehrten sie zu der Dame zurück und erzählten ihr des Grafen Antwort. Sie wurde darüber gar sehr betrübt, entschloß sich indeß nach langer Ueberlegung, zu versuchen, ob sie nicht vielleicht jene Forderungen erfüllen könne. Um nun auf solche Weise in Zukunft ihren Gemahl wiederzugewinnen; versammelte sie, sobald sie mit sich einig geworden war, was sie thun solle, einige der ältesten und tüchtigsten Männer aus der Grafschaft und erzählte ihnen ganz der Ordnung nach, mit kläglichen Worten, was sie Alles aus Liebe zum Grafen gethan und was für einen Lohn sie dafür erhalten habe. Zuletzt eröffnete sie ihnen ihre Absicht, nicht durch ihr längeres Verweilen des Grafen ewiges Exil zu veranlassen, sondern vielmehr den Rest ihres Lebens allein zu Pilgerfahrtcn und mitleidigen Werken zum Heil ihrer Seele zu verwenden. Deshalb bat sie denn jene Männer, daß sie Wache und Verwaltung der Grafschaft übernehmen und den Grafen in Kunde setzen möchten, wie sie

den Besitz frei und ledig gelassen habe und in der Absicht, nie wieder nach Roussillon zu kommen, fortgezogen sei. Während sie also sprach, vergossen die guten Leute viele Thränen und baten sie dringend, ihren Entschluß aufzugeben und bei ihnen zu bleiben. Alles war indeß vergebens.

Die Dame empfahl sie dem göttlichen Schutz und trat in Begleitung eines ihrer Vettern und einer Dienerin in Pilgerkleidern und mit Geld und kostbaren Steinen wohl versehen, ohne daßemand gewußt hätte, wohin sie gingen, die Reise an, und verweilte auch nicht eher, als bis sie in Florenz angelangt war. Hier lebte sie, vom Zufall geleitet, in einem kleinen Gasthof ein, der einer guten Witwe gehörte, und gab sich, voller Verlangen, von ihrem Herrn Nachricht zu erhalten, für eine arme Pilgerin aus. Nun traf es sich, daß sie schon am andern Tage den Bertran mit seinem Gefolge vor dem Gasthöfe vorüberreiten sah. Obgleich sie ihn gar wohl erkannte, fragte sie doch die gute Wirthin, wer es sei. Diese erwiderte: „Er ist ein fremder Edelmann, der sich Graf Bertran nennt, ein gesälliger, freundlicher Herr, den man in unserer Stadt ausnehmend gerne sieht und der in eine meiner Nachbarinnen, ein armes Edelfräulein, über alle Maßen verliebt ist. Das ist ein gar sittsames und wackeres Mädchen, die nur um ihrer Armut willen noch nicht verheirathet ist und mit ihrer Mutter, einer verständigen und wackeren Frau, zusammenlebt. Aber wer weiß, was sie diesem Grafen nicht schon zu Gefallen gehabt hätte, wenn ihre Mutter nicht wäre?“

Die Gräfin nahm den Inhalt dieser Worte sorgfältig in sich auf, erkundigte sich noch genauer nach allen Umständen und fasste ihren Entschluß, sobald sie von Allem unterrichtet war. Zu diesem Ende ließ sie sich Namen und Wohnung jener Frau und ihrer Tochter, in welche der Graf verliebt war, bezeichnen und ging eines Tages, ohne jemand etwas davon zu sagen, in Pilgerkleidung

zu ihnen. Sie fand Mutter und Tochter recht ähnlich ausschend, begrüßte sie und sagte der Ersten, wenn es ihr gefiele, wünschte sie mit ihr zu reden. Die Edelfrau stand auf und sagte, sie sei bereit zu hören, und so gingen sie in eine Nebenstube, wo die Gräfin, als sie sich niedergelassen hatten, so zu sprechen anfing: „Madonna, Ihr gebt, wie mir es scheint, sowol als ich, zu den Feindinnen Fortunens; wenn Ihr aber wolltet, so könnet Ihr wol Euch und mich glücklich machen.“ Die Dame antwortete, sie wünsche nichts so sehr, als ihre Lage auf anständige Weise zu verbessern. Die Gräfin fuhr fort: „Ich bedarf Eurer Verschwiegenheit. Verlasse ich mich auf sie, und verrathet Ihr mich dennoch, so schadet Ihr Euch eben so wohl als mir.“ „Vertrauet mir ruhig,“ erwiderte die Edeldame, „was Euch immer gefällt; gewiß werdet Ihr nie von mir betrogen werden.“ Darauf erzählte ihr denn die Gräfin auf so bewegliche Weise, wer sie sei und was sich Alles zugetragen habe, seit sie zuerst sich in den Grafen verliebte, daß die Edeldame, welche diese Begebenheiten zum Theil schon von Andern gehört hatte, ihren Worten Glauben beimaß und sie zu bemitleiden anfing.

Als die Gräfin mit ihrer Erzählung fertig war, fuhr sie fort: „Ihr habt gehört, was ich, zu meinem übrigen Unglück, für zwei Dinge besitzen muß, wenn ich meinen Mann erlangen will. Ist es nun wahr, was ich vernehme, daß der Graf Eure Tochter auf das zärtlichste liebt, so sehe ich ein, daß Niemand außer Euch mir diese Dinge verschaffen kann.“ Die Edeldame antwortete ihr: „Madonna, ob der Graf meine Tochter liebe, das weiß ich nicht; aber sein Benehmen ist ganz danach. Was kann ich aber deshalb thun, um Euch zu verschaffen, was Ihr wünschet?“ „Madonna,“ erwiderte die Gräfin, „gleich will ich es sagen; zuvor aber sollt Ihr hören, was Euch für ein Vortheil daraus erwachsen wird, wenn Ihr hierin mir dienet. Ich sehe, Eure Tochter ist schön und alt genug zum Heirathen, auch muß ich aus Dem, was ich

gehört habe und selbst zu bemerken glaube, schließen, daß Ihr sie nur aus Mangel an anständiger Ausstattung noch im Hause behalter. So denke ich denn zum Dank des Dienstes, den Ihr mir leisten sollt, Eurer Tochter von meinem Gelde eine Mitgabe auszusehen, wie Ihr selbst sie angemessen glauben werdet, um sie ehrenwoll zu verheirathen." Der Dame, die bedürftig war, gefiel das Anerbieten sehr; dennoch aber antwortete sie zufolge ihrer adlichen Gesinnung: "Madonna, sagt mir, was kann ich für Euch thun? Ziemt es sich für mich, so soll es gern geschehn, und Ihr mögt nachher thun, was Euch belieben wird."

Darauf sagte die Gräfin: „Zu meinen Absichten ist es nothig, daß Ihr durch Jemand, auf den Ihr Euch verlassen könnt, dem Grafen, meinem Manne, sagen lasst, Eure Tochter sei gesonnen, ihm allen Willen zu thun, wenn sie nur gewiß sei, daß er sie wirklich so lieb habe, wie er vorgibt. Das könne sie aber nicht anders glauben, als wenn er ihr den Ring schicke, den er immer am Finger trägt und der ihm, wie sie gehört habe, so theuer sei. Schickt er ihr den Ring, so werdet Ihr ihn mir geben und dem Grafen sagen lassen daß Eure Tochter bereit sei, alle seine Wünsche zu erfüllen. Dann müßt Ihr ihn heimlich hierherkommen lassen, und mich unvermerkt anstatt Eurer Tochter ihm zur Seite legen. Vielleicht gewährt mir Gott die Gnade, daß ich von ihm empfange, und dann werde ich, seinen Ring am Finger und sein Kind auf dem Arme, ihn wiedergewinnen und mit ihm leben können, wie es Mann und Frau geziemt, und das werde ich dann Euch verbanden.“

Der Edelmann schien es ein bedenkliches Ding und sie fürchtete sehr, daß große Schande für ihre Tochter daraus entspringen könne. Wie sie aber wieder bedachte, es sei läblich, dazu mitzuwirken, daß die gute Frau ihren Mann wiederbekomme, und es sei auch eine läbliche Absicht, die sie also zu thun bewog, versprach sie nicht nur, im Ver-

trauen auf ihre gute und ehrbare Gesinnung, das Gewünschte zu thun, sondern sie erhielt auch auf dem angegebenen Wege in wenig Tagen mit geheimer Vorsicht jenen Ring, obgleich es dem Grafen schwer fiel, sich von ihm zu trennen, und legte mit großer Geschicklichkeit die Gräfin statt ihrer Tochter dem Grafen zur Seite.

In diesen ersten Vereinigungen, die vom Grafen unbrünnstig gewünscht waren, empfing, nach Gottes Willen, die Dame zwei männliche Kinder, wie sich zur gehörigen Zeit bei der Entbindung zeigte. Auch gewährte die Edelfrau der Gräfin die Ummarmungen ihres Gemahles nicht nur ein, sondern viele Male, wobei sie so vorsichtig zu Werke ging, daß nichts von diesem Verhältnisse verlautete und der Graf fortwährend der Meinung war, nicht seine Frau, sondern die, welcher er liebte, genossen zu haben. Deshalb schenkte er ihr denn auch Morgens, wenn er sie zu verlassen hatte, schöne und kostbare Edelsteine in Menge, welche die Gräfin sammlich sorgsam verwahre.

Als diese von ihrer Schwangerschaft überzeugt war, wollte sie der Edelfrau nicht weiter mit diesen Diensten beschwerlich fallen, sondern sagte ihr: „Madonna, Gott und Euch sei Dank, ich habe erlangt, was ich wünschte, und so ist es Zeit, daß ich nun nach Eurem Verlangen thue, um dann wieder abzureisen.“ Die Edelfrau erwiderte, es sei ihr lieb, wenn die Gräfin irgend etwas nach ihren Wünschen erreicht hätte. Was sie aber gethan habe, sei nicht in Hoffnung irgend eines Lohnes geschehen, sondern allein weil sie gemeint habe, sie müsse so handeln, wenn sie Gutes thun wolle. „Madonna“ erwiderte die Gräfin „ich lobe diese Gesinnung an Euch und denke selber nicht, was Ihr von mir verlangen werdet, Euch als einen Lohn zu schenken, sondern allein um Gutes zu thun, wie man meiner Meinung nach es thun soll.“ Hierauf bat die Edelfrau nochgedrungen und voller Scham um hundert Gulden zur Ausstattung ihrer Tochter. Die Gräfin bemerkte wohl ihre Scham und die Bescheidenheit ihrer

Bitte und schenkte ihr deshalb fünfhundert Gulden nebst schönem und kostbarem Geschmeide, das leicht eben so viel wert sein mochte. Die Edelfrau war darüber hoherfreut und dankte der Gräfin, wie sie nur immer wußte und konnte. Diese aber verließ sie und kehrte in ihren Gasthof zurück.

Um für die Zukunft dem Bertran allen Anlaß zu nehmen, ihr Haus zu beschicken, oder zu besuchen, zog die Edelfrau bald darauf nebst ihrer Tochter zu ihren Anverwandten aufs Land. Bertran kehrte indeß, von den Seinigen zurückberufen, wie er erfuhr, die Gräfin sei davon gegangen, selbst in seine Heimat zurück. Die Gräfin war sehr erfreut, als sie hörte, er sei von Florenz abgereist und in seine Grafschaft heimgekehrt, und verweilte in Florenz noch bis zu ihrer Rückkehr, in der sie von zwei Knaben, die ihrem Vater äußerst ähnlich sahen, entbunden ward. Sie ließ die Kinder mit vieler Sorgfalt stillen, machte sich, als es ihr Zeit zu sein schien, auf den Weg und langte, ohne von Jemand erkannt zu sein, glücklich in Montpellier an. Hier ruhete sie sich einige Tage lang aus und erfuhr in Folge ihrer Erkundigungen nach dem Grafen und seinem Aufenthalt, er werde am nächsten Allerheiligen-Tage in Roussillon ein großes Gastmahl für Damen und Ritter geben. Zu diesem ging sie nun, immer noch in ihrer gewohnten Pilgertracht, und eilte, ohne sich umzukleiden, ihre beiden Kinder im Arm, hinauf in den Saal des gräflichen Palastes, wo, wie sie hörte, Damen und Ritter versammelt waren, um zu Tische zu gehn.

Mitten durch die Leute drängte sie sich dahin, wo sie den Grafen sah, warf sich ihm zu Füßen und sagte weinend: „Mein Gebieter, ich bin Deine unglückliche Gattin, die, um Dich Deiner Heimath zurückzuführen und zu erhalten, lange Zeit im Elend umhergegangen ist. Ich schwöre Dich bei Gott, daß Du mir jetzt die Bedingungen hältest, die Du mir durch die zwei Edelleute auferlegt

hast. Siehe hier in meinen Armen nicht ein, sondern zwei Deiner Kindern und siehe hier Deinen Ring. Nun ist es nach Deinem eignen Versprechen Zeit, daß ich als Deine Frau von Dir aufgenommen werde.“ Als der Graf dies hörte, erschrak er sehr; denn er erkannte den Ring und die Kinder, so ähnlich waren sie ihm: doch sagte er: „Wie sollte denn das geschehen sein?“ Hierauf erzählte die Gräfin zu großer Verwunderung des Grafen und aller Uebrigen, die gegenwärtig waren, der Ordnung nach, was und wie es sich zugetragen hatte. Wie der Graf sich nun hierdurch überzeugte, sie rede die Wahrheit, und wie er ihre Ausdauer und ihren Verstand bedachte und dann auch wieder die zwei schönen Kinder sah, legte er seinen hartnäckigen Stolz, nicht nur um seinem Worte treu zu bleiben, ab, sondern auch den Seinigen, Männern wie Frauen, zu Gefallen, die ihn alle batzen, er möge sie nun als seine rechtmäßige Gattin aufnehmen und ehren. So hieß er denn die Gräfin auftreten, küßte und umarmte sie, erkannte sie als seine rechtmäßige Gemahlin und die Kinder als die seinigen an. Dann ließ er sie mit Gewändern, die ihrem Stande gewißen, bekleiden und feierte zu großer Freude aller Ge- genwärtigen, wie auch seiner sämmtlichen Vasallen, die es erfuhrten, nicht nur diesen, sondern noch mehrere andere Tage lang ein glänzendes Fest und liebte sie von dem Tage an mit aller seiner Gattin und Ehefrau gebührenden Achtung auf das herzlichste.,,

Bekannte Geschichte.

Alibech wird Einsiedlerin und der Mönch Rusticus lehrt sie, den Teufel in die Hölle heimschicken. Dann kehrt sie zurück und wird die Frau des Neerbal.

Dioneus, der die Erzählung der Königin mit vieler Aufmerksamkeit angehört hatte, hub, als sie vollendet war und er einsah, daß ihm allein noch zu reden obliege, ohne einen Befehl abzuwarten, lächelnd also zu sprechen an: „Holde Damen, Ihr höret vielleicht noch niemals, wie man den Teufel in die Hölle heimschickt, und so will ich es Euch denn erzählen, ohne mich groß von der Aufgabe zu entfernen, von der Ihr heute den ganzen Tag über geredet habt. Wenn Ihr es gelernt habt, könnt Ihr dadurch vielleicht noch einmal Eure Seele retten; auch werdet Ihr aus dieser Geschichte erfahren, daß die Liebe, wenn sie gleich lieber die hölteren Paläste und die wollüstigen Gemächer bewohnt, es dennoch nicht verschmäht, zuweilen ihre Kräfte auch in den dichten Wäldern, den starren Alpen und den Höhlen der Wüste fühlbar zu machen. Daraus läßt sich denn entnehmen, daß ein jegliches Ding ihr unterworfen ist.“

Um nun zur Sache zu kommen, sage ich, daß in der Stadt Capsa in der Berberei vor Zeiten ein gar reicher Mann lebte, der unter mehreren andern Kindern eine schöne und wohlgestaltete Tochter hatte, die Alibech hieß. Weil sie nun keine Christin war und von den vielen Christen, die in der Stadt lebten, den christlichen Glauben und Gottesdienst sehr loben hörte, fragte sie eines Tages

den Einen von ihnen, wie man denn eigentlich Gott diesen könne, und wie am leichtesten dazu gelange. Dieser antwortete ihr, man diene Gott am besten, je mehr man den weltlichen Angelegenheiten entfliehe, wie es besonders Diejenigen thäten, die in die Eindöden der thebaischen Wüste gegangen wären.

Das Mädchen mochte etwa vierzehn Jahr alt sein und war gar einfältig; daher machte sie sich denn, nicht aus vernünftigem Antriebe, sondern aus einer gewissen kindischen Lust, ohne irgend Jemand etwas davon wissen zu lassen, am andern Morgen heimlich und ganz allein nach der thebaischen Wüste auf den Weg und gelangte, weil ihre Lust anhielt, mit großer Anstrengung nach einigen Tagen bis in jene Eindöden. Hier ging sie auf die erste Hütte, die sie aus der Ferne sah, zu und fand einen heiligen Mann an der Thürre stehn, der ganz verwundert, sie hier zu erblicken, sie frug, was sie suchen gehe. Sie antwortete ihm, sie suche, auf Eingebung Gottes, wie sie ihm diene und Jemand finden könne, der sie darin unterrichte. Wie der wackre Mann ihre Jugend und Schönheit betrachtete, fürchtete er, es möge der Teufel ihn wol betrügen, wenn er sie bei sich behielte. Darum lobte er ihren guten Vorsatz, gab ihr einige Kdutertwurzeln, wilde Aepfel und Datteln zu essen und Wasser zu trinken und sagte dann: „Meine Tochter, nicht weit von hierwohnt ein heiliger Mann, der ein weit besserer Lehrmeister Dessen ist, was Du begehrst, als ich es bin; geh Du zu dem!“ und damit brachte er sie auf den Weg.

Wie sie nun zum Zweiten kam und von ihm dieselbe Antwort erhielt, ging sie noch weiter und kam zur Zelle eines jungen Einsiedlers, eines recht frommen und guten Menschen, der Rusticus hieß, und richtete an ihn dieselbe Frage, die sie schon an die Andern gethan hatte. Rusticus dachte eine große Probe seiner Festigkeit anzustellen und schickte sie deshalb nicht wie die Andern weg, sondern behielt sie bei sich in seiner Zelle und machte ihr, wie es

Macht ward, ein Bettchen von Palmenlaub und hieß ihr, sich darauf niederzulegen.

Als dies geschehen war, säumten die Versuchungen nicht eben lange, die Standhaftigkeit des Einsiedlers zu bekämpfen. Wie dieser sich aber von jener gar bald völlig im Stiche gelassen sah, wandte er, ohne viel Angriffe abzuwarten, dem Feinde den Rücken und ergab sich als besiegt. So ließ er denn die heiligen Gedanken, die Gebete und Geißelungen ganz bei Seite liegen und tief sich dafür die Jugend und die Schönheit des jungen Mädchens ins Gedächtnis und fing zugleich an, darüber nachzudenken, was für Mittel und Wege er ergreifen solle, um zum Ziele zu gelangen, damit sie nicht gewahr werde, er strebe, als ein unkeuscher Mensch, nach Dem, was er von ihr begehrte. Zu dem Ende richtete er allerhand Fragen an sie, durch die er erfuhr, sie habe noch nie einen Mann gekannt und sei so einfältig, als sie aussah. Deshalb beschloß er, unter dem Scheine des Gottesdienstes sie seinen Wünschen folgsam zu machen.

Zuerst setzte er ihr nun mit vielen Worten auseinander, ein wie arger Feind des lieben Gottes der Teufel sei, und wie man durch nichts Gott so lieb werden könne, als wenn man den Teufel heim in die Hölle schicke, in die unser Herrgott ihn verbannt habe. Das Mädchen fragte ihn, wie man das anfange. Rusticus antwortete ihr darauf: „Das sollst Du bald erfahren und darum thue, was Du mich thun siehst.“ Und damit fing er an, die wenigen Kleidungsstücke, die er trug, sich auszuziehn, und warf sich, als er ganz nackt war, während das Mädchen ihm in Allem nachahmte, auf die Knie, als wolle er beten. Das Mädchen ließ er sich gegenüber knien, und wie er in dieser Stellung verweilend beim Anblick ihrer entblößten Schönheiten mehr als je in seiner Begierde entbrannte, zeigte sich die Auferstehung des Fleisches. Als Alibech diese gewahr ward, wunderte sie sich und sprach: „Rusticus, was ist denn das für ein Ding, was ich an

Dir so vorne raus kommen sehe und das ich gar nicht habe?" „Ach, meine Tochter“, sagte Rusticus, „das ist eben der Teufel, von dem ich Dir gesprochen habe. Siehst Du, jetzt gerade plagt er mich so sehr, daß ich es kaum aushalten kann.“ „Nun Gott sei Lob“ sagte das Mädchen darauf, „so sehe ich, daß mir's besser geht, als Dir, denn ich für mein Theil habe keinen solchen Teufel.“ Rusticus sagte: „Du sprichst die Wahrheit, Du hast aber ein anderes Ding, das ich wieder nicht habe, und das ist eben so schlimm.“ „Warum nicht gar!“ sagte Alibech. Rusticus antwortete ihr: „Du hast die Hölle, und ich sage Dir, ich glaube, Gott hat Dich zum Heil meiner Seele hierher gesandt; denn wenn Du Dich meiner erbarmen und mir erlauben willst, daß ich, so oft dieser Teufel mich so sehr plagt, ihn in die Hölle hineinschicken darf, so wirst Du mir große Erleichterung gewähren, Gott aber einen ausbündigen Dienst und Gefallen erzeigen, wenn Du anders in der Absicht, die Du mir gesagt hast, hierhergekommen bist.“ Die Dirne erwiderte in gutem Glauben: „Ehrwürdiger Vater, da ich einmal die Hölle habe, so kann's geschehen wenn Ihr wollt.“ Darauf antwortete Rusticus: „Sei gesegnet, meine Tochter; so las uns denn gehen und ihn heimschicken, auf daß er künftig mich in Frieden lasse.“ Und mit diesen Worten führte er das Mädchen zu dem einen ihrer Betten und lehrte sie, wie man sich stellen müsse, um diesen Verfluchten Gottes einzukerkern.

Die Dirne, die noch niemals einen Teufel heim in die Hölle geschickt hatte, spürte beim ersten Male einiges Unbehagen und sagte deshalb zum Rusticus: „Wahrlich, mein Vater, der Teufel muß ein abscheuliches Ding und ein rechter Gottesfeind sein, denn er thut selbst der Hölle, geschweige denn andern Dingen weh, wenn er hineinkommt.“ Rusticus sagte: „Meine Tochter, das wird nicht immer so sein.“ Und um es dahin zu bringen, schickten sie, bevor sie sich vom Bettchen erhoben, ihn an sechs Mal heim in

die Hölle, sobald sie ihm für dies Mal den Hochmuth aus dem Kopfe brachten und er ruhig in Frieden blieb. Als er sich aber später dennoch öfters wieder in Stolz erhob und das Mädchen sich immer willig zeigte, ihn zu demuthigen, geschah es, daß sie an dem Spiele Gefallen fand und zum Rusticus also sagte: „Nun sehe ich wohl, daß die wackeren Leute in Capsa recht hatten, wenn sie sagten, Gott zu dienen sei ein so süßes Ding. Denn wahrlich ich erinnere mich nicht, je etwas gethan zu haben, das mir so viel Lust und Vergnügen gewährt hätte, als den Teufel in die Hölle heimzuschicken. Und so halte ich dafür, daß Jeder, der sich nicht anstrengt Gott zu dienen, ein unvernünftiges Thier ist.“ Aus diesem Grunde kam sie oft zum Rusticus und sagte: „Ehrwürdiger Vater, ich bin hierher gekommen, um Gott zu dienen und nicht um müßig zu gehn; so kommt denn und laßt uns den Teufel heim in die Hölle schicken.“ In dieser Beschäftigung sagte sie auch wol zuweilen: „Rusticus, ich weiß gar nicht, warum der Teufel aus der Hölle wieder rausgeht; denn wäre er so gerne drinne, als die Hölle ihn gern aufnimmt und festhält, so würde er immer drinne bleiben.“

Während die Dirne auf solche Weise den Rusticus oft zum Gottesdienste einlud und ermunterte, hatte sie ihm allmälig die Wolle so aus der Jacke gezupft, daß er froh, wenn ein Anderer geschwicht hätte. Deshalb sagte er denn nachgerade zu dem Mädchen, man müsse den Teufel nur dann züchtigen und in die Hölle heimschicken, wenn er sein Haupt in Hochmuth erhöbe. „Wir aber,“ fügte er hinzu, „haben ihn durch Gottes Hülfe so entlarvt, daß er Gott bittet, in Frieden bleiben zu dürfen.“ Dadurch brachte er das Mädchen auf einige Zeit zum Schweigen; da sie aber sah, wie Rusticus sie gar nicht weiter aufforderte, den Teufel in die Hölle heimzuschicken, sagte sie ihm eines Tages: „Rusticus, ist Dein Teufel nun abgestraft und plagt er Dich nicht mehr, so läßt mich

meine Hölle nicht in Ruhe. Und darum wirst Du ein gutes Werk thun, wenn Du mit Deinem Teufel die Wuth meiner Hölle bändigen hilfst, wie ich mit meiner Hölle geholfen habe, Deinem Teufel den Stolz zu vertreiben." Rusticus, der von Kräuterwurzeln lebte, war gesondert, in diesem Spiele oft zu passen, und sagte ihr, um die Hölle zu beschwichtigen, brauche man einen ganzen Haufen Teufel; doch wolle er für sie thun, was er irgend im Stande sei. So erfüllte er denn zuweilen noch ihre Wünsche; doch geschah es so selten, daß es nicht mehr sagen wollte, als wenn man einem Löwen eine Bohne in den Rachen wirft. Auch war die Dirne, die Gott nicht ihren Wünschen gemäß zu dienen glaubte, damit gar nicht zufrieden.

Während aber dieser Streit zwischen dem Teufel des Rusticus und der Hölle der Alibech wegen übermäßigen Verlangens und geringer Kräfte noch fortduerte, geschah es, daß in Capsa ein Feuer auskam, und Alibech's Vater mit allen seinen Kindern und sonstiger Familie im eigenen Hause verbrannte, so daß nun Alibech die Erbin des ganzen Vermögens ward. Deshalb begab sich auch ein junger Mann, Namens Neerbal, der alle sein Geld in Großthuereien durchgebracht hatte, wie er hörte, sie sei noch am Leben, auf den Weg, sie zu suchen, und fand sie zu Rusticus großer Freude, noch bevor die Gerichte das Vermögen, das ihrem Vater gehört hatte, als erbloses Gut eingezogen hatten. Er führte sie gegen ihren Willen nach Capsa zurück, heirathete sie und nahm mit ihr das ganze Vermögen hin.

Als aber die Frauenzimmer sie, bevor sie noch bei Neerbal geschlafen hatte, befragten, wodurch sie denn in der Wüste Gott gedient habe, antwortete sie, durch Heimschicken des Teufels in die Hölle, und Neerbal habe eine große Sünde begangen, sie solcher Bestrafung zu entziehen. Die Weiber fragten, wie man denn den Teufel heim in die Hölle schicke, und die Dirne zeigte es ihnen

halb mit Worten und halb mit Zeichen. Darüber mußten jene so sehr lachen, daß sie gar nicht aufhören konnten, und sie sagten: „Liebes Kind, sei deshalb unbesorgt, das kann man auch hier bei uns recht gut thun und Neerbal wird auf dieselbe Weise unserm Herrgott fleißig mit Dir dienen.“ Dann erzählte Eine der Andern in der Stadt die Geschichte und es wurde dort zum Sprichwort, der lustigste Gottesdienst sei, den Teufel heim in die Hölle zu schicken. So ist denn diese Redensart übers Meer gekommen und dauert noch heute fort.

„Drum, meine jungen Damen, müßt auch Ihr, denen die Gnade Gottes gar Noth thut, lernen, wie man den Teufel in die Hölle heimschickt, denn solche Uebungen sieht der liebe Gott gerne, die Parteien ergößen sich daran, und vieles Gute kann dadurch erzeugt werden und auf die Welt kommen.“

Tausend Mal und öfter hatte die Geschichte des Diogenes die sittsamen Mädchen zum Lachen erregt, so spaßhaft kamen ihnen seine Worte vor. Als er aber zum Schlusse kam und die Herrschaft der Königin nun ihr Ende erreicht hatte, nahm sie sich den Lorbeerkrantz vom Haupt, setzte ihn mit vieler Anmut dem Philostratus auf und sagte: „Nun werden wir sehen, ob der Wolf besser verstehen wird, die Schafe zu führen, als bisher Schafe die Wölfe geführt haben.“ Als Philostratus dies hörte, sagte er lächelnd: „Wäre es auf mich angekommen, so hätten die Wölfe den Schäflein eben so gut gelehrt, den Teufel in die Hölle heimschicken, als Rusticus der Alibech. Und so nennt uns denn nicht Wölfe, da Ihr Euch nicht als Schafe benommen habt. Da mir indeß das Regiment übertragen wird, so will ich mein Reich regieren.“ Neophile antwortete ihm: „Höre, Philostratus, statt uns zu lehren zu wollen, hättest Ihr lieber, wie Masetto aus Lamprocchio, von den Nonnen Klugheit lernen und die Spra-

the nicht eher wiederbekommen sollen, als bis die Knochen ohne Lehrmeister pfeifen gelernt hätten.“ Philostratus merkte wohl, daß für jeden seiner Pfeile eine Sichel zur Hand war, er gab deshalb das Wizeln auf und begann statt dessen, sich mit der Regierung des nun ihm übertragenen Reiches zu beschäftigen. Deshalb ließ er sich den Seneschall rufen und sich von ihm berichten, wie weit Alles gebiehen sei; dann ordnete er mit vielem Verstande für die Dauer seiner Herrschaft an, was ihm ziemlich und für das Vergnügen der Gesellschaft förderlich erschien, und wandte sich, als dies geschehen war, mit folgenden Worten zu den Damen:

„Liebevolle Damen, seitdem ich Gut und Böse zu unterscheiden wußte, war ich zu meinem Unglück, wegen der Schönheit der Einen oder Andern unter Euch, dem Amor immer unterworfen. Daß ich demüthig und gehorsam war und in Allem, was ich wußte, aus vollen Kräften seiner Weise nachlebte, hat mir nichts geholfen, vielmehr hat man mich zuerst um eines Andern willen verlassen, und nachher ist es mit immer schlecht und schlechter gegangen und so wird es mir auch wol gehen bis an meinen Tod. Deshalb will ich denn, daß nichts Anderes der Gegenstand unsrer morgenden Geschichten sei, als was meinem Schicksale entspricht, nämlich, die Begebenheiten Derjenigen, deren Liebe üblen Ausgang hatte. Denn auch den Ausgang der meinigen erwarte ich, wenn es lange so fort dauert, höchst betrübt, und allein um dessentwillen hat mir Einer, der wohl wußte, was er that, den Namen beigelegt, bei dem Ihr mich ruft.“ Mit diesen Worten stand er auf und beurlaubte einen Jeden bis zum Abendessen.

Der Garten war so schön und so ergötzlich, daß Keiner aus der Gesellschaft es vorzog ihn zu verlassen, um anderwärts größeres Vergnügen zu finden. Vielmehr unterhielten sie sich, da die schon kühtere Sonne sie nicht mehr daran hinderte, den Rehen, Kaninchen und andern

Thieren nachzueilen, die, während sie sahen, mehr als hundert Mal zwischen ihnen durchgesprungen waren und sie gestört hatten, nun damit, das eine oder andere der selben zu verfolgen. Dioneus und Fiammetta fingen an, von Wilhelm und der Dame von Verju zu singen. Philomena und Pamphilus spielten Schach und so vertrieben sie sich der Eine hiermit, der Andere damit die Zeit, bis, kaum erwartet, die Stunde des Abendessens herankam. Die Tafeln waren bei dem schönen Springquelle gedeckt und sie aßen in großer Fröhlichkeit zu Abend. Darauf forderte Philostratus, um nicht von Denen abzuweichen, die vor ihm Königinnen gewesen waren, Lauretten auf, einen Tanz zu beginnen und ein Lied zu singen. „Herr“ erwiderte sie, „fremde Lieder weiß ich nicht und von den meinigen kann ich keines auswendig, das einer so fröhlichen Gesellschaft hinlänglich entspräche. Wollt Ihr es aber, wie ich es habe, so will ich gerne eines sagen.“ Der König antwortete darauf: „Nichts, was Du gemacht hast, kann anders, als schön und gut sein, und deshalb sage uns eins, wie Du es im Gedächtniß hast.“ Da fing Laurette mit gar sanfter Stimme und in etwas schwermütiger Weise während die Uebrigen antworteten, also an:

Niemand hat Leid empfunden,
Mit so viel Grund zu klagen,
Als ich, die ich von Schmerzen bin umwunden.
Der Herr, auf dessen Wink die Himmel weichen,
Hat mich zu seiner Lust gemacht,
So schön, anmuthig, reizend ohne Gleichen,
Dass, wer hienieden himmelwärts gedacht,
Der Schönheit säh' ein Seichen,
Die droben stets vor seinem Auge lacht;
Allein die Erdennacht
Begriff nicht meine Reize,
Hat mich verschmäht und nimmer schön gefunden.
Wohl war ein Jüngling einst, der voll Verlangen,

Dekameron. I.

Weil zart ich war und klein,
 Mit Arm und mit Gedanken mich umfangen:
 Aus meinen Augen sog er Flammen ein;
 Die Zeit, die schnell vergangen,
 Verwandt' er nur, gefällig mir zu sein.
 Hingebend ward ich sein
 Und fand ihn meiner würdig;
 Jetzt aber, ach, ist solches Glück entchwunden.
 Drauf hat ein Andrer liebend mich erkoren,
 Voll Leidem Uebermuth,
 Weil er sich tapfer dunkt und hochgeboren.
 Der hält voll Eifersucht mich streng in Hüt,
 Leicht falschem Wahns die Ohren;
 Ich aber fühl', in herber Thränenflut,
 Herzweifelnd nur zu gut,
 Das ich, zum Heile Bieler
 Geboren, nun an Einen mich gebunden.
 Mein widriges Geschick muß ich verklagen,
 Das mich betrübt, ach,
 Des Kleiderwechsels willen, ja zu sagen.
 Im dunklen Kleid' einst froh, muß Ungemach
 Ich nun im hellen tragen
 Und überdies des bösen Leumund Schmach.
 O, arger Hochzeitstag,
 Was bin ich nicht gestorben,
 Bevor ich deine Bitterkeit empfunden!
 Geliebter Freund, den ich mit Lust besessen,
 Der keine jemals gleich,
 Du weilst dort oben, in dem Anshaun Dessen,
 Der uns erschaffen hat; erbarme dich
 Der Frau, die zu vergessen
 Dich nie vermag, und überzeuge mich,
 Die Flamm' entzünde sich
 Auf's neu', in der ich glühte;
 Wo nicht, so kürze dieses Lebens Stunden.

Hier endete Laurette ihr Lied, das von Allen überdacht, von Verschiedenen aber verschiedentlich verstanden ward. Die Einen meinten, es komme auf das Mailändische Sprichwort hinaus: besser eine fette Sau, als wie eine schöne Frau; Andre aber erkannten darin einen erhabnen, tieferen und richtiger aufgefaßten Sinn, von dem indeß zu reden jetzt nicht an der Zeit ist. Dann wurden auf des Königs Befehl Wachsfackeln in Menge angezündet und auf dem Rasen und den Blumen mehr andere Lieder noch gesungen, bis alle Sterne sanken, die im Aufsteigen gewesen waren. Nun erst meinte der König, es sei Schlaufenszeit, und hieß deshalb einen Jeden mit der Gutenacht sich in sein Zimmer zurückziehen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

